Der Idiot

Fyodor Dostoyevsky

Digitized by Google

Digitized by Google

Dostoyevsky

F. M. Dostojewski

Der Idiot

Roman in zwei Bänden

Mit einer Einleitung von Moeller van den Bruck

Zweiter Band

R. Piper & Co. Verlag, München, 1918

By

Digitized by Google

PG3327
.G5I3
1918
vol.2

PG3326
.G5I3
1918
vol.2

Sechste bis achte Auflage

Übertragen von E. K. Rahsin

Copyright 1915 by R. Piper & Co., G. m. b. H.,
Verlag in München

Digitized by Google

Dritter Teil

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Es wird bei uns so oft geklagt, daß wir keine praktischen Leute hätten; Staatsmänner zum Beispiel gäbe es unzählige, Generäle nicht minder; Beamte und alle möglichen Räte könne man sogleich in beliebiger Anzahl zur Stelle schaffen – aber praktische Leute gäbe es bei uns trotzdem nicht. Wenigstens klagen alle, daß es sie nicht gäbe. Nicht einmal ein anständiges Eisenbahnpersonal hätten wir auf manchen Strecken aufzuweisen, und die Administration irgendeiner Dampfschiffahrtsgesellschaft zustande zu bringen, sei, wenn man sich eine auch nur einigermaßen erträgliche wünsche, bei uns in Rußland ganz unmöglich. Dort, hört man, sind zwei Eisenbahnzüge zusammengestoßen, oder auf einer neueröffneten Strecke ist eine ganze Brücke mitsamt einigen Waggons eingestürzt; hier, heißt es, hat ein Zug auf offenem Felde fast überwintert: die Fahrt sollte nur ein paar Stunden dauern, man blieb aber ganze fünf Tage im Schnee stecken. Dort, wird erzählt, faulen mehrere Tausend Pud Fracht in den Waggons auf ein und derselben Station und warten drei Monate vergeblich auf Weiterbeförderung, und als ein Kaufmann – es klingt fast unglaublich! – einem der „Administratoren" oder Oberaufseher mit den Bitten um Zustellung der Waren seines Lieferanten lästig geworden war, da hat ihm dieser statt der lagernden Ware eine administrative Ohrfeige verabfolgt und seine Handlungsweise nachher noch damit zu rechtfertigen gesucht, daß er es „im Eifer" getan habe. Man sollte meinen, daß wir

Digitized by Google

doch nachgerade genügend Amts-, Rats-, Gerichts- und noch andere Personen im Staatsdienst haben – in Wirklichkeit kann einem geradezu angst und bange werden vor ihrer unabsehbaren Anzahl! – alle haben im Staatsdienst gestanden, alle stehen darin, und alle haben die Absicht, in Staatsdienste zu treten –, wie sollte man da aus einem solchen Material nicht eine gute Administration zustande bringen, selbst wenn es sich nur um eine Dampfschiffahrtsgesellschaft handelt?!

Auf diese Frage wird uns aber eine so einfache Antwort zuteil, eine so einfache, daß man dieser Antwort überhaupt nicht glauben will.

Freilich, heißt es, freilich stehen bei uns alle im Staatsdienst, oder wenn sie im Augenblick nicht darin stehen, dann haben sie darin gestanden oder werden sie darin stehen, und das geht bei uns schon so seit zweihundert Jahren nach dem schönsten deutschen Vorbild von den Urgroßvätern bis zu den Ururenkeln, – aber gerade die Staatsbeamten, gerade die sind die unpraktischsten Leute der Welt, und es ist ja bei uns sogar so weit gekommen, daß die „Abstraktheit", wenn man sich so ausdrücken darf, und die Mangelhaftigkeit des praktischen Wissens unter den Staatsdienern selbst noch vor kurzem fast als größte Tugend und beste Empfehlung betrachtet wurden. Übrigens sind wir da vom Thema etwas abgekommen, wir wollten ja nur von den „praktischen" Leuten reden. Was nun diese betrifft, so wird wohl niemand leugnen wollen, daß Zaghaftigkeit und der absoluteste Mangel an eigener Initiative bei uns stets für das sicherste und beste Anzeichen eines praktischen Menschen gehalten worden sind,

Digitized by Google

- und ſogar jetzt noch gehalten werden. Doch weshalb immer nur ſich ſelbſt beſchuldigen und ſich Vorwürfe machen . . . das heißt, wenn dieſe Anſicht überhaupt einen Vorwurf in ſich ſchließt? Der Mangel an Originalität wird doch von jeher in der ganzen Welt für die beſte Eigenſchaft und beſte Empfehlung eines tüchtigen, brauchbaren und praktiſchen Menſchen gehalten, und wenigſtens neunundneunzig Prozent der ganzen Menſchheit - es iſt das ſogar noch ſehr niedrig gegriffen - ſind immer dieſer Anſicht geweſen, und höchſtens einer vom Hundert hat beſtändig anders geurteilt, und urteilt auch jetzt noch anders.

Die größten Erfinder und Genies ſind faſt immer zu Beginn ihrer Laufbahn - ſehr oft aber auch noch zu Ende derſelben - von der Geſellſchaft für nichts weniger als ausgeſprochene Dummköpfe gehalten worden: dazu bedarf es keiner Beweiſe. Wenn nun im Laufe von mehreren Jahrzehnten alle Welt ihr Geld auf die Bank ſchleppte und Milliarden dort zu vier Prozent zuſammenſparte, ſo mußte, verſteht ſich, als es mit der Bank ſchließlich einmal ein Ende nahm und die guten Leute ſich wieder auf ihre eigene Initiative angewieſen ſahen, die Mehrzahl dieſer Millionen im Aktionärfieber oder in den Händen von Betrügern verloren gehen -, und da hatte man denn, was Anſtand und Sittlichkeit verlangen! Gerade die Sittlichkeit: denn, wenn die „ſittliche" Zaghaftigkeit und der „anſtändige" Mangel an Originalität bei uns bis jetzt nach allgemeiner Überzeugung die notwendigſten Eigenſchaften eines tüchtigen und brauchbaren Menſchen ſind, ſo wäre es doch gar zu unanſtändig und

Digitized by Google

unsittlich, seine Überzeugung plötzlich zu verändern! Welche zärtlich liebende Mutter wird nicht erschrecken und vor Angst womöglich erkranken, wenn ihr Sohn oder ihre Tochter auch nur ein wenig aus dem Gleise gerät? „Nein, mag es lieber glücklich sein und ohne Originalität in Zufriedenheit und Wohlstand leben," denkt eine jede Mutter, wenn sie ihr Kind wiegt. Und unsere Ammen singen doch mit Vorliebe Wiegenlieder, in denen sie die Zukunft des Kindes so schön wie nur möglich ausmalen: „Wirst noch goldene Kleider tragen, wirst einst ein großer General sein!" Wenn aber unseren Kinderfrauen das General-sein als höchstes russisches Glück erscheint, so muß das doch das populärste nationale Ideal ruhiger, ungetrübter Seligkeit sein! Und in der Tat: wer konnte bei uns, wenn er vorschriftsmäßig die Examina bestanden und fünfunddreißig Jahre abgedient hatte, schließlich nicht General werden und sich auf der Bank eine gewisse Summe zusammensparen? So hat sich denn der Russe fast ohne jede Anstrengung seinerseits schließlich den Ruf eines praktischen Menschen erworben. Genau genommen konnte ja bei uns nur der originelle d. h. der unruhige Mensch *nicht* General werden . . . Vielleicht hat sich hier ein kleines Mißverständnis eingeschlichen, im allgemeinen jedoch scheint es mit der Wahrheit übereinzustimmen, und somit kann man unserer Gesellschaft wegen ihres Ideals eines praktischen Menschen keinen Vorwurf machen.

Nichtsdestoweniger haben wir hier viel Überflüssiges gesagt, denn im Grunde sollten es nur ein paar erklärende Worte über die uns bekannte Familie Jepan-

Digitized by Google

tschin werden. Diese Familie, oder wenigstens die am meisten denkenden Angehörigen derselben, litten beständig unter einem ihnen fast allen mehr oder weniger eigenen Familienfehler, der ungefähr das gerade Gegenteil jener Tugenden war, über die wir soeben philosophiert haben. Ohne die Gründe davon vollkommen zu begreifen – und das war auch nicht so leicht – wurden sie von der Empfindung gepeinigt, daß in ihrer Familie alles ganz anders sei, als bei anderen Menschen und in deren Familien. Bei allen ging es glatt, nur bei ihnen ging es holprig; alle anderen fuhren hübsch im Gleise, nur sie entgleisten jeden Augenblick. Alle waren zaghaft, nur sie waren es nicht. Freilich ängstigte sich Lisaweta Prokofjewna mitunter sogar sehr, aber es war bei ihr doch nie jene sittsame Zaghaftigkeit, die Jepantschins so wertvoll fanden. Übrigens war es eigentlich auch nur Lisaweta Prokofjewna, die sich deshalb so beunruhigt fühlte: die Mädchen waren noch zu jung dazu – wenn auch gewiß nicht zu unintelligent. Der General aber pflegte, wenn er auch manches begriff – was übrigens nicht immer ohne Mühe ging – in allen schwierigen Fällen nur „Hm!" zu sagen oder „Gewiß, gewiß, mein Freund!" worauf er dann doch das weitere seiner Lisaweta Prokofjewna überließ. Damit lag dann auf ihr allein die ganze Verantwortung. Und doch sprang diese Familie durchaus nicht etwa aus bewußtem Hang zur Originalität aus dem Gleise, was allerdings höchst unanständig gewesen wäre, o nein! Davon konnte überhaupt nicht die Rede sein, ich meine, von einem mit Bewußtsein gesetzten Ziel! Aber wie dem auch

Digitized by Google

ſein mochte, jedenfalls war das Reſultat: daß die Familie Jepantſchin, wenn ſie auch noch ſo achtbar erſcheinen mußte, doch irgendwie nicht ſo war, wie ſonſt alle ehrenwerten Familien zu ſein pflegen. In der letzten Zeit hatte nun Liſaweta Prokofjewna begonnen, die Schuld daran nur ſich allein oder vielmehr nur ihrem „unſeligen" Charakter zuzuſchreiben, weshalb ſich denn auch ihre Gewiſſensqualen um ein Beträchtliches vergrößerten. Sie nannte ſich ſelbſt täglich dumm und hypochondriſch, quälte ſich mit ihrem Mißtrauen, fand oft in den einfachſten Dingen keinen Ausweg und hielt jedes Unglück für größer als es war.

Wie bereits früher erwähnt, waren Jepantſchins eine überall ſehr geachtete Familie. Wenn der General auch nicht vornehmer Herkunft und auch ſicherlich nicht ſehr geiſtreich war, ſo war er doch ein reicher und „durch und durch anſtändiger" Mann, der als General „durchaus nicht zu den Letzten" zählte. Übrigens ſcheint eine gewiſſe geiſtige Stumpfheit faſt ein unvermeidliches Attribut jedes Tatmenſchen zu ſein. Die Hauptſache war, daß Iwan Fedorowitſch gute Protektion hatte. Im übrigen war wenigſtens Liſaweta Prokofjewna eine geborene Fürſtin Myſchkin, und das war immerhin nicht zu verachten, obſchon man bei uns auf vornehme Herkunft nicht viel gibt, wenn die Herkunft nicht von Protektion unterſtützt wird. Liſaweta Prokofjewna aber war ſchließlich von ſo hochſtehenden Perſonen liebgewonnen worden, daß deren ganzer Bekanntenkreis ſie gleichfalls zu achten und hochzuſchätzen begonnen hatte. Selbſtverſtändlich quälte

ſie ſich ihres Mannes und ihrer Töchter wegen ganz grundlos; die kleinſten Dinge konnte ſie bis zur Lächerlichkeit vergrößern. Doch das iſt ja gewöhnlich ſo: hat man eine Warze auf der Stirn oder auf der Naſe, ſo ſcheint es einem unwillkürlich, daß alle Menſchen nichts weiter in der Welt zu tun haben, als dieſe Warze anzuſehen, über ſie zu lachen und einen ihretwegen zu verachten, ſelbſt wenn man dabei Amerika entdeckt hätte. Zweifellos wurde Liſaweta Prokofjewna auch in der Geſellſchaft als etwas wunderliche Dame betrachtet, doch, wie geſagt, nichtsdeſtoweniger ſehr geachtet. Das Unglück war nur, daß Liſaweta Prokofjewna ſchließlich an dieſe Achtung nicht mehr glauben wollte. Und wenn ſie ihre Töchter anſah, quälte ſie ſich mit der Angſt, daß ſie deren Lebenslauf verderbe, weil ihr Charakter „lächerlich, unanſtändig und unerträglich“ ſei, was ſie wiederum täglich dieſen ihren Töchtern und ihrem treuen Gatten Iwan Fedorowitſch zum Vorwurf machte, oder weshalb ſie tagelang mit ihnen ſtritt, während ſie ſie gleichzeitig doch bis zur völligen Selbſtverleugnung, wenn nicht bis zur Leidenſchaft, liebte.

Am meiſten quälte ſie die Angſt, daß ihre Töchter ebenſo werden könnten, wie ſie, ihre Mutter, und daß es ſolche jungen Mädchen, wie ihre drei, in der ganzen Welt nicht gäbe und auch gar nicht geben könne. „Nihiliſtinnen ſind ſie, weiter nichts!“ Dieſer traurige Gedanke, der ſie ſchon ein ganzes Jahr gefoltert hatte, ließ ihr namentlich in der letzten Zeit keine Ruhe mehr. „Erſtens: weshalb heiraten ſie nicht?“ fragte ſie ſich fortwährend. „Um ihre Mutter zu quälen, –

Digitized by Google

darin sehen sie doch alle drei ihren Lebenszweck, und das kommt natürlich nur daher, weil sie sich alle diese neuen Ideen in den Kopf gesetzt haben! Schuld ist nichts anderes, als diese verwünschte Frauenfrage! Fiel es denn Aglaja nicht vor einem halben Jahre ein, sich ihr wundervolles Haar abzuschneiden? Großer Gott, selbst ich habe zu meiner Zeit nicht solches Haar gehabt! – Hatte sie doch die Schere schon in der Hand, mußte ich sie doch auf den Knien anflehen, um sie davon abzubringen! ... Nun, Aglaja tat es natürlich nur aus Bosheit, um ihre Mutter zu martern, denn sie ist böse, eigensinnig, verwöhnt und vor allem böse, böse, böse! Aber wollte denn diese Alexandra es ihr nicht schon nachmachen? Die aber wollte es sicher nicht aus Bosheit, nicht aus Launenhaftigkeit, sondern in aufrichtiger Einfalt, wie eine dumme Gans, die sich von Aglaja einreden läßt, daß sie mit kurzem Haar besser werde schlafen können und daß der Kopf ihr nicht mehr weh tun würde? Und wie oft, wie oft, wie oft, – nun schon seit fünf Jahren –, wie oft hätten sie heiraten können! Und es waren doch alles wirklich tadellose Partien, und einzelne doch wirklich reizende Menschen! Worauf warten sie denn, wenn sie nicht heiraten? Was wollen sie eigentlich? Warum wollen sie nicht heiraten? Nur um ihre Mutter zu ärgern – einen anderen Grund haben sie doch nicht! Das ist es! Nur das ist es!"

Endlich aber sollte auch ihr Mutterherz eine Freude erleben: Adelaida verlobte sich. „Gott sei Dank, wenigstens eine vom Halse!" sagte Lisaweta Prokofjewna, wenn sie sich laut über dieses Ereignis äußerte. (Im

Digitized by Google

Herzen drückte sie sich unvergleichlich zärtlicher aus.) Und wie gut, wie tadellos sich das alles abgewickelt hatte! Auch in der Gesellschaft war man des Lobes voll: eine bekannte Persönlichkeit, ein Fürst, reich, ein guter Charakter, und außerdem war noch von beiden Seiten Liebe vorhanden. Was wollte man mehr? Doch um Adelaida hatte sie sich stets am wenigsten gesorgt, wenn auch deren künstlerische Neigungen oft genug ihr stets Unheil fürchtendes Herz beunruhigt hatten. „Dafür hat sie ein heiteres Gemüt und ist nicht so unvernünftig wie die anderen, – die wird nicht untergehen," beruhigte sie sich schließlich. Am meisten jedoch ängstigte sie sich um Aglaja. Was sie aber von der ältesten, Alexandra, denken sollte, wußte sie selbst nicht: sollte sie sich auch um diese ängstigen oder war das überflüssig? Mitunter schien es ihr, daß sie „schon ganz verloren" sei, – „fünfundzwanzig Jahre alt – natürlich bleibt sie unverheiratet! Und das bei ihrer Schönheit!" Lisaweta Prokofjewna weinte sogar ihretwegen nachts, während Alexandra Iwanowna in denselben Nächten den ruhigsten und sorglosesten Schlaf schlief. „Was ist sie eigentlich – Nihilistin, oder ist sie einfach dumm?" Daß sie in Wirklichkeit nicht dumm war, daran zweifelte Lisaweta Prokofjewna selbst keinen Augenblick: sie schätzte selbst Alexandras Urteil sehr und fragte sie gern um Rat. Doch ebensowenig zweifelte sie daran, daß „diese Alexandra" einfach „jedes Temperamentes entbehrte". „Sie ist so ruhig, daß man sie überhaupt nicht in Bewegung bringen kann! Ich weiß wirklich nicht, was ich mit ihnen allen anfangen soll!" Lisaweta

Digitized by Google

Prokofjewna empfand für ihre Älteſte eine ganz unerklärliche Sympathie, in der vielleicht das Mitleid keine ſo geringe Rolle ſpielte, und fühlte ſich zu ihr faſt noch mehr hingezogen, als zu Aglaja, ihrem Abgott. Doch alle ihre biſſigen Bemerkungen – in denen ſich ihre ganze mütterliche Sorge und Sympathie äußerte – erheiterten nur Alexandra; konnten doch mitunter die nichtigſten Dinge Liſaweta Prokofjewna „einfach raſend machen"! So liebte es z. B. Alexandra Iwanowna ſehr, lange zu ſchlafen, und gewöhnlich hatte ſie in der Nacht viele Träume; dieſe Träume jedoch zeichneten ſich alle durch ganz beſondere Sinnloſigkeit aus und waren von einer Unſchuld und Naivität, daß man ſie für Träume eines ſiebenjährigen Kindes hätte halten können. Dieſe Naivität der Träume ihrer Älteſten nun begann aber Liſaweta Prokofjewna aus irgendeinem Grunde geradezu zu empören. Einmal hatte Alexandra neun Hühner im Traume geſehen, und das Reſultat war, daß die Mutter ſich mit ihr ernſtlich entzweite, – weshalb? – das ließe ſich ſchwer erklären. Nur ein einziges Mal gelang es ihr, „etwas Originelles" im Traum zu ſehen, einen Mönch in einer dunklen Zelle, in die einzutreten ſie ſich gefürchtet hatte. Der Traum ward ſogleich von den zwei jüngeren Schweſtern lachend und triumphierend der Mutter erzählt, doch dieſe ärgerte ſich wieder und nannte ſie alle beide dumm. „Hm!" dachte ſie dann ſpäter bei ſich, „Temperament hat ſie nicht, und in Bewegung bringen kann man ſie auch nicht, aber es iſt doch eine Trauer in ihr, weiß Gott, mitunter hat ſie ganz traurige Augen! Was mag ſie nur haben,

Digitized by Google

was?" Bald darauf ſtellte ſie dieſe Frage auch an ihren Gatten Iwan Fedorowitſch, was ſie wie gewöhnlich ſchroff, ungeduldig und beinah wie drohend tat, in offenkundiger Erwartung einer ſofortigen entſcheidenden Antwort. Iwan Fedorowitſch ſagte etliche Male „Hm!" und legte die Stirn in nachdenkliche Falten, bis er dann ſchließlich die Schultern in die Höhe zog, die Hände auseinanderſpreizte und ein etwas lakoniſches Urteil ſprach:

„Muß heiraten!"

„Nur gebe ihr Gott nicht einen ſolchen Mann, wie Sie ſind, Iwan Fedorowitſch!" platzte Liſaweta Prokofjewna zornig heraus; „nicht einen ſo unfähigen Menſchen, der nicht einmal ein Urteil zu fällen verſteht, nicht einen ſo rohen Grobian wie Sie, Iwan Fedorowitſch . . ."

Iwan Fedorowitſch brachte ſich ſchleunigſt in Sicherheit, indem er mit durch Übung erlangter Geſchicklichkeit einen glänzenden Rückzug ausführte, und Liſaweta Prokofjewna beruhigte ſich nach dem Ausbruch wieder ſehr ſchnell. Selbſtverſtändlich wurde ſie noch bis zum Abend desſelben Tages äußerſt aufmerkſam, ſtill, freundlich und liebenswürdig zu Iwan Fedorowitſch, zu ihrem „rohen Grobian" Iwan Fedorowitſch, zu ihrem guten und lieben, ihrem vergötterten Iwan Fedorowitſch, denn ſie liebte ihn nicht nur ihr ganzes Leben lang, ſie war ſogar direkt verliebt in ihren Iwan Fedorowitſch, was Iwan Fedorowitſch ſelbſt ſehr wohl wußte und wofür er ſeine Liſaweta Prokofjewna um keinen Deut weniger liebte und weniger hoch hielt.

Digitized by Google

Doch die größten Sorgen bereitete ihr von jeher Aglaja.

„Ganz, ganz wie ich, mein Ebenbild in jeder Beziehung!“ sagte sich Lisaweta Prokofjewna, „ein eigensinniges, schlechtes, vom Teufel besessenes Ding! Eine Nihilistin, sonderbar in allem, was sie tut – ganz wie ich! – und böse, böse, böse! O, Gott, wie unglücklich sie sein wird!“

Da sollte sie die Freude erleben, daß Adelaida sich verlobte, und fast einen ganzen Monat verbrachte sie ohne Sorgen. Nach der Verlobung Adelaidas hatte man in der Gesellschaft auch mehr über Aglaja zu sprechen begonnen, doch Aglaja hatte sich überall so vortrefflich aufgeführt, so gleichmäßig und klug, so sicher und ... ein wenig stolz vielleicht, aber das stand ihr doch so vorzüglich! Und zur Mutter war sie den ganzen Monat über so nett und lieb gewesen! („Nein, diesen Jewgenij Pawlowitsch muß man sich doch noch genauer ansehn ... übrigens scheint ihm Aglaja noch gar nicht so besonders gewogen zu sein.“) Jedenfalls war sie eine ganz prächtige Tochter gewesen – „und wie schön sie dabei ist, Gott, wie schön sie ist, und mit jedem Tage wird sie noch schöner! Und nun plötzlich ...“

Kaum war nämlich dieser Fürst, dieser „jammervolle Idiot“ aufgetaucht, als plötzlich wieder alles im Hause auf dem Kopf stand!

Aber was war denn geschehen?

Nach der Überzeugung aller Unbefangenen war sicher nichts geschehen. Doch dadurch gerade zeichnete sich ja Lisaweta Prokofjewna aus, daß sie infolge ihrer inneren Unruhe auch in den gewöhnlichsten Din-

Digitized by Google

gen ein Etwas zu entdecken vermochte, das sie mit der argwöhnischsten, der unerklärlichsten, und das heißt soviel wie furchtbarsten Angst erfüllte. Wie mußte ihr aber nun zumute sein, als sie plötzlich in dem Wirrwarr vollkommen unbegründeter Befürchtungen etwas erblickte, das tatsächlich wichtig zu sein schien und tatsächlich ihrer Zweifel, ihres Mißtrauens und der Beängstigungen wert war?

„Nein, wie hat man sich nur unterstehen können, diesen gemeinen anonymen Brief an mich zu schreiben? – daß jenes Geschöpf mit Aglaja in Beziehung stehe!" dachte Lisaweta Prokofjewna ununterbrochen, während sie den Fürsten an der Hand zu ihrer Villa zog und dort auf einen der Stühle am runden Tisch, um den sich die ganze Familie versammelt hatte, Platz zu nehmen nötigte. „Wie hat man daran überhaupt nur zu denken gewagt? Ich müßte ja sterben vor Scham, wenn ich auch nur ein Wort geglaubt und den Brief Aglaja gezeigt hätte! Und so etwas erlaubt man sich uns gegenüber! An allem, allem ist doch nur Iwan Fedorowitsch schuld! Ach, warum sind wir in diesem Sommer nicht nach Jelagin gezogen! Ich wollte doch unbedingt dorthin und nicht hierher nach Pawlowsk! Diesen Brief kann vielleicht die Warjka geschrieben haben, oder vielleicht . . . nein, an allem, an allem ist doch nur Iwan Fedorowitsch schuld! Nur um ihn zum besten zu haben, hat uns dieses Geschöpf das eingebrockt! – zum Andenken an ihre frühere Bekanntschaft, als er ihr noch Perlen schenkte . . . Aber genau genommen sind wir doch alle hineingezogen, mein bester Iwan Fedorowitsch, sowohl Sie wie Ihre Gattin und

Töchter, – junge Damen der besten Gesellschaft, Bräute! – und sie standen keine zehn Schritt vom Wagen, alles haben sie gehört, und auch jene schmutzige Geschichte haben sie mit angehört! Sie können sich jetzt freuen, Iwan Fedorowitsch! Niemals, niemals werde ich das diesem elenden Fürsten verzeihen, niemals! Weshalb ist Aglaja seit drei Tagen hysterisch, weshalb hat sie sich mit beiden Schwestern verzankt, sogar mit Alexandra, der sie doch sonst immer die Hand küßte – so hat sie sie geachtet! Weshalb gibt sie uns seit drei Tagen ein Rätsel nach dem anderen auf? Was hat das mit Gawrila Iwolgin zu bedeuten? Weshalb hat sie ihn gestern und heute so auffallend gelobt, um dann wiederum in Tränen auszubrechen? Weshalb ist auch in dem anonymen Brief von diesem verwünschten ‚armen Ritter' die Rede? Sie aber hat den Brief des Fürsten nicht einmal ihren Schwestern gezeigt! Und weshalb ... mein Gott, weshalb, weshalb bin ich jetzt zu ihm gelaufen, und weshalb habe ich ihn jetzt wieder zu mir geschleppt? Mein Gott, was habe ich getan, bin ich nicht von Sinnen? Mit einem jungen Herrn über die Geheimnisse der eigenen Tochter zu reden, und noch dazu ... über solche Geheimnisse, die womöglich ihn selbst angehen! Gott, ein Glück noch, daß er ein Idiot ist und ... und ... ein Freund unseres Hauses! Nur ... sollte sich Aglaja denn wirklich in diesen Kranken verliebt haben? Gott, was ist mit mir heute! Pfui! Originale sind wir ... Unter Glas müßte man uns setzen, mich als erste, auf einer Ausstellung, für zehn Kopeken Entree ... Nein, das verzeihe ich Ihnen niemals, Iwan Fedorowitsch, niemals

werde ich Ihnen das verzeihen! Weshalb zieht sie ihn jetzt nicht durch die Hechel, wie sie's versprochen? Was versprach sie's denn, wenn sie jetzt ihr Wort nicht hält? – Da! wie sie ihn ansieht! Weshalb geht sie denn nicht fort, wenn sie ihm selbst verboten hat, herzukommen? Jetzt steht sie, schweigt und sieht ihn an . . . Und er ist auch ganz bleich geworden . . . O, dieser verwünschte Schwätzer Jewgenij Pawlowitsch – hat sich des ganzen Gesprächs bemächtigt! Er läßt einen ja überhaupt nicht zu Wort kommen! Ich würde sofort alles erfahren, wenn ich nur endlich sprechen könnte . . ."

Der Fürst saß allerdings ganz bleich am Tisch, und wie es schien war er in großer Erregung; doch gleichzeitig befand er sich wie in einem ihm selbst unerklärlichen, fast atemraubenden Rausch des Entzückens. O, wie fürchtete er sich, in jenen Winkel zu schauen, von wo aus ein Paar bekannter dunkler Augen auf ihn gerichtet waren, deren aufmerksamen, forschenden, prüfenden Blick er fast körperlich zu fühlen meinte. Und wie selig war er doch darüber, daß er jetzt wieder hier unter ihnen sitzen konnte, daß er wieder ihre Stimme hören würde, – selbst nach dem, was sie an ihn geschrieben. „Was wird sie nur jetzt sagen, was wird sie sagen!" Er selbst hatte noch kein Wort gesprochen und bemühte sich krampfhaft, den unaufhaltsam redenden Jewgenij Pawlowitsch zu verstehen, der sich wohl nur selten in einer so zufriedenen und angeregten Stimmung befunden haben mochte, wie an diesem Abend. Der Fürst hörte ihm lange zu, ohne auch nur ein Wort zu begreifen.

Digitized by Google

Außer dem Familienoberhaupt Iwan Fedorowitsch, der noch in der Stadt weilte, waren alle versammelt. Auch Fürst Sch. war zugegen. Wie es schien, hatte man die Absicht, nach einer Weile zu einem Spaziergang aufzubrechen, da am Abend die Militärkapelle spielen sollte. Das Gespräch, in dem man sich befand, mußte bereits vor dem Erscheinen des Fürsten begonnen worden sein. Plötzlich erschien auch noch Koljá auf der Veranda. „Nun, dann hat man ihn hier wieder gut empfangen," dachte der Fürst bei sich.

Die Villa Jepantschin war im Schweizerstil erbaut, machte einen wohlhabenden Eindruck und war von einem wundervollen, zwar nicht sehr großen, doch dafür um so schöneren Blumengarten umgeben. Man saß auf der verandenartigen Terrasse, die ähnlich der Terrasse der Villa Lebedeffs gebaut war, nur, versteht sich, größer und eleganter.

Das Thema des Gesprächs schien nicht allen sonderlich zuzusagen, doch Jewgenij Pawlowitsch, den ein heftiger Disput mit Fürst Sch. auf dieses Thema gebracht hatte, kümmerte sich nicht um die Wünsche der übrigen, die wohl lieber von etwas anderem gesprochen hätten, sondern fuhr in seinen Widerlegungen fort, wozu ihn das Erscheinen des Fürsten noch mehr anzuregen schien. Lisaweta Prokofjewna ärgerte sich über ihn und seine Reden, wenn sie auch kaum ein Wort von dem ganzen Gespräch verstand. Aglaja, die sich etwas abseits hingesetzt hatte, in einen Winkel, blieb dort, hörte zu und schwieg.

„. . . Erlauben Sie," widersprach Jewgenij Pawlowitsch eifrig, „ich habe gegen den Liberalismus

Digitized by Google

nichts einzuwenden. Liberalismus ist keine Sünde, sondern ein notwendiger Teil des Ganzen, das ohne ihn zerfallen oder absterben würde; der Liberalismus hat dieselbe Existenzberechtigung wie der wohlgesittetste Konservatismus; ich greife aber doch nur den russischen Liberalismus an, und, ich wiederhole, greife ihn nur deshalb an, weil der russische Liberale nicht ein russischer Liberaler, sondern eben ein nichtrussischer Liberaler ist. Geben Sie mir einen wirklich russischen Liberalen und ich werde ihm in Ihrer aller Gegenwart sogleich einen Kuß geben."

„Vorausgesetzt, daß er sich von Ihnen küssen läßt", versetzte Alexandra Iwanowna, die ungewöhnlich angeregt zu sein schien. Sogar ihre Wangen hatten sich gerötet.

„Seht doch mal!" dachte Lisaweta Prokofjewna bei sich, „sonst versteht sie nur zu schlafen und zu essen, und jetzt plötzlich tut sie auch zum Sprechen den Mund auf!"

Der Fürst bemerkte flüchtig, daß Alexandra Iwanowna Jewgenij Pawlowitschs Heiterkeit, mit der er über ein so ernstes Thema sprach, sehr zu mißfallen schien, denn wenn sich dieser auch scheinbar ereiferte, so konnte man andererseits doch fast glauben, daß er nur scherze.

„Ich behauptete soeben – kurz bevor Sie kamen, Fürst –" fuhr Jewgenij Pawlowitsch fort, „daß wir bis jetzt nur Liberale aus zwei Gesellschaftsklassen gehabt haben: aus dem Kreise der Intellektuellen, aus dem Stande der ehemaligen Gutsbesitzer und der Klasse der Seminaristen, Popensöhne, Lehrer. Da sich

Digitized by Google

aber nun jeder dieser Stände mit der Zeit zu einer richtigen Kaste ausgebildet hat, zu etwas von der übrigen Nation ganz Abgesondertem, und dieser Zustand sich von Generation zu Generation noch verschärft, so ist folglich auch alles das, was sie getan haben oder noch tun, im höchsten Grade nicht national ..."

„Was? Alles, was getan worden ist, alles das – sei nicht russisch?" unterbrach ihn Fürst Sch.

„Nicht national; wenn es auch russisch ist, so ist es doch nicht national; die Liberalen sind bei uns nicht russisch und auch die Konservativen sind bei uns nicht russisch. Und Sie können überzeugt sein, daß die Nation nichts von dem anerkennt, was von den Gutsbesitzern und Seminaristen getan worden ist, – weder tut sie es jetzt, noch wird sie es später tun ..."

„Das ist mal gut! Wie kannst du ein solches Paradox behaupten? wenn du es im Ernst tust! Ich kann solche Angriffe auf den russischen Gutsbesitzer nicht zulassen; du bist doch selbst ein russischer Gutsbesitzer", widersprach ihm Fürst Sch. eifrig.

„Aber ich rede ja doch nicht in dem Sinne vom russischen Gutsbesitzer, wie du es auffaßt. Es ist ein überaus ehrenwerter Stand, und wenn auch nur, sagen wir, deshalb, weil ich zu ihm gehöre; namentlich jetzt, nachdem er aufgehört hat, Kaste zu sein ..."

„Sollte denn wirklich auch in der Literatur nichts Nationales geschaffen worden sein?" unterbrach ihn Alexandra Iwanowna.

„Ich bin in der Literatur nicht sehr bewandert, aber meiner Meinung nach ist auch unsere ganze Lite-

Digitized by Google

ratur nicht russisch, ausgenommen höchstens Lomonossoff, Puschkin und Gogol."

„Erstens war das nicht wenig, und zweitens war der eine aus dem Volk und die zwei anderen waren – Gutsbesitzer!" bemerkte Adelaida lachend.

„Ganz recht, doch triumphieren Sie nicht zu früh. Da es nur diesen dreien von allen russischen Schriftstellern gelungen ist, etwas tatsächlich Eigenes, ihr Eigenstes zu sagen, etwas, das sie von keinem anderen entlehnt haben, so sind diese drei sogleich auch national geworden; wer von uns Russen etwas Eigenes, etwas unanfechtbar Eigenes, von keinem Entlehntes sagt, wird unfehlbar sogleich national, und wenn er auch nur schlechtes Russisch spräche. Das ist für mich ein Axiom. Doch wir wollten ja nicht von der Literatur sprechen, wir sprachen von den Sozialisten. Und so behaupte ich denn nochmals, daß wir keinen einzigen russischen Sozialisten haben; weder jetzt noch früher, denn alle unsere sogenannten Sozialisten sind ausnahmslos aus den Gutsbesitzern und Intellektuellen hervorgegangen. Selbst unsere überzeugtesten, verschriensten Sozialisten, sowohl die hiesigen wie die im Auslande lebenden, sind nichts anderes, als liberale Gutsbesitzer aus der Zeit der Leibeigenschaft. Weshalb lachen Sie? Geben Sie mir ihre Bücher, geben Sie mir ihre Theorien, geben Sie mir alle ihre Memoiren, und ich werde, ohne Literaturkritiker zu sein, die überzeugendste literarische Kritik schreiben, in der ich sonnenklar beweisen werde, daß jede Seite ihrer Bücher, Broschüren und Memoiren in erster Linie von dem ehemaligen russischen Gutsbesitzer geschrieben ist. Ihr Unwille, ihre Wut, ihr

Digitized by Google

Esprit – alles ist gutsbesitzerhaft; ihr Entzücken, ihre Ekstase, ihre Tränen, ihre vielleicht sogar aufrichtigen Tränen – sind gutsbesitzerhaft! Oder seminaristenhaft ... Sie lachen wieder, und auch Sie lachen, Fürst? Sie sind gleichfalls nicht damit einverstanden?"

Da alle lachten, hatte auch der Fürst gelächelt.

„Das kann ich so direkt noch nicht sagen, ob ich einverstanden bin oder nicht," sagte der Fürst, indem er sogleich ernst wurde – er war sogar wie ein ertappter Schüler zusammengezuckt, als sich Jewgenij Pawlowitsch plötzlich an ihn gewandt hatte – „aber ich versichere, daß ich Ihnen sehr gespannt zuhöre ..." brachte er fast atemlos hervor, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Es waren das die ersten Worte, die er hier sprach, und instinktiv wollte er sich umschauen, doch wagte er es nicht. Jewgenij Pawlowitsch erriet es und lächelte.

„Ich werde Ihnen, meine Damen und Herren, eine Tatsache mitteilen," fuhr er im selben Ton fort, so, als wäre er mit ungeheurem Eifer bei der Sache und mache doch dabei gleichzeitig sich fast lustig, lache womöglich über seine eigenen Worte, „eine Tatsache, deren Beobachtung und sogar Entdeckung ich die Ehre habe, mir, und zwar mir ganz allein, zuschreiben zu dürfen; wenigstens ist davon noch niemals gesprochen oder geschrieben worden. In dieser Tatsache drückt sich das ganze Wesen jenes Liberalismus, jener Art von Liberalismus aus, von der ich rede. Erstens: was ist denn der Liberalismus anderes, im allgemeinen gesprochen, als ein Herfallen – ob ein vernünftiges oder unvernünftiges ist eine andere

Digitized by Google

Frage –, ein Herfallen über die beſtehende Ordnung der Dinge? So iſt es doch? Nun, dieſe meine Beobachtung beſteht aber darin, daß der ruſſiſche Liberalismus kein Herfallen über die beſtehende Ordnung der Dinge iſt, ſondern ein Herfallen über das Weſen unſerer Dinge, über die Dinge ſelbſt – nicht nur über deren Ordnung, nicht über die ruſſiſchen ‚Ordnungen', wenn man ſich ſo ausdrücken darf, ſondern über Rußland. Unſer Liberaler iſt ſchließlich ſo weit gekommen, daß er Rußland ſelbſt verneint, alſo ſeine eigene Mutter haßt und ſchlägt; jede mißglückte ruſſiſche Tat erweckt in ihm Gelächter, wenn nicht gar Entzücken. Er haßt die Volksbräuche, die ruſſiſche Geſchichte, alles. Wenn es eine Rechtfertigung für ihn gibt, ſo kann es höchſtens die ſein, daß er ſelbſt nicht weiß, was er tut, und ſeinen Haß für den fruchtbarſten Liberalismus hält. O, Sie können bei uns oft einen Liberalen ſehn, dem die übrigen begeiſtert Beifall ſpenden, und der vielleicht im Grunde genommen der unſinnigſte, ſtumpfſte und gefährlichſte Konſervative iſt, ohne es ſelbſt auch nur zu ahnen! Dieſer Haß auf Rußland wurde vor noch nicht allzu langer Zeit von manchen unſerer Liberalen faſt für die wirkliche Liebe zum Vaterlande gehalten, und ſie taten noch groß damit, daß ſie beſſer ſähen, als die anderen, worin dieſe Liebe beſtehen müſſe; jetzt jedoch ſind ſie bereits aufrichtiger geworden, jetzt ſchämen ſie ſich des Wortes ‚Vaterlandsliebe', ja, ſie wollen ſogar den Begriff desſelben als ſchädlich und dumm ausrotten und aus der Welt ſchaffen; dieſe Tatſache iſt an ſich vollkommen richtig, dafür komme ich auf

und, einmal wenigstens muß man doch die Wahrheit ganz aussprechen, einfach und offen. Gleichzeitig ist aber diese Tatsache in keinem anderen Jahrhundert und bei keinem anderen Volke zu finden, folglich ist sie eine zufällige und vorübergehende, ich gebe es zu. Kann es doch in keinem Lande einen Liberalen geben, der sein eigenes Vaterland haßt. Womit nun läßt sich das bei uns erklären? Ich denke, nur damit, worauf ich bereits vorhin hinwies: daß der russische Liberale vorläufig noch gar kein russischer Liberaler ist. Und zwar ist das die einzige Erklärung, meine ich."

„Ich fasse alles, was du da gesagt hast, als Scherz auf, Jewgenij Pawlowitsch", bemerkte der Fürst Sch. sehr ernst.

„Ich habe nicht alle Liberalen gesehen und kann daher auch nicht urteilen," sagte Alexandra Iwanowna, „aber ich habe mit Unwillen Ihre Auffassung angehört: Sie haben einen einzelnen Fall zur allgemeinen Regel erhoben, folglich haben Sie verleumdet."

„Einen einzelnen Fall? A – a! Weil das Wort jetzt ausgesprochen ist!" griff sogleich Jewgenij Pawlowitsch auf. „Fürst, wie denken Sie darüber, ist es ein einzelner Fall oder nicht?"

„Ich muß zwar gleichfalls sagen, daß ich wenig ... Liberale gesehen und auch nur wenig mit solchen gesprochen habe," sagte der Fürst, „doch will es mir trotzdem scheinen, daß Sie vielleicht in gewissem Sinne recht haben ... daß jener russische Liberalismus, von dem Sie sprechen, allerdings geneigt ist, Rußland selbst zu hassen, und nicht nur etwa die staatliche

Digitized by Google

Ordnung der Dinge bei uns. Natürlich ist das nur zum Teil wahr . . . selbstverständlich kann man das nicht von allen sagen . . ."

Er stockte und verstummte, ohne seinen Gedanken ganz auszusprechen. Man sah es ihm jedoch an, daß das Gespräch sein Interesse in hohem Maße erweckt hatte, ungeachtet seiner sonstigen inneren Erregung. Die ungewöhnliche Naivität der Aufmerksamkeit, mit der der Fürst allem zuhörte, was ihn auch nur einigermaßen interessierte, und mit der er dann auch seine Antworten gab, wenn man sich an ihn wandte, machte mitunter einen ganz eigentümlichen Eindruck. Diese Naivität, dieses blinde Vertrauen, das von Spott und Scherz nichts zu ahnen schien, drückte sich nicht nur in seinem Gesicht, sondern auch in seiner ganzen Körperhaltung aus.

Jewgenij Pawlowitsch hatte sich noch nie anders als mit einem feinen, ganz feinen Spottlächeln an ihn gewandt, doch jetzt, nachdem ihm diese Antwort zuteil geworden, blickte er ihn zum erstenmal mit völlig ernstem Gesicht an, ganz als hätte er nie und nimmer eine solche Antwort von ihm erwartet.

„Also . . . wie Sie das doch sonderbar . . ." begann er verwundert, „. . . Und Sie haben mir wirklich im Ernst geantwortet, Fürst?"

„Ja, haben Sie denn nicht auch im Ernst gefragt?" versetzte der Fürst erstaunt.

Alle lachten.

„Glauben Sie das doch nicht," Adelaida lachte, „Jewgenij Pawlowitsch treibt mit allem und allen nur seinen Spott! Wenn Sie erst wüßten, von was

Digitized by Google

für Dingen er bisweilen wie von etwas durchaus Ernstzunehmendem redet!"

„Ich finde, daß man mit so ernsten Dingen nicht scherzen sollte, lassen wir daher dieses Gespräch," versetzte Alexandra unwillig. „Wir wollten doch spazieren gehen."

„Gewiß, gehen wir, der Abend ist wundervoll!" rief Jewgenij Pawlowitsch lebhaft aus. „Doch um Ihnen zu beweisen, daß ich diesmal im Ernst gesprochen habe, um es vor allem Ihnen zu beweisen, Fürst – Sie haben mich in der Tat außerordentlich zu interessieren gewußt, Fürst, und ich versichere Sie, daß ich denn doch noch nicht ein so leerer Mensch bin, wie es den Anschein haben muß . . . obschon ich in der Tat ein leerer Mensch bin! – und . . . wenn Sie erlauben, meine Damen und Herren, werde ich nur noch eine, meine letzte Frage an den Fürsten stellen, nur aus besonderem Interesse, und damit wollen wir dann die Sache beenden. Diese Frage ist mir erst vor etwa zwei Stunden in den Sinn gekommen – wie Sie sehen, Fürst, denke ich bisweilen auch über ernste Dinge nach; ich selbst habe mir meine Frage bereits beantwortet, doch wollen wir sehen, was nun der Fürst zu ihr sagen wird. Soeben ist hier von einem ‚einzelnen Fall' gesprochen worden. Dieses Wort ist bei uns sehr bedeutungsvoll, man hört es gar zu oft. Vor nicht langer Zeit wurde so viel geschrieben und gesprochen von diesem entsetzlichen Morde der sechs Menschen . . . den ein ganz junger Mann begangen hatte, und von der wunderlichen Rede des Verteidigers, in der dieser es

Digitized by Google

ganz natürlich fand, daß dem Angeklagten infolge seiner Armut der Gedanke gekommen war, diese sechs Menschen zu ermorden. Er hat es zwar nicht so kurz und mit diesen Worten gesagt, doch der Sinn seiner Rede war kein anderer. Meiner persönlichen Ansicht nach ist der Verteidiger, als er diesen so seltsamen Gedanken ausgesprochen, fest überzeugt gewesen, daß er das Liberalste, Humanste und Fortgeschrittenste gesagt habe, das man in unserer Zeit überhaupt sagen könnte. Nun, was aber meinen Sie, welches wäre Ihre Meinung: ist diese Entstellung unserer bisherigen Begriffe und Überzeugungen, die Möglichkeit einer so schiefen Auffassung der Sache ein einzelner Fall oder ein allgemeiner Ausdruck?"

Wieder lachten alle.

„Ein einzelner, selbstverständlich ein einzelner!" sagten Alexandra und Adelaida lachend.

„Erlaube mir, zu bemerken, Jewgenij Pawlowitsch," wandte Fürst Sch. ein, „daß dieser Prozeßscherz schon mehr als alt ist ..."

„Was meinen Sie, Fürst?" fragte Jewgenij Pawlowitsch, ohne den anderen anzuhören, als er den neugierigen ernsten Blick des Fürsten Lew Nikolajewitsch auffing, mit dem ihn dieser ansah. „Wie scheint es Ihnen: ist es ein einzelner, sozusagen ein Privatfall, oder ein typischer? Ich habe, offen gestanden, nur für Sie diese Frage ausgedacht."

„Nein, kein einzelner Fall", sagte leise doch fest der Fürst.

„Aber ich bitte Sie, Lew Nikolajewitsch!" rief fast unwillig Fürst Sch. aus, „sehen Sie denn nicht,

Digitized by Google

daß er Ihnen nur Fallen ſtellt! Er treibt doch nur Scherz und will Sie fangen."

„Ich dachte, Jewgenij Pawlowitſch habe im Ernſt geſprochen", entſchuldigte ſich der Fürſt; das Blut ſtieg ihm heiß ins Geſicht, und er ſenkte den Blick zu Boden.

„Mein lieber Fürſt," fuhr Fürſt Sch. fort, „entſinnen Sie ſich noch deſſen, was wir einmal vor drei Monaten ſprachen? Wir ſprachen gerade über unſer Rechtsweſen und meinten, daß wir unter unſeren Juriſten eine ganze Reihe von wirklich bemerkenswerten und talentvollen Verteidigern hätten, und auf wie viele, wie viele im höchſten Grade bemerkenswerte Urteile der Geſchworenen könne man nicht bereits hinweiſen! Und wie Sie ſich darüber freuten, und wie ich mich über Ihre Freude freute! ... Wir ſagten noch, daß wir ſtolz ſein könnten ... Dieſe ungeſchickte Verteidigungsrede aber iſt ſelbſtverſtändlich ein Ausnahmefall, eine Eins unter Tauſenden ..."

Fürſt Lew Nikolajewitſch dachte nach und antwortete dann offenbar feſt überzeugt, wenn er auch nur leiſe und faſt ſchüchtern ſprach:

„Ich wollte nur ſagen, daß die Entſtellung der Ideen und Begriffe, wie ſich Jewgenij Pawlowitſch ausdrückte, ſehr oft vorkommt und weit mehr ein typiſcher als ein einzelner Fall iſt, leider. Und das ſogar in dem Maße, daß es vielleicht, wenn dieſe Entſtellung nicht ſo allgemein wäre, vielleicht auch weniger ſolche unmöglichen Verbrechen geben würde, wie jetzt."

„Unmögliche Verbrechen? Aber ich verſichere Sie,

Digitized by Google

daß es genau ſolche Verbrechen und noch viel ſchrecklichere auch früher gegeben hat, und nicht nur bei uns, ſondern überall, und meiner Anſicht nach werden ſie ſich auch noch ſehr lange fortſetzen und wiederholen. Der Unterſchied beſteht nur darin, daß ſie früher weniger bekannt wurden, während jetzt alle Zeitungen ſpaltenlange Berichte von jeder neuen Mordtat bringen, und deshalb ſcheint es dann, daß dieſe Verbrechen erſt jetzt aufgetaucht ſind. Sehen Sie, das iſt Ihr ganzer Irrtum, lieber Fürſt, ein ſehr naiver Irrtum, kann man ſagen", ſchloß mit etwas ſpöttiſchem Lächeln Fürſt Sch.

„Ich weiß es ſelbſt, daß es auch früher ſehr viele Verbrechen gegeben hat," entgegnete Lew Nikolajewitſch, „und zwar ebenſo entſetzliche wie jetzt. Ich bin noch vor kurzem in Gefängniſſen geweſen und es iſt mir ſogar gelungen, mit einzelnen Verbrechern und Angeklagten näher bekannt zu werden. Es gibt ſogar noch viel entſetzlichere Mörder als dieſe hier, Verbrecher, die ganze zehn Menſchen ermordet haben und ihre Tat nicht im geringſten bereuen. Aber es iſt mir bei der Gelegenheit doch eines aufgefallen: daß ſelbſt der eingefleiſchteſte und kälteſte Mörder, der nicht die geringſte Reue empfindet, dennoch weiß, daß er ein Verbrecher iſt, vor ſeinem Gewiſſen weiß, daß er ſchlecht gehandelt hat, wenn er dabei vielleicht auch keine Reue empfindet. Und ſo iſt ein jeder von ihnen. Dieſe aber, von denen Jewgenij Pawlowitſch ſpricht, wollen ſich nicht für Verbrecher halten und ſind innerlich feſt überzeugt, daß ſie das Recht dazu gehabt und ſogar etwas ſehr Gutes getan haben oder

Digitized by Google

doch fast etwas Gutes. Und darin besteht eben, meiner Ansicht nach, der ganze furchtbare Unterschied. Und nicht zu vergessen, daß diese Verbrecher noch alle sehr jung sind, sich gewöhnlich in einem Alter befinden, in dem man am leichtesten und wehrlosesten den Entstellungen gewisser Ideen gegenübersteht."

Fürst Sch. hatte aufgehört zu lachen und hörte verwundert dem Fürsten zu. Alexandra Iwanowna, die noch etwas hatte bemerken wollen, sagte nichts mehr, als hätte sie ein besonderer Gedanke davon zurückgehalten. Jewgenij Pawlowitsch sah aber den Fürsten ganz verblüfft an, und diesmal war tatsächlich keine Spur von einem Lächeln in seinem Gesicht zu bemerken.

„Nun, warum sind Sie denn so erstaunt, mein Herr?" trat ganz plötzlich Lisaweta Prokofjewna für den Fürsten ein. „Meinten Sie, daß er zu dumm sei, um ebenso wie Sie denken zu können?"

„N-nein, das nicht," brachte Jewgenij Pawlowitsch etwas verwirrt hervor, „nur . . . wie haben Sie denn, Fürst – verzeihen Sie meine Frage – wenn Sie das selbst sehen und bemerken, wie haben Sie dann, Verzeihung, in dieser sonderbaren Angelegenheit . . . die da vor ein paar Tagen . . . Burdowskij hieß der Mann, wenn ich nicht irre . . . wie haben Sie dann in dieser Affäre dieselbe Entstellung der Ideen und sittlichen Überzeugungen nicht gesehen? Das war doch ganz genau dasselbe! Es schien mir damals, daß Sie es überhaupt nicht bemerkt hätten."

„Hören Sie mal, mein Lieber," wandte sich Lisaweta Prokofjewna mit geröteten Wangen an Jewgenij

Digitized by Google

Pawlowitſch, „wir hier haben es alle bemerkt und ſitzen jetzt und tun groß vor ihm, er aber hat heute einen Brief von dem Hauptanführer erhalten, von dem finnigen, entſinnſt du dich, Alexandra? In dieſem Brief bittet er ihn um Verzeihung, wenn auch auf ſeine Art, und teilt mit, daß er mit jenem Freunde gebrochen habe, der ihn da aufhetzte, – entſinnſt du dich, Alexandra? Und daß er dem Fürſten jetzt mehr Glauben ſchenkt als ihnen. Nun, wir aber haben einen ſolchen Brief noch nicht erhalten, und da iſt es vielleicht etwas wenig am Platz, wenn wir hier vor ihm unſere Naſen hochheben.“

„Und Hippolyt iſt ſoeben gleichfalls beim Fürſten eingetroffen!“ rief Koljá.

„Wie? Iſt er ſchon hier?“ fuhr der Fürſt faſt erſchrocken auf.

„Ja, Sie waren gerade mit Liſaweta Prokofjewna fortgegangen; ich brachte ihn.“

„Da haben wir's!“ fuhr Liſaweta Prokofjewna ſogleich empört auf, ohne daran zu denken, daß ſie ſoeben erſt den Fürſten gelobt hatte. „Ich wette, daß er geſtern in ſeine Dachſtube geklettert iſt und ihn auf den Knien um Verzeihung gebeten hat, damit dieſe giftige Fliege ſich dazu herabließe, hierherzukommen und bei ihm zu wohnen! Du biſt doch geſtern bei ihm geweſen? Du haſt es doch vorhin ſchon geſtanden! Ja oder nein? Haſt du vor ihm auf den Knien gelegen, ſprich!“

„Durchaus nicht!“ rief Koljá ebenſo empört wie Liſaweta Prokofjewna. „Ganz im Gegenteil: Hippolyt hat ſeine Hand erfaßt und ſie zweimal geküßt, ich habe es ſelbſt geſehen, und damit endete die ganze Unter-

redung! Der Fürſt hatte ihm nur geſagt, daß er es hier in Pawlowsk leichter haben würde, und Hippolyt war ſofort einverſtanden, herüberzufahren, ſobald er ſich nur etwas beſſer fühle . . ."

„Das haben Sie ganz unnötigerweiſe geſagt, Koljá" . . . murmelte der Fürſt betreten, indem er nach ſeinem Hut griff, „weshalb erzählen Sie das, ich . . ."

„Wohin?" hielt ihn Liſaweta Prokofjewna auf.

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Fürſt," fuhr Koljá fort, „gehen Sie jetzt nicht zu ihm, es würde ihn nur aufregen, die Fahrt hat ihn ſowieſo ſchon ſo angegriffen, daß er ſogleich eingeſchlafen iſt. Er iſt ſehr froh. Und wiſſen Sie, Fürſt, ich glaube, es iſt viel beſſer ſo, daß er Sie nicht ſogleich ſieht, ſchieben Sie es noch bis morgen auf, ſonſt würde er ſich ja doch unbedingt wieder ſo tief vor Ihnen ſchämen. Heute morgen ſagte er, daß er ſich lange nicht ſo gut und ſo leicht gefühlt habe, und er huſtete auch viel weniger."

Der Fürſt bemerkte, daß Aglaja ſich plötzlich erhob und an den Tiſch trat. Er wagte nicht, hinzuſehen, aber er fühlte mit jeder Fiber, daß ſie ihn anſah, vielleicht ſogar zornig anſah, mit einem deutlichen Unwillen in ihrem dunklen Blick, und mit gerötetem Geſicht.

„Mir will es aber ſcheinen, daß Sie ihn ganz unnütz hierhergebracht haben, Nikolai Ardalionowitſch, wenn Sie nur von demſelben ſchwindſüchtigen Knaben ſprechen, der damals auf der Terraſſe zu weinen begann und uns alle zu ſeiner Beerdigung einlud," bemerkte Jewgenij Pawlowitſch. „Er ſprach damals ſo

Digitized by Google

ſchön von der Brandmauer des Nachbarhauſes, daß er ſich bald nach ihr zurückſehnen wird, deſſen können Sie ſicher ſein.“

„Natürlich! – er wird launiſch werden, wird mit dir ſtreiten, ihr werdet euch in die Haare geraten und dann fährt er fort und läßt dich ſitzen – da haſt du's dann!“

Und Liſaweta Prokofjewna zog würdevoll ihr Handarbeitstäſchchen zu ſich heran, ohne daran zu denken, daß ſich alle bereits zum Spaziergang erhoben hatten.

„Soviel mir erinnerlich iſt, prahlte er ſogar ſehr mit dieſer Wand,“ bemerkte wieder Jewgenij Pawlowitſch. „Ohne dieſe Wand wird er nicht ‚ſchön‘ ſterben können, er aber will doch vor allen Dingen gerade ‚ſchön‘ ſterben.“

„Nun, was iſt denn dabei?“ murmelte der Fürſt. „Wenn Sie ihm nicht vergeben wollen, ſo wird er doch auch ohne Ihre Vergebung ſterben ... Jetzt iſt er wegen der Bäume hergekommen.“

„O, was mich betrifft, ſo bin ich gern bereit, ihm alles zu vergeben, deſſen können Sie ihn verſichern.“

„Nein, das iſt nicht ſo zu verſtehen,“ ſagte leiſe und gleichſam widerſtrebend der Fürſt, indem er fortfuhr, unbeweglich auf einen Punkt des Fußbodens zu ſehen, ohne den Blick zu erheben, „ſondern ſo, daß auch Sie bereit waren, von ihm die Vergebung zu empfangen.“

„Ich? Wozu denn das? Was habe ich denn verbrochen?“

„Wenn Sie das nicht verſtehen, ſo ... aber Sie verſtehen es doch. Er wollte damals ... Sie alle

ſegnen und auch von Ihnen Segen empfangen, und das war alles . . ."

„Lieber Fürſt," unterbrach ihn Fürſt Sch. etwas furchtſam, wie es ſchien, als wolle er ſchnell vorbeugen, nachdem er mit jemand einen Blick ausgetauſcht hatte, „das Paradies iſt auf Erden nicht ſo leicht zu erwerben, Sie aber rechnen doch auch ein wenig auf ein irdiſches Glück. Nein, das Paradies iſt eine ſchwere Sache, lieber Fürſt, viel ſchwerer, als es Ihrem prächtigen Herzen ſcheint. Doch brechen wir ab, ſonſt geraten wir wieder in eine Debatte und dann . . ."

„Gehen wir, wir wollten doch die Muſik anhören", ſagte Liſaweta Prokofjewna ſchroff und erhob ſich ärgerlich.

Ihrem Beiſpiel folgten auch die anderen.

Digitized by Google

II.

Plötzlich trat der Fürst auf Jewgenij Pawlowitsch zu.

„Jewgenij Pawlowitsch," sagte er in seltsamer Erregung und er streckte ihm die Hand entgegen, „seien Sie überzeugt, daß ich Sie für den edelsten und besten Menschen halte, trotz allem; seien Sie davon überzeugt . . ."

Jewgenij Pawlowitsch trat sogar einen Schritt zurück vor Erstaunen. Einen Augenblick lang mußte er sich Gewalt antun, um nicht hell aufzulachen, doch nachdem er etwas aufmerksam den Fürsten angesehen, bemerkte er, daß dieser sich in einem ganz eigentümlichen Zustande befand: er war wie außer sich.

„Ich bin überzeugt," rief er aus, „daß Sie, Fürst, gar nicht das sagen wollten und vielleicht sogar auch gar nicht zu mir das sagen wollten . . . Aber was ist Ihnen? Ist Ihnen schlecht?"

„Vielleicht, ja, es ist sogar sehr möglich, daß ich gar nicht, das . . . Sie haben das sehr fein bemerkt, daß ich vielleicht gar nicht auf Sie zutreten wollte!"

Und nachdem er das gesagt, lächelte er sehr sonderbar, lächelte er fast lächerlich. Doch plötzlich ging

Digitized by Google

ein Zuſammenzucken über ſeine Geſtalt, er rief laut aus:

„Erinnern Sie mich nicht daran, was ich damals tat, vor drei Tagen! Ich habe mich dieſe ganzen drei Tage unſäglich geſchämt ... Ich weiß, daß ich ſchuldig bin ...“

„Ja .... ja aber, was haben Sie denn ſo Furchtbares begangen?“

„Ich ſehe, daß Sie ſich vielleicht am meiſten für mich ſchämen, Jewgenij Pawlowitſch. Sie erröten, das iſt das Zeichen eines guten Herzens. Ich werde ſogleich fortgehen, ſeien Sie überzeugt.“

„Aber was hat er nur!“ wandte ſich Liſaweta Prokofjewna ganz erſchrocken an Koljá. „Fangen etwa ſeine Anfälle ſo an?“

„Beunruhigen Sie ſich nicht, Liſaweta Prokofjewna, ich habe keinen Anfall, ich werde ſogleich gehen. Ich weiß, daß ich ... von der Natur zurückgeſetzt bin. Ich war vierundzwanzig Jahre lang krank, jawohl, bis zu meinem vierundzwanzigſten Lebensjahr. So ... müſſen Sie mich auch jetzt als Kranken beurteilen. Ich werde ſogleich fortgehen, ſogleich, ich verſichere Sie. Ich erröte nicht – denn es wäre doch ſonderbar, deshalb zu erröten, nicht wahr? – aber in der Geſellſchaft bin ich überflüſſig ... Ich ſage das nicht aus gekränkter Eigenliebe ... Ich habe in dieſen drei Tagen nachgedacht und bin zu der Einſicht gekommen, daß ich, wenn ich mich jetzt ganz zurückziehe, Sie darüber bei der erſten Gelegenheit aufklären muß. Es gibt Ideen, es gibt hohe Ideen, von denen zu reden ich gar nicht anfangen darf, denn

Digitized by Google

ich würde doch nur alle erheitern; Fürſt Sch. hat mich ſoeben daran erinnert ... Ich habe kein Benehmen, ich kenne kein Maßhalten; meine Worte entſprechen nicht meinen Gedanken — das aber iſt eine Erniedrigung dieſer Gedanken. Und deshalb habe ich kein Recht ... Zudem bin ich noch mißtrauiſch, ich ... ich bin überzeugt, daß mich in dieſem Hauſe niemand kränken will und man mich mehr liebt, als ich es wert bin, aber ich weiß, ich weiß ja doch ganz genau, daß von einer vierundzwanzigjährigen Krankheit unbedingt etwas nachgeblieben ſein muß, ſo daß man bisweilen ... unwillkürlich über mich lachen muß ... nicht wahr, ſo iſt's doch?"

Er ſchien eine Antwort, eine Entſcheidung zu erwarten, indem er ſich fragend im Kreiſe umſah. Doch alle ſtanden noch ganz überraſcht und verwundert unter dem Eindruck dieſes unerwarteten, krankhaften, und wie man meinen ſollte, in jedem Falle grundloſen Ausfalls, und niemand ſagte ein Wort.

„Weshalb ſagen Sie das hier?" ſtieß plötzlich Aglaja zitternd hervor. „Weshalb ſagen Sie das ihnen? ihnen! ihnen!"

Sie ſchien außer ſich zu ſein. Ihre Augen glühten. Ihr Blick blitzte. Der Fürſt ſah ſie ſprachlos an ... und plötzlich erbleichte er.

„Hier gibt es keinen einzigen, der dieſer Worte wert wäre!" fuhr Aglaja wie raſend fort. „Alle dieſe hier, alle, alle, ſind nicht einmal Ihres kleinen Fingers wert, geſchweige denn Ihres Verſtandes oder Herzens! Sie ſind ehrlicher als alle, Sie ſind edler als alle, Sie ſind beſſer, Sie ſind reiner, Sie ſind klüger als alle!

Digitized by Google

Kein einziger von ihnen ist wert, dieses Taschentuch da, das Sie haben fallen lassen, aufzuheben ... Weshalb erniedrigen Sie sich, weshalb stellen Sie sich niedriger als alle anderen? Weshalb haben Sie das alles hier vorgebracht, weshalb haben Sie so gar keinen Stolz?"

„Großer Gott, wer hätte das je ahnen können!" rief Lisaweta Prokofjewna, die Hände zusammenschlagend, aus.

„Der arme Ritter! Hurra!" schrie Koljä begeistert.

„Schweigen Sie! ... Wie darf man es wagen, mich hier in Ihrem Hause zu beleidigen!" brachte Aglaja zornbebend hervor und stürzte zur Mutter. Sie befand sich bereits in jenem hysterischen Zustande, in dem man alle Grenzen vergißt. „Alle, alle, alle quälen mich! Und weshalb? Fürst, weshalb werde ich die ganze Zeit, ganze drei Tage schon, Ihretwegen gequält? Unter keiner Bedingung werde ich Sie heiraten! Hören Sie? Unter keiner Bedingung, nie, niemals! Damit Sie es nur wissen! Kann man denn einen so lächerlichen Menschen wie Sie überhaupt lieben? So blicken Sie doch nur einmal in den Spiegel, sehen Sie doch, wie Sie dastehen und wie Sie jetzt aussehen! Weshalb, weshalb necken mich alle, weshalb ziehen sie mich immer damit auf, daß ich Sie heiraten würde? Sie müssen es wissen! Sie sind gleichfalls mit ihnen im Bunde, alle haben sie sich gegen mich verschworen!"

„Niemand hat sie aufgezogen, was redet sie!" stotterte Adelaida aufrichtig erschrocken.

„Es ist uns überhaupt nicht in den Sinn gekom-

Digitized by Google

men, auch nur ein Wort davon zu ſagen!“ verſicherte Alexandra Iwanowna ſichtlich beſtürzt.

„Wer hat ſie aufgezogen? Wann denn? Wer hat ihr ſo etwas ſagen können? Phantaſierſt du, biſt du krank?“ brachte Liſaweta Prokofjewna zitternd vor Empörung hervor.

„Alle, alle haben mich aufgezogen, dieſe ganzen drei Tage! Niemals, niemals werde ich ihn heiraten!“ raſte Aglaja, und plötzlich brach ſie in bittere Tränen aus, preßte ihr Taſchentuch vor das Geſicht und ſank auf einen Stuhl.

„Ja aber . . . er hat dich ja noch gar nicht darum geb . . .“

„Ich habe Sie gar nicht darum gebeten, Aglaja Iwanowna,“ entfuhr es plötzlich ganz unwillkürlich dem Fürſten.

„Wa-as?“ fragte erſtaunt und faſt entſetzt Liſaweta Prokofjewna. „Wa-as war das?“

Sie traute ihren Ohren nicht.

„Ich wollte ſagen . . . ich wollte nur ſagen,“ ſtammelte der Fürſt zitternd, „ich wollte Aglaja Iwanowna nur erklären . . . die Ehre haben, ihr zu erklären, daß ich durchaus nicht die Abſicht gehabt habe . . . die Ehre gehabt habe, um Ihre Hand anzuhalten . . . Ich bin hier wirklich, bei Gott, ganz unſchuldig, Aglaja Iwanowna! Ich habe es niemals gewollt, es iſt mir nie in den Sinn gekommen, und ich werde es auch niemals wollen, Sie werden ſehen, Sie können vollkommen ruhig ſein, ich verſichere Sie! Es muß mich hier ein mir übelwollender Menſch verleumdet haben! Sie können wirklich ganz ruhig ſein!“

Digitized by Google

Während er das ſprach, hatte er ſich Aglaja genähert. Plötzlich nahm ſie das Taſchentuch vom Geſicht, blickte ihn ſchnell an, dachte einen Augenblick nach und – brach in helles Gelächter aus, in ein ſo fröhliches, unbezwingbares, anſteckendes Lachen, daß Adelaida als erſte nicht widerſtehen konnte, namentlich nach einem Blick auf den Fürſten, ſchnell zur Schweſter lief, ſie umarmte und in ein ebenſo unbezwingbares Lachen ausbrach wie dieſe. Beim Anblick der beiden, wie die Schulrangen lachenden Schweſtern mußte plötzlich auch der Fürſt lächeln, und erleichtert, froh und glücklich ſagte er:

„Gott ſei Dank, nun, Gott ſei Dank!“

Da hielt es auch Alexandra nicht aus und begann gleichfalls von ganzem Herzen zu lachen. Das Gelächter der drei ſchien gar kein Ende mehr nehmen zu wollen.

„Verrückt ſeid ihr!“ brummte Liſaweta Prokofjewna. „Zuerſt erſchreckt ihr einen – ich weiß nicht wie, und dann ...“

Da lachte auch ſchon Fürſt Sch., und lachten Jewgenij Pawlowitſch und Koljá, und beim Anblick ſo vieler Lachenden mußte ſchließlich auch der Fürſt lachen.

„Gehen wir ſpazieren, gehen wir ſpazieren!“ rief Adelaida. „Alle, alle, auch der Fürſt muß mitkommen! Nein, Sie dürfen jetzt nicht fortgehen, Sie lieber Menſch, Sie! Nein, wie reizend er doch iſt, Aglaja! Nicht wahr, maman? Nein, ich muß ihm jetzt unbedingt, unbedingt einen Kuß dafür geben, für ... für den Korb, den er Aglaja gegeben hat!

Maman, liebe, gute, Sie erlauben mir doch, ihn zu küssen? Aglaja, erlaubst du, daß ich deinen Fürsten küsse?" rief die Unartige in ihrem Übermut, lief schnell zum Fürsten und küßte ihn auch tatsächlich auf die Stirn.

Fürst Lew Nikolajewitsch ergriff ihre beiden Hände, preßte sie so fest zusammen, daß Adelaida fast aufschreien wollte, blickte sie mit unendlicher Freude an, und plötzlich führte er schnell ihre Hand an seine Lippen und küßte sie dreimal.

„Gehen wir!" rief Aglaja. „Fürst, Sie werden mit mir gehen. Darf ich, maman? Er hat mir doch einen Korb gegeben! Sie haben sich doch auf ewig von mir losgesagt, Fürst? Aber doch nicht so, doch nicht so reicht man einer Dame den Arm! Wissen Sie denn noch nicht, wie man einer Dame den Arm reicht? So, sehen Sie, so macht man das. Nun, gehen wir jetzt, gehen wir! Und wir sind das erste Paar, wir wollen vorausgehen! Wollen Sie so mit mir gehen – tête-à-tête?"

Sie sprach ohne Unterlaß, und immer noch konnte sie ihr Lachen nicht ganz bezwingen.

„Gott sei Dank! Nun, Gott sei Dank!" atmete Lisaweta Prokofjewna wie erlöst auf, ohne selbst so recht zu wissen, worüber sie sich eigentlich freute und wofür sie dankte.

„Sonderbare Menschen!" dachte Fürst Sch., vielleicht zum hundertsten Male schon, seit er sie kennen gelernt hatte . . . sie gefielen ihm, diese sonderbaren Menschen. Nur der Fürst gefiel ihm bedeutend weniger. Fürst Sch. fühlte sich sehr beunruhigt, als sie alle zusammen den Spaziergang antraten.

Digitized by Google

Jewgenij Pawlowitsch war scheinbar in der heitersten Laune. Auf dem ganzen Wege bis zum Kurhaus scherzte er mit Alexandra und Adelaida, die ihrerseits mit so auffallender Bereitwilligkeit auf seine Späße eingingen, daß er den Verdacht schöpfte, sie könnten ihm überhaupt nicht zuhören. Bei diesem Gedanken lachte er dann plötzlich, ohne einen Grund anzugeben, laut auf, und zwar aufrichtig, von ganzem Herzen, – das war schon so sein Charakter! Die Schwestern befanden sich beide in gehobener Stimmung, ununterbrochen beobachteten sie Aglaja und den Fürsten, die ihnen vorangingen; augenscheinlich kam ihnen ihre jüngste Schwester sehr rätselhaft vor. Fürst Sch. wiederum gab sich Mühe, Lisaweta Prokofjewna mit nebensächlichen Dingen zu unterhalten, vielleicht um sie von gewissen anderen Dingen abzulenken, und langweilte und ärgerte sie schrecklich damit. Sie schien sehr niedergeschlagen zu sein, antwortete zerstreut und manchmal überhaupt nicht. Doch das rätselhafte Benehmen Aglaja Iwanownas sollte an diesem Abend noch nicht sein Ende finden. Als man sich ungefähr hundert Schritt von der Datsche entfernt hatte, flüsterte Aglaja halblaut ihrem schweigsamen Begleiter zu:

„Sehen Sie nach rechts."

Der Fürst blickte hin.

„Sehen Sie diese Bank im Park, dort wo die drei großen Bäume stehen . . . die grüne Bank?"

Der Fürst bejahte.

„Gefällt Ihnen dieser Platz? Dorthin gehe ich

Digitized by Google

bisweilen des Morgens gegen sieben Uhr, allein, wenn die anderen noch schlafen."

Der Fürst antwortete verwirrt, daß der Platz in der Tat sehr schön sei.

„Doch jetzt gehen Sie fort von mir, ich will nicht mehr mit Ihnen Arm in Arm gehen. Oder bleiben Sie, doch sprechen Sie mit mir kein Wort. Ich will mich mit meinen eigenen Gedanken beschäftigen ..."

Diese Aufforderung war jedenfalls sehr überflüssig; der Fürst hätte sicher auch ohne diesen Befehl auf dem ganzen Wege zu ihr nicht ein einziges Wort gesprochen. Sein Herz klopfte so heftig, als sie ihm die Bank zeigte, doch beruhigte er sich bald darauf wieder und wies die dummen Gedanken, die ihm kamen, mit Entrüstung von sich.

Bei den Pawlowsker Kurhauskonzerten*) ist das Publikum bekanntlich an Wochentagen ein besseres und gewählteres, als an den Sonn- und Feiertagen, an denen alle Welt aus Petersburg dorthin kommt. Die Toiletten sind nicht so auffallend, doch eleganter, und es gehört zum guten Ton, dorthin zur Musik zu gehen. Das Orchester ist in der Tat das beste von allen unseren Sommerorchestern und setzt immer die neuesten Kompositionen auf das Programm. Der gesellschaftliche Ton ist vorzüglich, der Besuch des Publikums trägt einen intimeren Charakter. Die Datschenbewohner geben sich hier ihr Rendezvous. Viele finden sich mit Vergnügen nur um des Rendezvous' willen hier ein; doch gibt es auch andere, die wirklich der

*) Sommerkonzerte bei Petersburg. E. K. R.

Digitized by Google

Muſik wegen kommen. Skandalgeſchichten ereignen ſich an dieſen Tagen äußerſt ſelten, doch pflegen auch ſie manchmal vorzukommen. Ganz ohne Skandal ſcheint es denn doch einmal in der Welt nicht abzugehen.

Der Abend war diesmal wunderſchön, und es hatte ſich viel Publikum verſammelt. Um das Orcheſter herum waren alle Plätze beſetzt. Unſere Geſellſchaft nahm auf einigen Stühlen am linken Ausgange des Saales Platz. Das Wogen der Menge und die Muſik belebte Liſaweta Prokofjewna und erheiterte auch die jungen Damen; ſie nickten freundlich Bekannten zu, die ſie erblickten, kritiſierten die Toiletten und machten ſich über manche auffallende Einzelheiten an ihnen luſtig. Auch Jewgenij Pawlowitſch grüßte des öfteren. Aglaja und der Fürſt, die immer noch zuſammen waren, lenkten die Aufmerkſamkeit der Anweſenden erſichtlich auf ſich. Bald kamen bekannte junge Leute zu ihnen, meiſtenteils Leutnants und Freunde Jewgenij Pawlowitſchs, die bei der Mutter und den jungen Damen ihre Aufwartung machten. Unter dieſen befand ſich auch ein junger, ſehr ſchöner, ſehr luſtiger und unterhaltender Offizier: er bemühte ſich, die Aufmerkſamkeit Aglajas auf ſich zu lenken und ſie in ein Geſpräch zu ziehen. Aglaja war ſehr liebenswürdig und heiter zu ihm. Jewgenij Pawlowitſch ſtellte ſeinen Freund auch dem Fürſten vor.

Der Fürſt begriff kaum, was um ihn vorging, er reichte faſt unbewußt dem Leutnant ſeine Hand. Der Freund Jewgenij Pawlowitſchs richtete an ihn eine Frage, doch der Fürſt beantwortete ſie nicht oder murmelte etwas Unverſtändliches vor ſich hin, ſo daß

Digitized by Google

der Leutnant ihn befremdet muſterte, darauf Jewgenij Pawlowitſch anſah und ſofort begriff, warum der ſie miteinander bekannt gemacht hatte. Lächelnd wandte er ſich dann wieder Aglaja zu. Nur Jewgenij Pawlowitſch war es aufgefallen, daß Aglaja plötzlich darüber errötete.

Der Fürſt bemerkte es nicht einmal, daß andere ſich um die Gunſt Aglajas bewarben, ja, er vergaß ſogar minutenlang, daß er neben ihr ſaß. Am liebſten wäre er irgendwohin entflohen, an einen düſteren, öden Ort, nur um mit ſeinen Gedanken allein ſein zu können, und ſo, daß niemand wußte, wo er ſich befand. Oder, wäre er wenigſtens bei ſich allein zu Hauſe auf der Terraſſe geweſen, ohne Lebedeff, ohne die Kinder, könnte er wenigſtens allein in ſeinem Zimmer ſich auf ſeinem Diwan ausſtrecken, ſein Geſicht in die Kiſſen drücken und ſo liegen Tag und Nacht und noch einen Tag! Für Augenblicke ſehnte er ſich nach den Bergen und dachte an ſeinen Lieblingsplatz an der Trift: wohin er, als er dort lebte, immer zu gehen pflegte, um von ihm aus hinunter ins Dorf ſehen zu können, auf den nebligen weißen Strich des Waſſerfalls, auf die weißen Wolken und die alte Schloßruine. Oh, wie gerne wäre er jetzt dort, um nur an das eine zu denken, – oh, ſein ganzes Leben lang nur daran –, und auf tauſend Jahre hätte es gereicht! Und möge man, möge man ihn hier ganz vergeſſen. Oh, es müßte ſogar ſo ſein, und es wäre beſſer, wenn ſie ihn überhaupt nicht gekannt hätten und wenn alles, was er hier erlebt, nur ein Traum geweſen wäre. Aber iſt es denn nicht einerlei,

ob Traum, ob Wirklichkeit! Plötzlich ſtarrte er Aglaja an und wandte ganze fünf Minuten lang ſeinen Blick von ihrem Geſicht nicht ab. Doch ſonderbar war dieſer Blick von ihm: es ſchien, als ſehe er auf ſie wie einen Gegenſtand, der ſich weit, weit von ihm befände, oder wie auf ihre Photographie, und nicht auf ſie ſelbſt.

„Weshalb ſehen Sie mich ſo an, Fürſt?“ fragte ſie ihn plötzlich, das Geſpräch mit ihrer Umgebung abbrechend. „Ich fürchte mich vor Ihnen; mir ſcheint es, als wollten Sie Ihre Hand ausſtrecken, um mit einem Finger mein Geſicht zu berühren. Genau ſo ſieht er mich an, nicht wahr, Jewgenij Pawlowitſch?“

Der Fürſt hörte ſie an und ſchien ganz verwundert, daß ſie ſich an ihn gewandt hatte, auch verſtand er ſie gar nicht, denn er antwortete nichts darauf. Als er aber ſah, daß ſie und alle lachten, da verzog auch er ſeinen Mund zu einem Lächeln. Das Gelächter um ihn herum verſtärkte ſich; der Leutnant, offenbar ein ſehr lachluſtiger Menſch, platzte vor Lachen. Aglaja murmelte plötzlich wütend vor ſich hin:

„Idiot!“

„Großer Gott, könnte ſie denn wirklich ſolch einen ... hat ſie wirklich ganz ihren Verſtand verloren!“ murmelte knirſchend vor Wut Liſaweta Prokofjewna.

„Das iſt nur Scherz, wie das mit dem armen Ritter,“ flüſterte ihr Alexandra ins Ohr, „und nichts mehr! Sie hat ihn wieder aufs Korn genommen. Doch dieſer Spaß geht wirklich zu weit, maman, man muß dem ein Ende machen. Vorhin am Abend gebärdete ſie ſich ja wie eine Schauſpielerin, hat uns nur erſchrecken wollen ...“

Digitized by Google

„Es iſt doch gut, daß ſie auf einen ſolchen Idioten geſtoßen iſt", antwortete ihr leiſe Liſaweta Prokofjewna.

Der Fürſt hatte es gehört, daß man ihn einen Idioten nannte und zuckte zuſammen – doch nicht eigentlich, weil man ihn ſo genannt hatte. Das Wort „Idiot" vergaß er ſofort. Aber im Gedränge, nicht weit davon entfernt, wo er ſaß – er hätte nicht ſagen können, an welcher Stelle –, tauchte plötzlich wieder ein Geſicht auf, ein bleiches Geſicht mit dunklen lokkigen Haaren, mit dem bekannten, nur zu bekannten Lächeln und dem Blick, – tauchte auf und verſchwand. Vielleicht hatte ihm alles das nur ſo geſchienen. Von der ganzen Erſcheinung blieben ihm nur die Augen, das Lächeln und das hellgrüne Halstuch haften, das die vor ihm auftauchende Erſcheinung getragen. Verlor ſich dieſer Menſch in der Menge? oder war er zum Saal hinausgegangen? Das konnte der Fürſt nicht ſagen.

Eine Minute nachher ſprang er plötzlich auf und blickte unruhig um ſich; wie wenn die erſte Erſcheinung der Vorläufer einer zweiten wäre? So mußte es ſicher kommen. Hatte er wirklich die Möglichkeit einer Begegnung ſo ganz vergeſſen, daß er hierher gekommen war? Wirklich, als er hierher gekommen war, hatte er überhaupt nicht gewußt, wohin er ging, in einem ſolchen Zuſtande befand er ſich. Wenn er nur etwas aufmerkſamer geweſen wäre, ſo hätte er noch vor einer Viertelſtunde bemerken können, mit welcher Unruhe und Erwartung Aglaja um ſich geblickt hatte, als ob ſie jemanden ſuchte, erwartete. Jetzt, als ſie

seine Unruhe bemerkte, wuchs auch ihre Aufregung, und als er sich umblickte, folgte auch sie seinen Blicken. Die Katastrophe sollte nicht ausbleiben.

In demselben Eingange, in dessen Nähe Jepantschins sich niedergelassen hatten, erschien plötzlich ein Schwarm von etwa zehn Menschen. Ihnen voran gingen drei Damen, zwei von ihnen waren von ungewöhnlicher Schönheit, so daß es weiter nicht wunderlich schien, wenn ihnen so viel Verehrer folgten. Doch sie selbst wie ihr Gefolge waren etwas außergewöhnlicher Art und in Haltung und Auftreten gar nicht dem sonst anwesenden Publikum ähnlich. Alle bemerkten sie sofort, doch der größte Teil des Publikums bemühte sich auch sogleich, sie nicht zu beachten, und nur einige jüngere Herren schauten ihnen lächelnd nach oder sprachen miteinander halblaut über sie. Die Neuangekommenen überhaupt nicht zu bemerken, war eigentlich unmöglich, da sie sich laut benahmen und lachten. Einige aus dieser sonderbaren Gesellschaft schienen schon recht angeheitert zu sein, obgleich die meisten von ihnen elegant und stutzerhaft gekleidet waren. Doch befanden sich unter ihnen auch Leute von zweifelhaftem Aussehen und zweifelhafter Kleidung und mit hochgeröteten Gesichtern. Auch etliche niedere Militärpersonen waren dabei und Gentlemen in älteren Jahren, mit schwarzen, glänzenden Perücken, mit prächtigen Backenbärten, goldenen Ringen und kostbaren Busennadeln, eine Sorte von Menschen, deren Bekanntschaft Leute aus guter Gesellschaft wie die Pest scheuen.

Um vom Kurhaus auf den freien Platz zu ge-

Digitized by Google

langen, wo die Muſikhalle ſich befand, mußte man einige Stufen hinabſteigen. Bei dieſen Stufen jedoch blieb die Geſellſchaft ſtehen; offenbar wagte man ſich nicht recht vor, nur eine von den Damen ging weiter, gefolgt von zwei Herren aus ihrer Geſellſchaft. Der eine von ihnen war ein Mann in mittleren Jahren, von beſcheidenem, anſtändigem Äußeren. Doch machte er den Eindruck eines Menſchen, der niemand kennt und von niemandem gekannt wird. Der andere dagegen, der ihr folgte, machte in jedem Sinne einen gänzlich zerlumpten Eindruck. Sonſt folgte keiner der exzentriſchen Dame, doch ſchien ihr das vollſtändig gleichgültig zu ſein, denn als ſie die Treppe hinabſtieg, ſah ſie ſich nicht einmal nach den anderen um. Sie lachte und unterhielt ſich mit lauter Stimme wie vorher; gekleidet war ſie koſtbar und geſchmackvoll, wenn auch etwas auffallender, als es ſich ſchickte. Sie ging die Eſtrade entlang auf die andere Seite hinüber, wo vor dem Ausgang eine Equipage auf ſie zu warten ſchien.

Der Fürſt hatte ſie bereits drei Monate nicht mehr geſehen. Alle dieſe Tage, ſeit ſeiner Ankunft in Petersburg, hatte er zu ihr gehen wollen, doch ein geheimes Vorgefühl hielt ihn immer wieder davon zurück. Wenigſtens konnte er ſich ein Wiederſehen mit ihr gar nicht vorſtellen, und vor dem Eindruck, den dieſe Begegnung auf ihn machen würde, hatte er gezittert. Eines war ihm klar – dieſe Begegnung, wenn ſie ſtattfand, würde eine verhängnisvolle ſein. Wie oft dachte er in dieſen ſechs Wochen an den erſten Eindruck, den das Geſicht dieſer Frau auf ihn gemacht hatte, damals,

als er es auf der Photographie geſehen: es war ein ſchwerer, ein quälender Eindruck geweſen. Und dieſer Monat, den er mit ihr in der Provinz verlebt, wo er ſie jeden Tag geſehen hatte, war für ihn eine ſo quälende Erinnerung, daß er an dieſe jüngſte Vergangenheit gar nicht zu denken wagte. Das Geſicht dieſer Frau machte ihn leiden. Er hatte dieſe Empfindung Rogoſhin gegenüber Mitleid genannt, endloſes Mitleid, und ſo war es auch: ſchon das Geſicht auf der Photographie hatte in ſeinem Herzen eine Qual von Mitleid entzündet, und dieſe qualvolle Mitleidenſchaft würde ihn nie mehr verlaſſen und verließ ihn auch jetzt nicht, das wußte er. O, es hatte ſogar noch zugenommen! Doch jetzt, in dieſem Augenblick, als ſie ſo plötzlich erſchien, begriff er oder vielmehr fühlte er unbewußt, daß auch dieſe Erklärung ſeines Gefühls Rogoſhin gegenüber allein nicht ausreichte. Denn es fehlten ihm die Worte, dieſes Entſetzen, ja, dieſes Entſetzen, dieſe Angſt auszudrücken! Jetzt, in dieſer Minute fühlte er es wieder, ja, er war überzeugt, vollſtändig überzeugt, aus ſeinen eigenen beſonderen Gründen überzeugt, daß dieſe Frau — wahnſinnig ſei! Er empfand dasſelbe, wie jemand, der eine Frau über alles in der Welt liebt oder die Möglichkeit einer ſolchen Liebe verſteht — und plötzlich dieſe Frau angekettet hinter Eiſengittern und unter dem Stock des Aufſehers ſieht.

„Was iſt Ihnen?“ flüſterte Aglaja erſchrocken und berührte naiv ſeine Hand.

Er wandte den Kopf nach ihr um, ſah ſie an, blickte in ihre ſchwarzen, für ihn unverſtändlich blitzenden

Augen und verſuchte zu lächeln. Doch in demſelben Augenblick vergaß er ſie ſchon wieder, und wieder ſchweiften ſeine Augen nach rechts und ſuchten dieſe außergewöhnliche Erſcheinung. Naſtaſſja Filippowna ging in dieſem Augenblick gerade an den Stühlen der jungen Damen vorüber, in deren Geſellſchaft Jewgenij Pawlowitſch lachte und ſcherzte. Der Fürſt erinnerte ſich noch, wie Aglaja plötzlich halblaut ausrief: „Welche . . .“

Sie ſprach das Wort nicht aus, doch hatte es genügt. Naſtaſſja Filippowna, die tat, als ob ſie bis dahin niemand bemerkt hätte, wandte ſich plötzlich nach ihnen um, und, als ob ſie jetzt erſt Jewgenij Pawlowitſch ſähe, rief ſie aus:

„Bah, da iſt er ja!“ zugleich blieb ſie ſtehen. „Sonſt kann man ihn vergeblich ſuchen, kein Bote erreicht ihn. Da ſitzt er jetzt, wo man ihn am wenigſten vermutet . . . Ich dächte, du ſollteſt dort ſein bei ihm . . . bei deinem Onkel.“

Jewgenij Pawlowitſch fuhr jäh auf und blickte Naſtaſſja Filippowna wütend an, doch wandte er ihr ſogleich wieder den Rücken zu.

„Wie? Weißt du es denn noch nicht? Stellt euch doch nur vor, er weiß es noch nicht! Er hat ſich ja erſchoſſen! Heute morgen hat dein Onkel ſich erſchoſſen! Heute um zwei Uhr habe ich es erfahren, die halbe Stadt weiß es bereits – dreihundertfünfzigtauſend Rubel fehlen in der Kronskaſſe, andere ſagen: fünfhunderttauſend. Und ich rechnete darauf, daß du noch mal erben würdeſt, – alles hat er durchgebracht. Der allerverkommenſte Lebemann war dein Alter . . .

Digitized by Google

Nun, leb wohl, bonne chance! Willſt du denn wirklich nicht hinfahren? Haſt alſo zur rechten Zeit deinen Abſchied genommen, du Schlaukopf! Doch Unſinn, er wußte es ſicher ſchon früher; vielleicht ſchon geſtern . . ."

Mit der falſchen Vorſpiegelung einer intimen Bekanntſchaft, die gar nicht exiſtierte, ſchien Naſtaſſja Filippowna ſicher eine beſondere Abſicht zu verfolgen, das wußte Jewgenij Pawlowitſch, und er hatte daher zuerſt verſucht, ſich ſo zu ſtellen, als ob er ſie überhaupt nicht bemerkte. Doch ihre Worte trafen ihn wie Keulenſchläge; als er vom Tode des Onkels hörte, wurde ſein Geſicht ſo weiß wie ein Tuch, und er wandte ſich unwillkürlich zu der Sprechenden. In dem Augenblick erhob ſich auch Liſaweta Prokofjewna von ihrem Stuhl, forderte die anderen auf, ihr zu folgen, und verließ ſo ſchnell als möglich den Saal. Nur der Fürſt Lew Nikolajewitſch blieb unentſchloſſen ſtehen, als beſänne er ſich noch eine Sekunde, und auch Jewgenij Pawlowitſch ſtand noch immer wie beſinnungslos da. Doch hatten ſich Jepantſchins kaum auf zwanzig Schritt entfernt, als es zu einem ſchrecklichen Skandal kam.

Der Leutnant und Freund Jewgenij Pawlowitſchs, der ſich mit Aglaja unterhalten hatte, geriet plötzlich außer ſich.

„Hier iſt einfach eine Peitſche nötig, ſonſt wird man dieſes Geſchöpf nicht los werden!" rief er laut. Wie es ſchien, mußte auch er ſchon vorher ein Vertrauter Jewgenij Pawlowitſchs geweſen ſein.

Naſtaſſja Filippowna wandte ſich blitzſchnell nach

Digitized by Google

ihm um. Ihre Augen flammten. Sie stürzte sich auf den ersten jungen ihr gänzlich unbekannten Mann, der zwei Schritte von ihr entfernt stand und in der Hand ein dünnes geflochtenes Rohrstöckchen hielt, riß es ihm aus der Hand und schlug damit ihrem Beleidiger quer übers Gesicht. Das alles geschah in einem Augenblick ... Der Leutnant, außer sich, stürzte sich auf sie. Nastassja Filippowna stand ganz allein da, ihr Gefolge hatte sie verlassen. Auch der anständige Herr in den mittleren Jahren war nicht mehr zu sehen. In einer Minute freilich wäre die Polizei erschienen, aber diese eine Minute würde Nastassja Filippowna gefährlich geworden sein, wenn ihr nicht unerwartet Hilfe gekommen wäre. Der Fürst, einige Schritte nur vom Leutnant entfernt, packte diesen hinterrücks an beiden Armen. Der Leutnant riß sich jedoch sofort los und stieß den Fürsten so heftig vor die Brust, daß er in einer Entfernung von drei Schritt auf einen Stuhl fiel. Unterdessen hatte aber Nastassja Filippowna andere Hilfe erhalten: vor dem Leutnant stand plötzlich der Boxer und Autor des Zeitungsartikels, einstiger Genosse der früheren Rogoshinschen Rotte.

„Mein Name ist Keller, Leutnant a. D.," stellte sich dieser vor. „Wenn Sie einen Faustkampf wünschen, Herr Hauptmann, so stehe ich, in Vertretung der Dame, Ihnen zu Diensten. Verstehe mich vortrefflich auf die englische Boxkunst. Beruhigen Sie sich, Herr Hauptmann! Ich bedaure sehr, daß man Sie so beleidigt hat, doch kann ich es nicht erlauben, daß Sie einer Dame gegenüber, noch dazu vor den

Digitized by Google

Augen des Publikums, von Ihrem Faustrecht Gebrauch machen wollen. Wenn Sie sonst auf andere, anständigere Weise von mir Rechenschaft zu fordern wünschen, so werde ich selbstverständlich, Herr Hauptmann . . ."

Doch der Hauptmann-Leutnant war schon wieder zu sich gekommen und hörte ihn gar nicht mehr an. In diesem Augenblick tauchte plötzlich Rogoshin aus der Menge auf, reichte Nastassja Filippowna den Arm und führte sie fort. Er war blaß vor Erregung und zitterte. Doch konnte er sich nicht enthalten, im Vorübergehen dem Leutnant ins Gesicht zu lachen und höhnisch-triumphierend zu rufen:

„Das hat gezogen! Das ganze Gesicht blutunterlaufen! Ha!"

Dem Leutnant kam zum Bewußtsein, mit wem er es zu tun hatte, er bedeckte sein Gesicht mit dem Taschentuch und wandte sich höflich an den Fürsten:

„Fürst Myschkin, ich hatte die Ehre, mit Ihnen bekannt zu sein?"

„Sie ist wahnsinnig! wahnsinnig! Ich versichere es Ihnen", antwortete ihm der Fürst mit bebender Stimme und streckte ihm seine zitternden Hände entgegen.

„Ich kann mir freilich mit solchen Kenntnissen nicht schmeicheln; Ihren Namen jedoch muß ich wissen."

Er verneigte sich leicht und ging davon. Die Polizei erschien genau fünf Sekunden nachher, als die letzten Beteiligten des Skandals verschwunden waren. Übrigens dauerte das Ganze nur fünf Mi-

Digitized

nuten. Ein Teil des Publikums hatte sich von seinen Stühlen erhoben und verließ das Konzert; ein anderer wieder wechselte nur die Plätze; ein dritter freute sich über den Skandal, und alle sprachen interessiert und lebhaft darüber. Mit einem Wort, es endete wie gewöhnlich. Das Orchester spielte wieder. Der Fürst war bereits Jepantschins gefolgt. Hätte er sich während des Vorfalles umgesehen, so hätte er bemerkt, wie Aglaja, zwanzig Schritt von ihm entfernt, der Szene zuschaute, ohne auf die Zurufe ihrer Mutter und ihrer Schwestern zu achten, die weitergingen. Fürst Sch. kehrte zu ihr zurück und bat sie, ihm zu folgen. Lisaweta Prokofjewna fiel es auf, daß Aglaja, als sie in höchster Erregung zu ihnen zurückkehrte, ihre Vorwürfe überhaupt nicht beachtete. Doch nach zwei Minuten, als die Gesellschaft in den Park trat, sagte sie bereits mit der allergleichgültigsten und launenhaftesten Stimme:

„Ich wollte nur sehen, wie die Komödie enden würde."

Digitized by Google

III.

Der Vorfall hatte der Generalin und ihren Töchtern einen furchtbaren Schrecken verursacht. In der Erregung legte Lisaweta Prokofjewna den Weg nach Hause fast laufend zurück. Nach ihren Begriffen hatte sich bei diesem Vorfall so vieles entschleiert, daß in ihrem Kopfe, ungeachtet ihrer Aufregung und ihres Schreckens, große Entschlüsse reiften. Doch auch die anderen begriffen, daß etwas ganz Besonderes vorgefallen und daß vielleicht zum Glück ein Geheimnis aufgedeckt worden war. Ungeachtet der früheren Versicherungen und Erklärungen des Fürsten Sch. schien Jewgenij Pawlowitsch jetzt in der Tat entlarvt und seiner Beziehungen zu diesem Geschöpf überführt zu sein. So dachte Lisaweta Prokofjewna, und so schien es auch den beiden älteren Töchtern. Das Ergebnis dieser Annahme war, daß die Sache noch verwickelter, noch rätselhafter wurde. Die Töchter, die im Grunde vielleicht über ihren Schrecken und die Flucht ihrer Mutter ungehalten waren, wagten es doch nicht, sie mit Fragen zu belästigen und zu beunruhigen. Außerdem schien es ihnen aus irgendeinem Grunde, daß ihre Schwester, Aglaja Iwanowna, vielleicht mehr von dieser Sache wußte,

als ſie alle drei, ihre Mutter einbezogen. Fürſt Sch. war finſter wie die Nacht und ſchwieg. Liſaweta Prokofjewna ſprach zu ihm während des ganzen Weges kein Wort, er aber ſchien es nicht einmal zu bemerken. Adelaida verſuchte, ihn zu fragen: von welchem Onkel da die Rede geweſen und was in Petersburg ſich ereignet hatte? Doch er murmelte ihr mit ſaurer Miene etwas ganz Unverſtändliches zur Antwort: von Unterſuchungen uſw., und daß das alles Unſinn wäre. „Darüber beſteht kein Zweifel," ſtimmte ihm Adelaida bei und verſtummte. Aglaja war ungewöhnlich ruhig und meinte nur, daß man zu ſchnell gehe. Einmal wandte ſie ſich um und bemerkte den Fürſten, der ihnen nacheilte. Über ſeine Bemühungen, ſie einzuholen, lachte ſie ſpöttiſch, doch beachtete ſie ihn weiter nicht mehr.

Kurz vor der Datſche begegnete ihnen Iwan Fedorowitſch, der ſoeben aus Petersburg zurückkehrte. Seine erſte Frage war nach Jewgenij Pawlowitſch. Doch ſeine Gemahlin ging mit drohender Miene an ihm vorüber, ohne ihm zu antworten, ja, ohne ihn überhaupt anzuſehen. An den Geſichtern der Töchter und des Fürſten Sch. erriet er ſofort, daß ein Gewitter zum mindeſten im Anzuge war. Auf ſeinem Geſicht lag ſowieſo ſchon eine außergewöhnliche Erregtheit. Er ergriff den Fürſten Sch. am Arm und hielt ihn am Eingang des Hauſes zurück, um im Flüſterton einige Erkundigungen von ihm einzuziehen. An ihren erregten Geſichtern, als ſie auf die Terraſſe traten und Liſaweta Prokofjewna in die Zimmer folgten, konnte man ſehen, daß ſie beide etwas Außer-

gewöhnliches erfahren hatten. Auch die anderen folgten Lisaweta Prokofjewna nach oben, und auf der Terrasse blieb Fürst Myschkin ganz allein zurück. Er setzte sich in einen Winkel, als erwartete er dort irgend jemanden, übrigens wußte er selbst nicht, warum er das tat; ihm kam es gar nicht in den Sinn, fortzugehen, obgleich ihn niemand bei der allgemeinen Aufregung vermißt hätte. Er schien alles um sich herum vergessen zu haben und wäre bereit gewesen, so in Gedanken versunken jahrelang dazusitzen. Von Zeit zu Zeit hörte er von oben Stimmen von einer erregten Unterhaltung. Der Fürst wußte nicht, wie lang er schon so gesessen hatte, es wurde spät und begann zu dunkeln. Plötzlich trat Aglaja auf die Terrasse, dem Aussehen nach war sie ruhig, nur ein wenig bleich. Als sie den Fürsten erblickte, den sie augenscheinlich hier nicht erwartet hatte, lächelte sie unwillig.

„Was machen Sie hier?" fragte sie und trat an ihn heran.

Der Fürst stand verwirrt vom Stuhle auf, doch Aglaja setzte sich sofort neben ihn, und so setzte auch er sich wieder hin. Sie betrachtete ihn plötzlich sehr aufmerksam und sah darauf zum Fenster hinaus, ganz gedankenlos in die Ferne starrend, und dann sah sie wieder ihn an. „Vielleicht will sie sich über mich lustig machen," dachte der Fürst, „doch würde sie mich dann wohl einfach auslachen."

„Vielleicht wollen Sie Tee", sagte sie plötzlich nach längerem Schweigen.

„Nein. Ich wüßte nicht . . ."

Digitized by Google

„Wie kann man das nicht wiſſen! Ach Sie, hören Sie: wenn jemand Sie zum Duell forderte, was würden Sie dann machen? Ich wollte Sie ſchon neulich fragen.“

„Ja . . . wer denn . . . wer würde mich denn zum Duell fordern?“

„Wenn man Sie aber forderte? Würden Sie ſich dann ſehr fürchten?“

„Ich glaube, daß ich mich . . . ſehr fürchten würde.“

„Wirklich? So ſind Sie alſo ein Feigling?“

„N–ein; vielleicht auch nicht. Ein Feigling iſt der, welcher ſich fürchtet und davonläuft; doch wer ſich fürchtet und nicht davonläuft, der iſt kein Feigling“, ſagte der Fürſt und lächelte nachdenklich.

„Alſo, Sie würden nicht fortlaufen?“

„Vielleicht würde ich nicht fortlaufen“, lachte er endlich über ihre Frage laut auf.

„Ich bin zwar nur eine Frau, aber ich würde um nichts in der Welt fortlaufen,“ bemerkte ſie in faſt beleidigendem Tone. „Übrigens, ſcheint es, daß Sie wie gewöhnlich über mich lachen, um ſelbſt überlegen zu erſcheinen. Sagen Sie doch, bitte, meiſt ſchießt man ſich auf zwölf Schritt, einige auf zehn – folglich wird man dabei erſchoſſen oder verwundet?“

„Im Duell, ſcheint es, wird ſelten jemand erſchoſſen.“

„Wieſo, ſelten? Puſchkin wurde doch getötet.“

„Das war vielleicht zufällig.“

„Durchaus nicht zufällig: es war eben ein Duell auf Leben und Tod.“

„Die Kugel traf ihn ſo niedrig, daß man annehmen

muß, Dantès habe höher gezielt, etwa nach der Bruſt oder nach dem Kopfe. Dahin, wo er getroffen wurde, zielt kein Menſch, alſo war der Tod Puſchkins doch mehr ein Zufall. Das haben mir ſachverſtändige Leute geſagt."

„Und mir hat ein Soldat, mit dem ich einmal darüber geſprochen habe, geſagt, ſie hätten beim Militär ausdrücklich Befehl, wenn ſie Übungen machen, gerade in die Mitte des Menſchen zu zielen, in die ‚untere Hälfte des Menſchen', wie ſie ſich ausdrücken. Alſo in die Bruſt und nicht in den Kopf, vielmehr gerade in die Mitte des Menſchen iſt ihnen befohlen zu ſchießen. Ich fragte darauf einen Leutnant, und er beſtätigte es mir."

„Das iſt wahr, doch nur der großen Entfernung wegen."

„Und Sie, können Sie ſchießen?"

„Ich habe noch niemals geſchoſſen."

„Können Sie wirklich nicht einmal eine Piſtole laden?"

„Nein, ich kann es nicht. Das heißt, ich weiß, wie man es macht, doch habe ich es noch niemals verſucht."

„Das heißt ſoviel, daß Sie es nicht können, denn dazu gehört Übung! Hören Sie, lernen Sie es: zuerſt kaufen Sie ſich gutes Pulver, nicht feuchtes etwa, ſondern ſehr trockenes iſt nötig – ganz feines Pulver, ſagen Sie nur Piſtolenpulver, und nicht etwa ſolches, womit man Kanonen lädt. Die Kugel, ſagt man, gießt man ſich ſelbſt. Haben Sie denn Piſtolen?"

„Nein, ich brauche keine", lachte der Fürſt laut auf.

Digitized by Google

„Ach, was für ein Unſinn! Kaufen Sie ſich ſofort eine Piſtole, eine gute franzöſiſche oder engliſche, das ſollen die beſten ſein. Dann nehmen Sie einen Fingerhut voll Pulver, vielleicht auch zwei, und ſchütten es hinein. Beſſer, Sie nehmen etwas mehr. Dann ſtopfen Sie Filz hinein, man ſagt, daß durchaus Filz nötig ſei, den können Sie ja irgendwoher, aus einer Matratze oder aus einer Türpolſterung nehmen. Wenn der Filz drin iſt, dann ſtecken Sie die Kugel hinein, hören Sie: das Pulver zuerſt und die Kugel darauf, ſonſt geht's nicht los. Warum lachen Sie? Ich möchte, daß Sie jetzt jeden Tag Schießübungen machten, und ſogar mehrmals am Tage, damit Sie gut ins Ziel ſchießen können. Werden Sie es tun?"

Der Fürſt ſchüttelte ſich vor Lachen; Aglaja war wütend und ſtampfte mit dem Fuße zornig auf. Ihre ernſte Miene, mit der ſie dieſen Gegenſtand erörterte, verwunderte den Fürſten zuletzt. Zum Teil fühlte er, daß er hier über irgend etwas nicht unterrichtet war, wonach er hätte fragen müſſen – und daß es ſicher was Ernſteres war, als ein bloßes Geſpräch. All das ging ihm durch den Kopf, doch hatte er nur dafür Gefühl, daß ſie neben ihm ſaß, daß er ſie anſah, während das, was ſie ſprach, ihm in dieſem Augenblick völlig gleichgültig war.

Auf die Terraſſe trat plötzlich Iwan Fedorowitſch. Er ſchien einen wichtigen Gang vor ſich zu haben, in ſeiner beſorgten Miene lag feſte Entſchloſſenheit.

„Ah, Lew Nikolajewitſch, du hier ... Wohin gehſt du?" fragte er ihn, obwohl Lew Nikolajewitſch auch nicht einmal daran gedacht hatte, ſich von ſeinem Platze

zu erheben. „Komm her, ich habe dir ein Wörtchen zu sagen."

„Auf Wiedersehen", sagte Aglaja und reichte ihm ihre Hand.

Auf der Terrasse war es schon ganz dunkel geworden, der Fürst konnte ihr Gesicht in diesem Augenblick nicht deutlich erkennen. Nach einer Minute, als er mit dem General die Datsche verlassen hatte, errötete er plötzlich über und über und preßte seine rechte Hand fest zusammen und an sich.

Offenbar hatten sie beide denselben Weg. Ungeachtet der späten Stunde wollte Iwan Fedorowitsch wohl noch irgendwohin gehen, um sich mit irgend jemand über den Vorfall auszusprechen. Er sprach unzusammenhängende Worte zum Fürsten, erregt, schnell, und erwähnte des öfteren Lisaweta Prokofjewna. Wenn der Fürst in diesem Augenblick etwas aufmerksam gewesen wäre, so hätte er vielleicht bemerkt und erraten, daß Iwan Fedorowitsch ihn unter anderem gern über etwas ausgefragt hätte, oder besser gesagt, eine offene und gerade Frage an ihn gestellt hätte, aber nicht wagte, an den betreffenden Punkt zu rühren, der dabei die Hauptsache war. Der Fürst war aber so zerstreut, daß er anfangs überhaupt nicht zugehört und gar nicht verstanden hatte, was der General zu ihm gesprochen, und als dieser ihm schließlich eine Frage stellte, mußte er zu seiner Schande gestehen, daß er diese Frage nicht beantworten konnte, weil er sie nicht begriff.

Der General zuckte die Achseln.

„Sonderbare Menschen seid ihr doch alle, ich sage

Digitized by Google

dir, daß ich die Ideen und die Aufregung Liſaweta Prokofjewnas überhaupt nicht verſtehen kann. Sie iſt außer ſich, weint und behauptet, daß man uns beleidigt und beſchimpft habe. Wer? Wie? Womit? Wann und warum? Ich gebe zu, daß ich an vielem ſchuld bin . . . doch die Ausfälle . . . dieſes teufliſchen Weibes, das ſich dazu noch unſchicklich beträgt, gehen wirklich etwas zu weit und müſſen von der Polizei . . . Ich habe die Abſicht, mit einer maßgebenden Perſönlichkeit darüber Rückſprache zu nehmen. Man könnte alles im Guten, ruhig und liebenswürdig ohne jeglichen Skandal abmachen. Ich ſelbſt bin auch durchaus der Meinung, daß die Zukunft noch viele Ereigniſſe in ihrem Schoße birgt, und daß noch vieles unaufgeklärt iſt. Oh, da ſteckt noch eine Intrige dahinter, und wenn man hier nichts davon verſteht, ſo verſteht man dort noch weniger. Niemand weiß etwas, niemand hat was gehört; du haſt nichts gehört, der hat nichts gehört, der fünfte hat auch noch nichts gehört, ja, ſo bitte ich dich, wer hat denn eigentlich was gehört? Wie ſoll man da nicht den Verſtand verlieren, zur Hälfte ſcheinen es Halluzinationen, etwas, was überhaupt nicht vorhanden iſt . . ."

„Sie iſt wahnſinnig", murmelte der Fürſt ſchmerzlich, ſich der Vorgänge erinnernd.

„Wenn du davon redeſt . . . Dieſe Idee hatte ich auch zuerſt und beruhigte mich dabei. Doch jetzt ſehe ich, daß die anderen recht haben und glaube nicht an ihren Wahnſinn. Nehmen wir an, ſie ſei wirklich eine irre Frau, ſo iſt ſie doch auch wieder ſehr ſchlau und durchaus nicht wahnſinnig. Die Geſchichte mit Haupt-

Digitized by Google

mann Alexejewitsch beweist das. Ihrerseits steckt da eine sehr jesuitische Absicht dahinter."

„Was für ein Hauptmann Alexejewitsch?"

„Ach, mein Gott, Lew Nikolajewitsch, du hast wieder nichts gehört! Davon habe ich dir doch gleich zu Anfang erzählt, von Hauptmann Alexejewitsch. Deshalb bin ich doch heute so lange in der Stadt geblieben, zittere noch jetzt an Händen und Füßen. Hauptmann a. D. Alexejewitsch Radomskij, der Onkel von Jewgenij Pawlowitsch . . ."

„Nun, was ist mit ihm?" rief der Fürst.

„Hat sich erschossen, heute morgen um sieben Uhr. Ein angesehener Mann von fünfundsiebzig Jahren, Epikuräer, – und ganz so, wie sie es gesagt hat – Kronsgelder sind verschwunden, eine bedeutende Summe!"

„Woher hat sie denn . . ."

„Gewußt? Ha, ha! Sie hat ja einen ganzen Stab um sich, kaum daß sie sich hier gezeigt hat. Du weißt, was für Leute sie besuchen und ‚die Ehre ihrer Bekanntschaft' anstreben. So konnte sie doch sofort von dem Unglück gehört haben, denn ganz Petersburg weiß es schon und hier halb oder ganz Pawlowsk. Und was für eine feine Anspielung sie Jewgenij Pawlowitsch wegen seiner Zivilkleidung gemacht haben soll, wie man mir erzählte! Was für eine teuflische Bemerkung! Nein, das kann keine Wahnsinnige tun. Ich bestreite es natürlich durchaus, daß Jewgenij Pawlowitsch von der Katastrophe etwas gewußt hat, das heißt, daß er Zeit und Stunde genau gewußt hat. Doch hat er es vielleicht kommen sehen, vorausgefühlt. Wir aber, ich und auch Fürst Sch., rechneten darauf,

Digitized by Google

daß er ihn beerben würde! Schrecklich! Schrecklich! Verstehe mich recht, natürlich beschuldige ich ja Jewgenij Pawlowitsch in keiner Weise und beeile mich, dir das ausdrücklich zu erklären, doch immerhin ist es verdächtig ... Fürst Sch. ist ganz außerordentlich betroffen. Alles das hat ihn so erschüttert."

„Im Betragen Jewgenij Pawlowitschs liegt doch nichts Verdächtiges?"

„Nichts, nein! Er hat sich sehr anständig verhalten. Ich habe auch auf nichts anspielen wollen. Sein eigenes Vermögen ist, glaube ich, unangerührt. Lisaweta Prokofjewna will nichts davon hören ... Aber die Hauptsache – alle diese Familienkatastrophen, oder besser gesagt – Reibereien oder wie man's nennen soll ... dir kann man's ja sagen, du bist ein Freund des Hauses, Lew Nikolajewitsch, stelle dir doch nur vor, erst jetzt erweist es sich, – wenn ich mir auch darüber noch gar nicht klar bin –, daß Jewgenij Pawlowitsch schon vor einem Monat Aglaja einen Antrag gemacht hat und von ihr eine formelle Absage erhalten haben soll."

„Das kann nicht sein!" rief der Fürst, ganz Feuer und Flamme.

„Ja, weißt du denn etwas davon? Siehst du, mein Teurer," — der General blieb wie festgewurzelt an der Stelle stehen — „ich habe es dir doch nur gesagt, weil du ... weil du ... man kann wohl sagen, ein solcher Mensch bist. Vielleicht weißt du was Näheres darüber?"

„Ich weiß nichts ... ich weiß durchaus nichts von Jewgenij Pawlowitsch", murmelte der Fürst.

Digitized by Google

„Und auch ich habe keine Ahnung! Mich, scheint es, will man wirklich schon in die Erde stecken, und keiner will zugeben, daß es für mich unerträglich ist, von alledem nichts zu erfahren. Soeben hatten wir eine Szene, die schrecklich war! Ich erzähle sie dir nur, weil du wie mein leiblicher Sohn bist. Hauptsächlich macht sich Aglaja über die Mutter lustig. Von der Geschichte mit Jewgenij Pawlowitsch haben die Schwestern erzählt. Sie ist ja doch ein so eigenwilliges und phantastisches Geschöpf, daß man schon gar nicht weiß, was man mit ihr anfangen soll! Sie hat großzügige und glänzende Eigenschaften, hat Herz und Verstand – das ist wahr, doch launenhaft, spottlustig ist sie, mit einem Wort, ein unbändiger Charakter, und dabei voll Phantasie. Sie lacht der Mutter ins Gesicht; den Schwestern desgleichen; Fürst Sch. lacht sie aus; über mich macht sie sich beständig lustig, davon lohnt es sich überhaupt gar nicht zu sprechen. Doch ich, ich liebe sie, liebe sie fast, weil sie mich auslacht – und mir scheint es, daß sie mich darum auch besonders lieb hat, mehr als die anderen, ja, so scheint es mir. Ich möchte wetten, daß sie auch schon über dich gelacht hat. Soeben traf ich sie mit dir im Gespräch an, sie saß da bei dir nach diesem Skandal, ganz, als ob nichts geschehen wäre."

Der Fürst errötete und preßte wieder seine rechte Hand an sich, doch schwieg er.

„Mein lieber, guter Lew Nikolajewitsch! Ich ... und selbst Lisaweta Prokofjewna – die dich übrigens wieder achtet, und mit dir zusammen auch mich, ich weiß nicht warum – wir lieben dich wirklich, lieben

Digitized by Google

dich aufrichtig und achten dich trotz aller dieser Vorfälle. Ach, lieber Freund, gib es doch zu, daß solche Rätsel unerträglich sind, die dieser kleine kaltblütige Satan uns da aufgibt – sie stand da vor der Mutter mit dem Ausdruck größter Verachtung für alle unsere Fragen, und zwar besonders für mich, weil ich, der Teufel hol's, so dumm war und ihr mit Strenge zu imponieren versuchte, als Haupt der Familie, versteht sich, o dumm, dumm war ich – als dieser kaltblütige kleine Teufel uns plötzlich erklärt, daß diese „Wahnsinnige" (so drückte sie sich aus, mit denselben Worten wie du), „daß diese Wahnsinnige sich in den Kopf gesetzt habe, sie mit Lew Nikolajewitsch zu verheiraten und Jewgenij Pawlowitsch deshalb in unserem Hause unmöglich zu machen . . ." Das war alles, auf weitere Erklärungen ließ sie sich nicht ein, lachte nur, wir rissen die Mäuler auf, und sie geht einfach hinaus und schlägt die Tür hinter sich zu. Darauf erzählte man mir von dem Vorfall mit ihr . . . ich meine – deinem . . . und . . . und – höre, lieber Fürst, du bist doch ein vernünftiger Mensch und kein empfindlicher Mensch, ich würde dir gerne etwas sagen . . . doch ärgere dich nicht: bei Gott, sie hält auch dich zum Narren. Wie ein Kind lacht sie über dich, sei du ihr deshalb nicht böse, aber es ist so. Denke dir nichts dabei, sie spottet über dich und über uns alle, aus purer Langeweile. Nun, leb wohl! Du kennst unsere Gefühle für dich? Unsere aufrichtige Liebe zu dir? Wir bleiben dir unveränderlich treu, doch . . . jetzt muß ich fort, auf Wiedersehen! Niemals habe ich so in der Klemme gesessen, wie gerade jetzt . . . Ach, diese Sommerfrischen!"

Er ließ den Fürsten allein an einer Straßenkreuzung. Der Fürst blickte um sich und schritt dann rasch über die Straße, an das erleuchtete Fenster einer Datsche, entfaltete einen kleinen Zettel, den er die ganze Zeit während des Gespräches mit Iwan Fedorowitsch in der rechten Hand gehalten hatte und las beim matten Schein des erleuchteten Fensters:

„Morgen, sieben Uhr früh, werde ich auf der grünen Bank im Park auf Sie warten. Ich habe mich entschlossen, über eine sehr wichtige Angelegenheit, die Sie nahe angeht, mit Ihnen zu reden."

„P. S. Ich hoffe, Sie werden diesen Zettel niemandem zeigen. Obwohl ich mich schäme, Ihnen das ausdrücklich zu sagen, so halte ich es doch für nötig – und ich erröte beim Gedanken an Ihren lächerlichen Charakter."

„P. S. Es ist dieselbe grüne Bank, die ich Ihnen vorhin gezeigt habe. Schämen Sie sich. Auch das muß ich noch hinzufügen."

Das Zettelchen war in aller Eile geschrieben und irgendwie zusammengefaltet worden, wahrscheinlich kurz bevor Aglaja auf die Terrasse hinausgetreten war. Eine unbeschreibliche Erregung, eine an Schrecken grenzende Erregung ergriff den Fürsten. Er preßte seinen Zettel wieder in die Hand und sprang wie ein aufgescheuchter Dieb vom Fenster hinweg. Dabei stieß er mit einem Menschen zusammen, der nicht weit von ihm gestanden haben mußte.

„Ich suchte Sie, Fürst!" sagte der Herr.

„Was? Sie sind es, Keller?" rief Lew Nikolajewitsch erstaunt aus.

Digitized by Google

„Ich ſuchte Sie, Fürſt, ich wartete auf Sie an der Datſche bei Jepantſchins und folgte Ihnen, als Sie mit dem General gingen. Ich ſtehe zu Ihren Dienſten, Fürſt, verfügen Sie über Keller. Ich bin bereit, mich für Sie zu opfern, und wenn es ſein muß, zu ſterben."

„Aber ... weshalb denn?"

„Nun, es wird doch ſicher eine Forderung zum Duell erfolgen. Ich kenne dieſen ſtolzen Leutnant – nicht perſönlich etwa ... –, er erträgt eine Beleidigung nicht. Unſereinen, mich zum Beiſpiel und Rogoſhin, hält er für nichts, und vielleicht nicht mit Unrecht, darum kommen Sie allein für ihn in Frage. Die Rechnung werden Sie bezahlen müſſen, Fürſt. Er hat ſich nach Ihnen erkundigt, ich hörte es, und ſicher ſchickt er Ihnen ſchon morgen ſeinen Sekundanten, oder, vielleicht wartet der ſchon jetzt auf Sie. Wenn Sie mich der Ehre für würdig halten, ſo wählen Sie mich, bitte, zu Ihrem Sekundanten, ich bin bereit, mit Ihnen bis aufs Schafott zu gehen. Deshalb ſuchte ich Sie, Fürſt."

„Alſo auch Sie reden von einem Duell!" lachte plötzlich der Fürſt laut auf, zu Kellers größter Verwunderung, und hörte gar nicht auf zu lachen, ſo daß Keller, der die ganze Zeit über wie auf Nadeln geſtanden, ſich faſt beleidigt fühlte, als er dieſes herzliche Lachen des Fürſten hörte.

„Sie haben ihn doch, Fürſt, vorhin an den Armen gepackt, öffentlich vor allem Publikum. Ein Mann von Ehre wird ſich das nicht gefallen laſſen."

„Und er hat mich vor die Bruſt geſtoßen!" rief

der Fürſt lachend. „Warum ſollen wir uns denn ſchlagen? Ich werde ihn um Entſchuldigung bitten, das iſt alles. Nun, und wenn wir uns ſchon ſchießen ſollen, meinetwegen! Möge er ſchießen, ich werde auch ſchießen. Ha, ha! Ich verſtehe jetzt einen Revolver zu laden! Wiſſen Sie, man hat es mir geſagt, wie man eine Piſtole lädt! Verſtehen Sie, eine Piſtole zu laden, Keller? Zuerſt muß man Pulver kaufen, Piſtolenpulver, nicht zu feucht und nicht zu grob – nicht etwa Pulver, womit man Kanonen lädt. Man muß zuerſt das Pulver hineinſchütten, dann ſtopft man Filz von einer Türpolſterung in die Mündung und dann ſteckt man die Kugel hinein – nicht etwa die Kugel vor dem Pulver, ſonſt geht's nicht los! Ha, ha! Iſt das nicht eine prächtige Regel, lieber Keller? Ach, Keller, wiſſen Sie, daß ich Sie ſofort umarmen und abküſſen werde. Ha, ha, ha! Woher ſind Sie eigentlich vorhin ſo plötzlich aufgetaucht? Kommen Sie nächſtens zu mir: Champagner trinken! Wir wollen uns alle betrinken! Wiſſen Sie, daß ich zwölf Flaſchen Champagner beſitze? Lebedeff hat ſie im Keller, er verkaufte ſie mir ‚zufällig' vor drei Tagen Ich will die ganze Geſellſchaft dazu einladen! Werden Sie heute nacht ſchlafen gehen?"

„Natürlich, wie immer, Fürſt."

„Nun, dann, träumen Sie ſüß! Ha, ha!"

Der Fürſt ging über die Straße in den Park hinein. Keller blieb ganz verdutzt und nachdenklich ſtehen. Er hatte den Fürſten noch nie in einer ſo ſonderbaren Stimmung angetroffen und hätte ſie niemals bei ihm für möglich gehalten.

Digitized by Google

„Er hat wohl Fieber, auf einen nervöſen Menſchen muß das alles auch ſehr ſtark einwirken, freilich! Angſt ſcheint er nicht zu haben. Sieh mal an, ſolche haben alſo keine Angſt, bei Gott!“ dachte Keller bei ſich. „Hm! Champagner! Eine bemerkenswerte Aufforderung, wirklich. Zwölf Flaſchen, ein ganzes Dutzend; eine anſtändige Batterie. Doch, ich möchte wetten, daß Lebedeff dieſen Champagner irgendwie unter der Hand gekauft hat. Hm! ... er iſt eigentlich ſehr nett, dieſer Fürſt; wirklich, ich liebe ſolche ... doch da iſt jetzt keine Zeit zu verlieren und ... wenn ſchon Champagner, dann ...“

Daß der Fürſt wie im Fieber war, darin hatte Keller recht.

Lange, traumverloren, irrte der Fürſt im dunklen Park umher, bis er plötzlich wahrnahm, daß er ſich in einer Allee befand. Er konnte ſich nicht entſinnen, wenn er es auch gewollt hätte, was er dieſe ganze Stunde im Park gedacht hatte. Doch ertappte er ſich jetzt auf einem Gedanken, über den er plötzlich laut auflachen mußte, obgleich eigentlich gar kein Grund dazu vorhanden war. Es kam ihm in den Sinn, daß der Gedanke an das Duell nicht nur im Kopfe Kellers entſprungen war, ſondern auch in ihrem Kopfe, und daß ſie die ganze Piſtolengeſchichte durchaus nicht zufällig erzählt hatte. „Bah!“ Plötzlich kam ihm eine andere Idee. „Vorhin, als ſie auf die Terraſſe trat und ich dort in der Ecke ſaß, tat ſie furchtbar verwundert, mich dort anzutreffen, und ... lachte – und ſprach von Tee. In derſelben Zeit hatte ſie aber ſchon das Zettelchen in der Hand gehabt: alſo wußte ſie doch,

Digitized by Google

daß ich auf der Terraſſe war! Warum war ſie denn ſo verwundert darüber? Ha, ha, ha!"

Er zog das Zettelchen aus ſeiner Taſche und preßte es an ſeine Lippen, doch verſtummte er plötzlich und wurde nachdenklich.

„Wie iſt das ſonderbar! Wie iſt das ſonderbar!" ſagte er voll tiefer Traurigkeit vor ſich hin. In Momenten freudiger Erregung überkam ihn immer eine tiefe Traurigkeit, er wußte ſelbſt nicht warum. Er ſchaute ſich aufmerkſam um und wunderte ſich, daß er ſich hier befand. Er fühlte ſich plötzlich ſehr müde, ging auf eine Bank zu und ſetzte ſich hin. Rings um ihn herrſchte ungewöhnliche Stille. Die Muſik am Kurhaus war verſtummt. Im Parke ſelbſt befand ſich vielleicht kein Menſch, es war ja auch ſchon halb zwölf geworden. Die Nacht war ſtill, warm und hell – eine Petersburger Nacht im Anfang Juni, doch in dem dichten ſchattigen Park und in der Allee war es vollſtändig dunkel.

Wenn ihm jemand in dieſer Minute geſagt hätte, daß er verliebt, leidenſchaftlich verliebt ſei, ſo würde er dieſe Bemerkung mit Erſtaunen, ja, vielleicht mit Unwillen aufgenommen haben. Wenn aber der Betreffende noch hinzugefügt hätte, daß Aglajas Brief ein Liebesbrief, eine Aufforderung zum Stelldichein ſei, ſo wäre er vor Scham rot geworden und hätte dieſen Menſchen vielleicht ſelbſt zum Duell gefordert. Es wäre das wirklich von ihm aufrichtig empfunden geweſen, denn nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, nie hätte er an die Möglichkeit einer Liebe dieſes Mädchenherzens zu ihm geglaubt, oder gar

Digitized by Google

einer Liebe seinerseits zu diesem Mädchen. Bei einem solchen Gedanken hätte er sich geschämt: an die Möglichkeit einer Liebe zu ihm, zu „einem solchen Menschen wie er" hätte er nie geglaubt oder er hätte sie für ein Wunder gehalten. Wenn er an etwas dachte, so dachte er an nichts weiter als an einen mutwilligen Streich ihrerseits. Doch diesem Streich gegenüber verhielt er sich vollständig gleichgültig und fand ihn durchaus in der Ordnung. Er selbst war mit etwas ganz anderem beschäftigt. An die Richtigkeit der Bemerkung, die vorhin dem erregten General entschlüpft war – daß sie sich über alle nur lustig mache, über ihn aber, den Fürsten, am meisten und noch ganz besonders –, glaubte er bedingungslos. Und dabei fühlte er sich nicht im geringsten gekränkt, seiner Meinung nach mußte es sogar gerade so sein. Alles konzentrierte sich jetzt für ihn in dem einen Gedanken: daß er sie morgen wiedersehen, morgen in aller Frühe neben ihr auf der grünen Bank sitzen, die Erklärung des Pistolenladens anhören und sie ansehen würde! Das genügte ihm vollkommen. Zwar tauchte ein- oder zweimal die Frage in ihm auf, was sie ihm denn nur eigentlich zu sagen habe und was das wohl für eine so wichtige Angelegenheit sein könne – dazu noch eine, die unmittelbar ihn angehen sollte! –, doch trotzdem empfand er nicht einmal das Verlangen, nachzudenken oder zu erraten, was sie damit wohl gemeint haben könnte; daß sie jedoch tatsächlich vorhanden war, diese wichtige Angelegenheit, daran zweifelte er keinen Augenblick.

Das Knirschen leiser Schritte auf dem Kies der

Allee ließ ihn aufblicken. Ein Mensch, dessen Gesicht in der Dunkelheit nicht zu erkennen war, näherte sich der Bank und setzte sich auf sie nieder. Der Fürst rückte schnell näher, fast bis dicht an ihn heran, und erkannte das bleiche Gesicht Rogoshins.

„Konnt mir ja denken, daß du hier irgendwo herumbummelst, hab dich auch nicht lange zu suchen gebraucht", brummte Rogoshin zwischen den Zähnen.

Sie sahen sich zum erstenmal nach jener Begegnung auf der Treppe des Hotels. Es dauerte eine Weile, bis der Fürst nach dem ersten Schreck über das plötzliche Auftauchen Rogoshins seine Gedanken gesammelt hatte. Und schon fühlte er, daß ein bekanntes, quälendes Gefühl in seinem Herzen wieder auferstanden war. Rogoshin begriff offenbar, welch eine Empfindung er im Fürsten hervorgerufen hatte; und wenn er auch selbst zu Anfang ein wenig verwirrt zu sein schien und mit einer gleichsam gewollten Unbefangenheit sprach, so sah doch der Fürst bald ein, daß in Rogoshins Wesen nichts bewußt Gewolltes und auch keinerlei besondere Verwirrung lag. Wenn sich aber in seinen Gesten und seinem Gespräch vielleicht dennoch eine gewisse Befangenheit bemerkbar machte, so war das höchstens etwas Äußerliches. In der Seele konnte sich dieser Mensch nie verändern.

„Wie . . . wie hast du mich hier gefunden?" fragte der Fürst, um etwas zu sagen.

„Keller sagte es mir – ich war zu dir gegangen – ist in den Park gegangen', sagte er; da dachte ich, nun, dann ist ja alles richtig!"

Digitized by Google

„Wieſo, was iſt ‚richtig'?" griff der Fürſt erregt das Wort auf.

Rogoſhin lachte kurz, gab aber keine Antwort.

„Ich habe deinen Brief erhalten, Lew Nikolajewitſch; du haſt das ganz unnütz geſchrieben ... was du nur davon haſt! ... Jetzt aber bin ich von ihr zu dir gekommen: ſie befahl, dich unbedingt zu rufen ... muß dir dringend etwas ſagen ... Heute noch, bat ſie zu kommen."

„Ich werde morgen kommen. Jetzt gehe ich nach Haus; du ... kommſt du zu mir?"

„Wozu? Ich hab dir alles geſagt; leb wohl."

„So kommſt du nicht?" fragte der Fürſt leiſe.

„Ein ſeltſamer Menſch biſt du, Lew Nikolajewitſch, man kann ſich wirklich nur über dich wundern."

Rogoſhin lachte wieder kurz und gehäſſig auf.

„Weshalb hegſt du jetzt ſolchen Groll gegen mich?" fragte der Fürſt traurig und doch mit verhaltener Leidenſchaft. „Du weißt doch jetzt ſelbſt, daß alles, was du früher dachteſt, nicht richtig war. Übrigens habe ich es ſelbſt nicht anders erwartet, als daß dein Haß auch jetzt noch nicht vergehen würde, und weißt du, weshalb? Nicht deshalb, weil nicht ich dir nach dem Leben getrachtet habe, ſondern weil du mir nach dem Leben getrachtet haſt, deshalb vergeht dein Haß noch nicht. Aber ich ſage dir: ich kenne nur jenen Parfen Rogoſhin, mit dem ich an jenem Tage die Kreuze getauſcht habe und der mir zum Bruder geworden iſt, das habe ich dir auch geſtern in meinem Brief geſchrieben, damit du dieſen ganzen Fiebertraum vergißt und überhaupt nicht mehr an ihn denkſt und auch nie mehr

darauf zu ſprechen kommſt. Weshalb wendeſt du dich von mir ab? Weshalb verbirgſt du deine Hand? Ich ſage dir doch, daß ich alles, was damals war, für nichts anderes als einen Fiebertraum halte: ich kenne dich jetzt, weiß, wie du damals warſt, weiß es ſo gut, als wäre ich es ſelbſt geweſen. Das, was du damals glaubteſt, das gab es gar nicht und konnte es auch gar nicht geben. Weshalb aber ſoll dann dieſer Haß zwiſchen uns ſein?"

„Du und Haß!" lachte wieder Rogoſhin in ſeiner gehäſſigen Weiſe als Antwort auf die glühende Rede des Fürſten.

Er ſtand halb von ihm abgewandt, nachdem er noch zwei Schritte zur Seite getreten war, und verbarg allerdings ſeine Hand.

„Jetzt ſteht es mir nicht mehr zu, überhaupt noch zu dir zu kommen, Lew Nikolajewitſch", fügte er langſam und bedeutungsvoll nach einer Weile hinzu.

„So groß iſt alſo dein Haß, wie?"

„Ich liebe dich nicht, Lew Nikolajewitſch, weshalb ſollte ich alſo zu dir kommen? Weiß Gott, Fürſt, du biſt ganz wie ſo 'n kleines Kind! Willſt du ein Spielzeug haben – da nimm's aus der Taſche und leg's hin. Begreifſt doch nicht, um was es ſich handelt. Das haſt du auch alles genau ſo in deinem Brief niedergeſchrieben, ganz wie du's jetzt ſagſt, aber was – glaube ich dir denn etwa nicht? Ich glaube dir doch jedes Wort und weiß, daß du mich niemals betrogen haſt und auch hinfort nie betrügen wirſt, aber – ich liebe dich trotzdem nicht. Da ſchreibſt du nun, daß du alles vergeſſen haſt, daß du dich nur deines Bruders Ro-

Digitized by Google

goſhin erinnerſt, der mit dir ſein Kreuz getauſcht hat, und nicht jenes Rogoſhin, der ſein Meſſer gegen dich erhob. Aber woher kennſt du denn meine Gefühle?" Rogoſhin lachte wieder kurz auf. „Ich habe doch ſeither vielleicht noch kein einziges Mal das Geſchehene bereut, du aber haſt mir ſchon deine brüderliche Verzeihung zugeſandt. Vielleicht hab ich ſchon an jenem Abend an ganz was andres gedacht, daran aber –"

„Haſt du überhaupt nicht gedacht!" fiel ihm der Fürſt ins Wort. „Aber was hat denn das auf ſich? Ich wette meinen Kopf darauf, daß du damals mit der Bahn hierher nach Pawlowsk gefahren biſt, um ſie dort in der Menſchenmenge ganz ſo wie heute zu beobachten und zu verfolgen! Nein, da haſt du mich nicht in Erſtaunen geſetzt! Weiß ich doch, daß du, wenn du damals nicht in einem Zuſtande geweſen wärſt, in dem du überhaupt nur an eins zu denken vermochteſt, auch das Meſſer nicht gegen mich erhoben hätteſt. Ich hatte ja damals ſchon ſeit dem Morgen ein ſolches Vorgefühl, ſobald ich dich nur anſah. Weißt du auch, wie du damals warſt? Gerade als wir die Kreuze tauſchten, da muß ſich in mir der Gedanke geregt haben. Weshalb führteſt du mich zu deiner alten Mutter? Glaubteſt du, damit deine Hand aufzuhalten? Doch was rede ich, das kann ja gar nicht ſein, daß du damals daran gedacht hätteſt, du haſt es vielleicht nur ſo gefühlt, ganz wie auch ich . . . Wir fühlten es damals in ein und demſelben Augenblick. Und wenn du dann ſpäter deine Hand – die Gott abgelenkt hat – nicht erhoben hätteſt: als was würde ich dann jetzt vor dir

Digitized by Google

daſtehen? Ich habe dich doch ſowieſo deſſen verdächtigt, alſo iſt es nur unſere gemeinſame Sünde! Wir dachten es doch beide zugleich! (So mach doch kein ſo finſteres Geſicht! Nun? und weshalb lachſt du jetzt?) ‚Nicht bereut'! Ja, aber du hätteſt es doch vielleicht überhaupt nicht zu bereuen vermocht, ſelbſt wenn du gewollt hätteſt, denn du liebſt mich ja noch nicht einmal! Und wenn ich auch ſo unſchuldig wie ein Engel vor dir daſtände, du würdeſt mich doch haſſen, ſo lange du glaubſt, daß ſie nicht dich, ſondern mich liebt. Das iſt doch nichts als Eiferſucht! Nur höre jetzt, was ich in dieſer Woche gedacht habe, Parfen, ich will es dir ſagen: weißt du auch, daß ſie dich jetzt vielleicht mehr als alle anderen liebt, und ſogar um ſo mehr liebt, je mehr ſie dich quält? Dir wird ſie das nicht ſagen, aber man muß es zu ſehen verſtehen. Weshalb will ſie dich denn ſonſt ſchließlich trotz allem heiraten? Einmal wird ſie es dir ſelbſt ſagen. Manche Frauen wollen gerade ſo geliebt werden und ſie – ſie iſt von dieſer Art. Dein Charakter und deine Liebe müſſen ſie doch ſtutzig machen! Weißt du auch, daß eine Frau fähig iſt, einen Mann mit Grauſamkeiten und Spott zu Tode zu martern, ohne auch nur ein einziges Mal Gewiſſensbiſſe zu empfinden, denn jedesmal wird ſie bei ſich denken, wenn ſie ihn anſieht: ‚jetzt quäle ich ihn, wie aber werde ich ihn dafür lieben, wie mit meiner Liebe die Qual wieder gut machen . . .'"

Rogoſhin begann zu lachen, nachdem er bis dahin den Fürſten wortlos angehört hatte.

„Was, Fürſt, du biſt jetzt wohl auch ſelbſt einer

Digitized by Google

ſolchen in die Finger geraten? Ich hab ſo was gehört, wenn's wahr iſt?"

„Was, wieſo, was kannſt du gehört haben?" fuhr der Fürſt erſchrocken auf und ſtockte plötzlich wieder maßlos verwirrt.

Rogoſhin fuhr fort zu lachen. Er hatte nicht ohne Neugier und vielleicht auch nicht ohne Freude dem Fürſten zugehört; die freudige Beredſamkeit desſelben wunderte ihn und flößte ihm Mut ein.

„Nicht nur gehört, jetzt ſeh ich's ja ſelbſt, daß es wahr iſt," ſagte er. „Wann hätteſt du wohl ſonſt ſo geſprochen wie jetzt? Solch ein Geſpräch iſt doch wie gar nicht von dir. Hätt ich aber nicht ſo was von dir gehört, ſo wär ich auch nicht hergekommen – und noch dazu in den Park um Mitternacht."

„Ich verſtehe dich nicht, Parfen Sſemjonytſch."

„Sie hat mir ſchon lange von dir das geſagt, jetzt aber habe ich ſelbſt geſehen, wie du dort während der Muſik mit jener ſaßeſt. Sie hat mir geſchworen, hat mir geſtern und heute geſchworen, daß du in Aglaja Jepantſchina wie ein Kater verliebt ſeieſt. Mir iſt das aber, Fürſt, an ſich ganz gleich, und das iſt auch nicht meine Sache: wenn du aufgehört haſt, ſie zu lieben, ſo hat ſie deswegen noch nicht aufgehört, dich zu lieben. Du weißt doch, daß ſie dich unbedingt mit jener verheiraten will, hat es ſich geſchworen, hehe! ‚Anders heirate ich dich nicht,' ſagte ſie zu mir, ‚erſt wenn ſie zum Altar gehen, gehen auch wir zum Altar.' Was das von ihr aus bedeutet, kann ich nicht verſtehen und hab's auch noch nicht verſtanden: entweder liebt ſie dich bis zur Sinnloſigkeit – oder aber . . .

wenn sie dich liebt, warum will sie dich dann mit einer anderen verheiraten? ‚Ich will ihn glücklich sehen', sagt sie, also liebt sie dich doch."

„Ich habe dir gesagt und geschrieben, daß sie ... von Sinnen ist", brachte der Fürst, dem Rogoshins Worte schwere Qualen bereiteten, stockend hervor.

„Weiß Gott! Du hast dich vielleicht auch getäuscht ... sie hat doch heute schon den Tag bestimmt, jawohl heute, als ich sie nach der Musik nach Hause brachte: nach drei Wochen, vielleicht aber auch noch früher, sagte sie, lassen wir uns trauen; hat geschworen, nahm das Heiligenbild, küßte es. Jetzt hängt also alles nur von dir ab, Fürst, hehe!"

„Das ... das ist doch Wahnsinn! Das, was du da sagst, kann doch nie und nimmer geschehen! Morgen werde ich zu euch kommen ..."

„Weshalb soll sie denn wahnsinnig sein?" fragte Rogoshin. „Weshalb ist sie denn für alle anderen nicht wahnsinnig? Wie kann sie denn Briefe dorthin schreiben? Wenn sie wahnsinnig wäre, würde man es doch auch dort aus den Briefen herausmerken."

„Was für Briefe?" fragte der Fürst erschrocken.

„Sie schreibt doch dorthin, an jene, und jene liest die Briefe. Oder weißt du das noch nicht? Nun, dann wirst du's noch erfahren. Sie wird bestimmt sie dir schon selbst zeigen."

„Das ... das kann ich nicht glauben!" rief der Fürst.

„E-e! Dann mußt du, Lew Nikolajewitsch, noch wenig auf solchen Wegen gegangen sein, soviel ich sehe, dann fängst du ja erst an. Aber wart noch ein

Digitized by Google

bißchen: wirſt auch noch deine eigene Polizei unterhalten, ſelbſt Tag und Nacht auf der Lauer liegen und jeden Schritt von dort wiſſen, wenn du nur . . ."

„Hör auf! und ſprich nie wieder davon!" unterbrach ihn der Fürſt. „Höre, Parfen, vorhin ging ich hier herum, bevor du kamſt, und plötzlich mußte ich lachen, worüber – das weiß ich ſelbſt nicht, nur war mir gerade eingefallen, daß morgen – mein Geburtstag iſt. Es wird bald zwölf ſein. Gehen wir, erwarten wir den Tag! Ich habe Wein zu Hauſe, trinken wir! Du wünſch mir, was ich mir ſelbſt jetzt nicht zu wünſchen weiß, und gerade du ſollſt es mir wünſchen, und ich werde dir dafür dein volles Glück wünſchen. Oder ſonſt gib das Kreuz zurück! Haſt es mir doch nicht am anderen Tage zurückgeſandt! Du haſt es doch auch jetzt auf der Bruſt? Du trägſt es doch?"

„Ich trage es", ſagte Rogoſhin.

„Nun, dann gehen wir. Ich will nicht ohne dich mein neues Leben beginnen, denn jetzt – jetzt beginnt mein neues Leben! Weißt du's noch nicht, Parfen, daß heute mein neues Leben begonnen hat?"

„Jetzt ſehe und weiß ich's ſelbſt, daß es begonnen hat; ſo werd ich's auch ihr ſagen. Du biſt nicht mehr der alte, Lew Nikolajewitſch!"

IV.

Als der Fürst sich mit Rogoshin seiner Villa näherte, bemerkte er zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß sich auf der hellerleuchteten Terrasse eine zahlreiche und geräuschvolle Gesellschaft versammelt hatte. Lachen und lautes Stimmengewirr drang hinaus in den dunklen Park. Jedenfalls sah man auf den ersten Blick, daß der Gesellschaft die Zeit nicht lang wurde: man war in freudiger Stimmung und disputierte fast schreiend laut. Freilich war das nur zu erklärlich: als der Fürst die Stufen der Treppe hinanstieg, sah er, daß alle tranken, und zwar Champagner tranken, und das offenbar schon seit einiger Zeit, denn viele schienen bereits nicht mehr ganz nüchtern zu sein. Sämtliche Gäste waren dem Fürsten bekannt, doch wunderte es ihn nichtsdestoweniger, daß sie sich alle gleichzeitig versammelt hatten, als wären sie gerufen worden, obschon der Fürst keinen einzigen aufgefordert und er sich selbst seines Geburtstages erst soeben ganz zufällig erinnert hatte.

„Mußt wohl jemandem gesagt haben, daß du Champagner auffährst", brummte Rogoshin, als er hinter dem Fürsten zur Terrasse hinaufstieg.

Digitized by Google

„Das kennt man; da braucht man nur zu pfeifen ..." fügte er faſt haßerfüllt hinzu, natürlich in Gedanken an ſeine eigene jüngſte Vergangenheit.

Mit Freudengeſchrei und Glückwünſchen wurde der Fürſt empfangen und ſogleich von allen umringt. Einzelne benahmen ſich recht geräuſchvoll, andere wiederum viel ruhiger, doch alle beeilten ſich, ihm Glück zu wünſchen, da ſie von ſeinem Geburtstage gehört hätten. Ein jeder wartete ungeduldig, bis er an die Reihe kam. Die Anweſenheit einiger überraſchte den Fürſten beſonders; ſo hätte er z. B. Burdowskij ſicherlich nicht vorzufinden erwartet; doch am meiſten ſetzte ihn in Erſtaunen, inmitten dieſer Schar plötzlich Jewgenij Pawlowitſch Radomskij zu entdecken: er wollte zuerſt kaum ſeinen Augen trauen und erſchrak faſt, als er ihn erblickte.

Inzwiſchen war Lebedeff mit ſeinen Erklärungen glücklich zu Wort gekommen; er war rot und begeiſtert und in nicht geringem Maße das, was man „fertig" nennt. Aus ſeinem Geſchwätz ging hervor, daß ſich alle ganz zufällig eingefunden hatten. Ganz zuerſt, noch vor Abend, war Hippolyt gekommen, und da er ſich ſo wohl gefühlt, habe er gewünſcht, den Fürſten auf der Terraſſe zu erwarten. Er hatte ſich alſo dort auf dem Diwan niedergelaſſen. Darauf hatte ſich Lebedeff zu ihm geſellt, und dieſem war ſeine ganze Familie gefolgt, d. h. ſeine Töchter und der alte General Iwolgin. Burdowski war mit Hippolyt und Koljá gekommen, ſozuſagen als Begleiter des Kranken. Ganjá und Ptizyn waren erſt vor kurzer Zeit, beim Vorübergehen, eingetreten – ihr Erſcheinen fiel zu-

ſammen mit dem Ereignis vor dem Kurhaus –; bald darauf war auch Keller erſchienen, hatte mitgeteilt, daß am nächſten Tage des Fürſten Geburtstag ſei, und mit dieſer Begründung Champagner verlangt. Jewgenij Pawlowitſch war erſt vor knapp einer halben Stunde gekommen. Auf der Bewirtung mit Champagner und der Feier des Geburtstages hatte namentlich Koljá mit allem Nachdruck beſtanden, worauf Lebedeff denn auch mit Gläſern und dem nötigen Stoff bereitwillig herausgerückt war.

„Aber es iſt mein eigener, mein eigener!“ flüſterte er in lächelnder Seligkeit dem Fürſten zu, „auf meine Koſten, um den Geburtstag zu feiern und um zu gratulieren . . . es wird auch einen Imbiß, einen Imbiß geben, meine Tochter ſorgt ſchon dafür . . . Aber, Fürſt, wenn Sie wüßten, was für ein Thema ſie jetzt vorhaben. Entſinnen Sie ſich – im ‚Hamlet‘: ‚Sein oder Nichtſein?‘ Ein aktuelles Thema, ein höchſt aktuelles Thema. Fragen und Antworten . . . Und Herr Terentjeff will auf keinen Fall . . . zu Bett gehn! Vom Champagner aber hat er nur einen Schluck, nur ’n Schlückchen geſchlürft, das ſchad’t nichts . . . Treten Sie näher, Fürſt, und entſcheiden Sie! Alle haben Sie erwartet, nur auf Ihren ſcharfſinnigen Verſtand gewartet . . .“

Der Fürſt bemerkte den lieben, freundlichen Blick Wjera Lebedeffs, die ſich gleichfalls bemühte, an ihn heranzukommen. Über alle hinweg reichte er ihr zuerſt die Hand; ſie wurde ganz rot vor Freude und wünſchte ihm „von dieſem Tage an ein glückliches Leben“. Darauf lief ſie eilig in die Küche, um dort

Digitized by Google

den Imbiß vorzubereiten, doch so oft sie nur auf eine Minute Zeit fand, erschien sie wieder auf der Terrasse, um dem leidenschaftlichen Gespräch über die abstraktesten und für sie seltsamsten Dinge, das unter den Gästen niemals verstummte, zuzuhören. So hatte sie es schon vor dem Erscheinen des Fürsten getan. Ihre jüngere Schwester, die, welche immer so weit den Mund aufriß, war im Nebenzimmer, auf einem Koffer sitzend, eingeschlafen. Ihr Bruder, der Sohn Lebedeffs, stand dagegen zwischen Koljá und Hippolyt und allein der Ausdruck seines lebhaften Gesichts verriet es, daß er bereit war, auf demselben Platz stehend, noch ganze zehn Stunden zuzuhören.

„Ich habe Sie ganz besonders erwartet und bin sehr froh, daß Sie so glücklich sind", sagte Hippolyt zum Fürsten, als dieser gleich nach Wjera ihm die Hand reichte.

„Woher wissen Sie, daß ich ‚so glücklich' bin?"

„Man sieht es Ihrem Gesicht an. Begrüßen Sie sich mit den Herren und kommen Sie schnell und setzen Sie sich hierher zu mir. Ich habe sehr auf Sie gewartet," fügte er hinzu und betonte es besonders, daß er gewartet habe. Auf die Bemerkung des Fürsten: ob ihm das späte Aufsein nicht schade, antwortete er, daß er sich selbst wundere — er, der noch vor drei Tagen zu sterben glaubte — wie wohl er sich an diesem Abend fühle.

Burdowskij sprang von seinem Platz auf und brummte, daß er „nur so" gekommen . . . daß er Hippolyt „begleitet" und daß auch er sehr froh sei . . . Im Briefe habe er nur „Unsinn" geschrieben, jetzt aber

ſei er „einfach froh . . .“ Er beendete ſeinen Satz nicht, drückte nur kräftig dem Fürſten die Hand und ſetzte ſich auf ſeinen Stuhl.

Ganz zuletzt ging der Fürſt auf Jewgenij Pawlowitſch zu. Dieſer nahm ihn einfach unter den Arm.

„Ich habe Ihnen ein paar Worte zu ſagen“, ſagte er halblaut — „und in einer ſehr wichtigen Angelegenheit; kommen Sie, auf eine Minute.“

„Ein paar Worte,“ flüſterte eine andere Stimme dem Fürſten ins andere Ohr und eine andere Hand packte den Fürſten an der anderen Seite am Arm.

Der Fürſt bemerkte zu ſeiner Verwunderung ein vom Wein gerötetes, lachendes Geſicht, das er ſofort als das Ferdyſchtſchenkos erkannte. Gott weiß, woher der ſich eingefunden hatte.

„Erinnern Sie ſich noch Ferdyſchtſchenkos?“ fragte ihn dieſer.

„Woher ſind Sie denn gekommen?“ rief der Fürſt aus.

„Er hatte ſich verſteckt!“ ſagte hinzutretend Keller. „Er hatte ſich verſteckt und wollte ſich nicht zeigen, dort in der Ecke hatte er ſich verſteckt, er bereut es, Fürſt, er fühlt ſich vor Ihnen ſchuldig.“

„Ja, worin denn, worin?“

„Ich begegnete ihm, Fürſt, ſoeben begegnete ich ihm und habe ihn hierhergebracht; er iſt der beſte meiner Freunde, — doch bereut er ſehr . . .“

„Ich freue mich ſehr, meine Herren, doch ſetzen Sie ſich, bitte, dahin zu den anderen, ich werde gleich wiederkommen.“ Der Fürſt machte ſich von ihnen los und beeilte ſich, Jewgenij Pawlowitſch einzuholen.

„Hier bei Ihnen iſt es ſehr intereſſant," bemerkte dieſer, „ich habe mit vielem Vergnügen eine halbe Stunde auf Sie gewartet. Wiſſen Sie, mein beſter Lew Nikolajewitſch, ich habe mit Kurmyſchoff alles geordnet, ich bin gekommen, um Sie zu beruhigen. Machen Sie ſich keine Sorgen, er hat die Sache ſehr vernünftig aufgefaßt, um ſo mehr, da er meiner Meinung nach ſelbſt ſchuld daran war . . ."

„Was für ein Kurmyſchoff?"

„Dieſer da, den Sie vorhin an den Armen packten. Er war ſo außer ſich, daß er Ihnen morgen ſeine Forderung ſchicken wollte."

„Aber ich bitte Sie, welch ein Unſinn!"

„Verſteht ſich, Unſinn, und mit einem Unſinn hätte es auch geendet, doch . . ."

„Sie ſind, vielleicht, doch noch aus einem anderen Grunde gekommen, Jewgenij Pawlowitſch?"

„Oh, verſteht ſich, noch aus einem anderen Grunde," lachte dieſer. „Ich, lieber Fürſt, fahre noch morgen, bevor es tagt, nach Petersburg, wegen der unſeligen Geſchichte mit meinem Onkel. Stellen Sie ſich vor, alles iſt wahr und alle wiſſen es, nur ich wußte es nicht. Mich hat das alles ſo erſchüttert, daß ich noch nicht dazu gekommen bin, dahin zu gehen, zu Jepantſchins, meine ich. Morgen werde ich auch nicht hingehen, denn ich werde ja in Petersburg ſein, verſtehen Sie mich? Vielleicht werde ich zwei, drei Tage dort bleiben, mit einem Wort, meine Sache iſt verloren. Ich habe mich darum entſchloſſen, mich mit Ihnen offen auszuſprechen, ohne Zeit zu verlieren, noch vor meiner Abfahrt. Ich werde hier ſitzen und

werde warten, bis die ganze Gesellschaft sich verabschiedet, sonst weiß ich nicht, wo ich bleiben soll, ich bin so aufgeregt und schlafen kann ich nicht. Freilich ist es gewissenlos, einen Menschen so zu belästigen, doch ich werde Ihnen aufrichtig sagen: ich bin gekommen, um mit Ihnen, mein lieber Fürst, Freundschaft zu schließen. Sie sind ein unvergleichlicher Mensch, das heißt, Sie sind aufrichtig, Sie lügen niemals, vielleicht überhaupt nicht und ich habe in einer Sache einen Freund und Ratgeber nötig, denn ich gehöre jetzt zu den Unglücklichen ... jawohl!"

Er lachte.

„Schade nur, daß Sie warten wollen, bis die da fortgehen," meinte nachdenklich der Fürst, „weiß Gott, wann das sein wird. Wäre es nicht besser, wenn wir jetzt in den Park gingen? Die da können wirklich warten. Ich werde mich entschuldigen."

„Nein, nein, ich habe meine Gründe, jedem Verdacht ihrerseits zuvorzukommen, denn unter ihnen gibt es Leute, die sich sehr für unsere Beziehungen interessieren. Sie wissen das nicht, Fürst. Und es ist viel besser, daß sie nichts Auffälliges in unseren Beziehungen bemerken – verstehen Sie? Sie werden in zwei Stunden fortgehen, ich werde Sie dann nur zwanzig Minuten, vielleicht eine halbe Stunde in Anspruch nehmen."

„Wie Sie wünschen, bitte; ich werde sehr froh darüber sein, und für Ihre guten Worte und für Ihre Freundschaftsversicherung danke ich Ihnen noch besonders. Entschuldigen Sie, daß ich heute zerstreut bin, ich kann in diesem Moment nicht so aufmerksam sein, wie –"

„Ich ſehe, ich ſehe es", lächelte Jewgenij Pawlowitſch etwas ironiſch. Er war überhaupt recht luſtig dieſen Abend.

„Was ſehen Sie?" beeilte ſich der Fürſt zu fragen.

„Und Sie ahnen gar nicht, lieber Fürſt," verſetzte immer noch lachend Jewgenij Pawlowitſch, ohne direkt auf die Frage des Fürſten zu antworten, „Sie ahnen gar nicht, daß ich einfach gekommen bin, um Sie zu betrügen und alles über Sie zu erfahren, ah?"

„Daß Sie gekommen ſind, um mich auszuforſchen, nun, darüber beſteht kein Zweifel," ſcherzte jetzt auch der Fürſt, „und vielleicht haben Sie ſich ſogar vorgenommen, mich zum beſten zu halten. Doch was tut's, ich fürchte Sie nicht, überdies iſt mir das jetzt ganz gleichgültig, glauben Sie es mir? Und . . . und . . . und da ich vor allem überzeugt bin, daß Sie doch ein außergewöhnlicher Menſch ſind, ſo wird es damit enden, daß wir uns ſehr anfreunden werden. Sie haben mir ſehr gefallen, Jewgenij Pawlowitſch, Sie . . . ſind, meiner Meinung nach, ein ſehr, ſehr anſtändiger Menſch!"

„Nun, mit Ihnen iſt es wenigſtens ſehr angenehm, etwas zu tun zu haben, was es auch ſei," ſchloß Jewgenij Pawlowitſch. „Kommen Sie, ich werde auf Ihre Geſundheit ein Glas leeren, ich bin ſehr zufrieden, daß ich zu Ihnen gekommen bin. Ah!" brach er plötzlich ab. „Dieſer Herr Hippolyt wird jetzt bei Ihnen leben?"

„Ja."

„Er wird nicht ſo bald ſterben, denke ich?"

„Und, was weiter?"

Digitized by Google

„Weiter nichts; ich war hier mit ihm eine halbe Stunde zuſammen . . .“

Hippolyt wartete die ganze Zeit über auf den Fürſten und ſah ununterbrochen nach ihm und Jewgenij Pawlowitſch hin, als dieſe miteinander ſprachen. Er belebte ſich fieberhaft, als ſie an den Tiſch traten. Er war unruhig und aufgeregt, Schweiß trat auf ſeine Stirn. An ſeinen blitzenden Augen bemerkte man eine große Unruhe und eine unerklärliche Ungeduld; ſein Blick ſchweifte ziellos von einem Gegenſtand zum andern, von einem Geſicht zum andern. Obgleich er am allgemeinen, lebhaften Geſpräch teilnahm, ſo war ſeine Lebhaftigkeit doch nur eine kranke, unnatürliche. Dem Geſpräche ſelbſt folgte er nur zerſtreut, ſtritt ſich ganz ſinnlos mit den anderen herum, ſpottete über alles und äußerte nur Paradoxes. Er ſprach nicht zu Ende, was er ſoeben mit großem Feuer begonnen. Der Fürſt ſollte mit Verwunderung und Bedauern erfahren, daß man ihm heute zwei Glas Champagner zu trinken erlaubt hatte, und daß das gefüllte Glas vor ihm ſchon das dritte war. Doch das erfuhr er erſt ſpäter, in dieſem Augenblick war er zunächſt ſelbſt unaufmerkſam und zerſtreut.

„Wiſſen Sie auch, daß ich ſehr froh bin, daß gerade heute Ihr Geburtstag iſt!“ rief Hippolyt aus.

„Warum?“

„Sie werden es ſehen; ſetzen Sie ſich nur ſchnell! Erſtens ſchon darum, weil hier ſo viel Menſchen ſind. Darauf hatte ich gerechnet, daß alle hier ſein würden. Zum erſtenmal in meinem Leben ſtimmt meine Rechnung! Schade, daß ich nichts von Ihrem Geburtstag

wußte, ſonſt wäre ich mit einem Geſchenk gekommen... Ha, ha! Ja, vielleicht wäre ich mit einem Geſchenk gekommen! Was kann nicht alles in der Welt paſſieren?"

„Es ſind nur noch zwei Stunden bis Sonnenaufgang", bemerkte Ptizyn und ſah nach der Uhr.

„Was will denn das jetzt ſagen, wo es draußen ſo hell iſt, daß man leſen kann?" äußerte jemand.

„Ich möchte nur den Rand der Sonne ſehen, man kann dann auf Ihre Geſundheit trinken, was meinen Sie, Fürſt?"

Hippolyt wandte ſich damit an alle, er tat es ohne jegliche Zeremonie, aber in einem Tone, als kommandiere er, doch ohne es ſelbſt zu bemerken.

„Schön, trinken wir auf die Sonne, nur werden Sie ruhiger, Hippolyt."

„Sie reden immer vom Schlafen, Sie ſind meine Njánjá,*) Fürſt! Wenn nur die Sonne erſcheint und es ‚erklingt' am Himmel (wer hat es doch in einem Gedicht geſagt: ‚am Himmel erklang die Sonne?' Sinnlos, aber ſchön) – ſo gehen wir ſchlafen. Lebedeff! Was bedeuten die Quellen des Lebens in der Apokalypſe? Haben Sie von dem Stern gehört, Fürſt?"

„Ich habe gehört, daß Lebedeff unter dem ‚Stern' das Eiſenbahnnetz verſteht, das ſich über ganz Europa ausbreiten wird."

„Nein, erlauben Sie, das geht nicht an!" ſchrie Lebedeff, ſprang vom Stuhl und fuchtelte und zap-

*) Njánjá = Kinderfrau. E. K. R.

pelte mit Händen und Füßen, als wollte er das Gelächter aller verſtummen machen. „Erlauben Sie doch! Mit dieſen Herren ... alle dieſe Herren", wandte er ſich plötzlich an den Fürſten, „ſind in gewiſſen Punkten, ich weiß nicht was ..." und er ſchlug ganz unzeremoniell mit den Fäuſten auf den Tiſch, ſo daß ſich das allgemeine Gelächter noch verſtärkte.

Lebedeff war, wenn auch in ſeinem „gewöhnlichen", „allabendlichen" Zuſtande, diesmal doch ganz beſonders aufgeregt und durch den langen vorausgegangenen „wiſſenſchaftlichen" Disput obendrein gereizt. Bei ſolcher Gelegenheit hatte er für ſeine Opponenten nur eine unendliche, im höchſten Grade offenherzige Verachtung übrig.

„Das geht nicht an! Wir haben, Fürſt, vor einer halben Stunde beſchloſſen, niemanden zu unterbrechen, nicht zu lachen, während einer ſpricht, damit er alles frei herausſagen kann, was er ſich denkt. Mögen die Atheiſten, wenn ſie wollen, erwidern! Wir haben den General zum Präſidenten erwählt, ſehen Sie's. Denn ſonſt? Kann man jeden an ſeiner hohen Idee, an ſeiner tiefen Idee, verhindern ..."

„Reden Sie nur, reden Sie nur, niemand wird Sie verhindern!" ließen ſich verſchiedene Stimmen hören.

„Reden Sie doch, machen Sie keine Umſtände."

„Was iſt das für ein ‚Stern'?" erkundigte ſich jemand.

„Habe keine Ahnung!" antwortete General Iwolgin, mit wichtiger Miene ſeine Stelle „eines Präſidenten" vertretend.

„Ich liebe außerordentlich ſolche Dispute und Auseinanderſetzungen, Fürſt, natürlich nur wiſſenſchaftliche . . .“ murmelte währenddeſſen Keller, der vor Entzücken und Ungeduld auf ſeinem Stuhle hin und her rückte, „wiſſenſchaftliche, und natürlich politiſche,“ wandte er ſich plötzlich ganz unerwartet an Jewgenij Pawlowitſch, der faſt mit ihm in einer Reihe ſaß. „Wiſſen Sie, ich liebe furchtbar in den Zeitungen vom engliſchen Parlament zu leſen, d. h. nicht eigentlich um zu erfahren, um was es ſich da handelt (ich, wiſſen Sie, bin kein Politiker), ſondern wie ſie ſich aufführen, wie ſie miteinander verhandeln als Politiker, die äußere Form: der ehrenwerte Herr Viscount von der Gegenſeite, der ehrenwerte Herr Graf, der meine Anſicht teilt, mein ehrenwerter Opponent, der ganz Europa mit ſeinem Vorſchlag in Erſtaunen geſetzt hat, d. h. alle dieſe Ausdrücke, dieſer ganze Parlamentarismus eines freien Volkes, das iſt es, was unſereinem verlockend erſcheint! Ich bin entzückt davon, Fürſt. Ich war immer im Grunde meiner Seele ein Künſtler, Jewgenij Pawlowitſch.“

„Und was ergibt ſich denn daraus?“ ereiferte ſich in einer anderen Ecke Ganjá. „Ihrer Meinung nach ſind die Eiſenbahnen ein Fluch, das Verderben der Menſchheit, eine Peſt, die auf die Erde gefallen iſt, um die ‚Quellen des Lebens‘ zu trüben.“

Gawrila Ardalionytſch war an dieſem Abend ganz beſonders guter Laune, in einer ausgelaſſenen, faſt triumphierenden Stimmung, wie es dem Fürſten ſchien. Mit Lebedeff ſcherzte er natürlich, um ihn anzufeuern, geriet aber ſelbſt dabei in Feuer.

„Nein, nicht die Eisenbahn!“ ereiferte sich wieder Lebedeff, außer sich geratend und ganz berauscht von Entzücken. „Die Eisenbahnen allein trüben nicht die Quellen des Lebens, aber alles das zusammen ist verflucht, die ganze Richtung unserer letzten Jahrhunderte in Wissenschaft und Praxis ist, wie mir scheint, verflucht.“

„Ob wirklich verflucht, oder nur für unser Empfinden: Das wäre in diesem Falle sehr wichtig zu wissen“, bemerkte Jewgenij Pawlowitsch.

„Verflucht, verflucht, wirklich verflucht!“ beteuerte Lebedeff bombensicher.

„Überstürzen Sie sich nicht, Lebedeff, Sie sind am anderen Morgen immer viel vorsichtiger“, bemerkte lächelnd Ptizyn.

„Dafür bin ich aber am Abend um so aufrichtiger! Am Abend bin ich seelenvoller und aufrichtiger!“ wandte sich Lebedeff feurig an ihn. „Aufrichtiger und bestimmter, ehrenhafter und ehrenwerter, damit würde ich Ihnen schon ein Bein stellen, doch ich spucke drauf: ich fordere euch jetzt alle heraus, euch Atheisten alle: womit errettet ihr die Welt und worin habt ihr dieser Welt einen Weg gewiesen, ihr Männer der Wissenschaft und des Handels, der Verbände und der Nationalökonomie? Womit? Mit dem Kredit etwa? Was ist das: Kredit? Wozu führt euch der Kredit?“

„Sehen Sie doch, wie der neugierig ist!“ bemerkte Jewgenij Pawlowitsch.

„Meiner Meinung nach ist einer, der sich nicht für diese Fragen interessiert, nur ein Geck und Salonheld!“ schrie Lebedeff.

„Kredit führt zur allgemeinen Solidarität und zur Statik der Interessen", bemerkte Ptizyn.

„Und nur das, nur das! Ohne jegliche sittliche Grundlage nur zur Befriedigung des persönlichen Egoismus und der materiellen Notwendigkeiten? Das ganze All, das allgemeine Glück nur – materielle Notwendigkeit? So ist's, wenn ich Sie zu fragen wage, wenn ich Sie verstanden habe, mein werter Herr?"

„Nun ja, die allgemeine Notwendigkeit zu leben, zu trinken und zu essen und die volle wissenschaftliche Überzeugung, daß man diese Notwendigkeit ohne eine allgemeine Assoziation und die Solidarität der Interessen nicht befriedigen kann, – das, scheint mir, ist eine Idee, groß genug, und Grundlage, fest genug für die kommenden Jahrhunderte, um der Menschheit als ‚Quelle des Lebens' zu dienen", bemerkte Ganjá diesmal in vollem Ernst.

„Die Notwendigkeit zu trinken und zu essen, also nur das Gefühl der Selbsterhaltung . . ."

„Ja, ist denn das etwa zu wenig? Das Gefühl der Selbsterhaltung ist doch das Grundgesetz der Menschheit . . ."

„Wer hat Ihnen das gesagt?" rief plötzlich Jewgenij Pawlowitsch aus. „Ein Gesetz – das mag sein, aber nicht weniger ist es das Gesetz der Zerstörung, und meinetwegen auch der Selbstzerstörung. Liegt denn in der Selbsterhaltung wirklich das ganze Grundgesetz der Menschheit?"

„Aha!" rief Hippolyt, wandte sich schnell nach Jewgenij Pawlowitsch um und betrachtete ihn mit wilder Neugier. Als er aber sah, daß dieser lachte,

Digitized by Google

da lachte er ſelbſt auch, ſtieß den neben ihm ſtehenden Koljá an und fragte ihn wieder, wieviel Uhr es ſei, er zog ſogar ſelbſt Koljá die ſilberne Uhr aus der Taſche und ſah nach dem Zeiger. Darauf blickte er ganz verloren um ſich, ſtreckte ſich auf dem Diwan aus, legte die Hände unter den Kopf und ſtarrte zur Decke. Nach einer halben Minute ſetzte er ſich ſchon wieder an den Tiſch, hielt ſich ſtramm aufrecht und hörte dem Geſpräch Lebedeffs zu, der jetzt glücklich bis zum äußerſten erregt war.

„Ein hinterliſtiger, ein ſpitzfindiger Gedanke," griff Lebedeff mit wahrer Gier das Paradox Jewgenij Pawlowitſchs auf. „Ein Gedanke, der nur ausgeſprochen wurde, um die Gegner aufeinander zu hetzen – aber welch ein wahrer Gedanke! Sie ſind ein Spötter und Weltverächter, wenn auch nicht ohne Fähigkeiten! Doch wiſſen Sie ſelbſt nicht, bis zu welchem Grade Ihr Gedanke tief und wahr iſt. Ja-a. Das Geſetz der Selbſterhaltung und das Geſetz der Selbſtzerſtörung, ſie ſind beide gleich ſtark im Menſchen! Der Teufel beherrſcht noch immer die Menſchheit, und er wird ſie beherrſchen bis zu einer Zeit, die uns unbekannt iſt. Sie lachen? Sie glauben nicht an den Teufel? Der Unglaube an den Teufel iſt ein franzöſiſcher Gedanke, iſt ein leichtſinniger Gedanke. Wiſſen Sie denn auch, wer der Teufel iſt? Kennen Sie denn ſeinen Namen? Und ohne ſeinen Namen zu kennen, lachen Sie über ſeine Form, nach dem Beiſpiel Voltaires, über ſeinen Huf, ſeinen Schwanz und ſeine Hörner, wie man ihn euch geſchildert hat. Denn der unreine Geiſt iſt ein großer, ein furchtbarer Geiſt,

aber Hörner und Hufe hat er nicht. Doch nicht davon iſt jetzt die Rede."

„Woher wiſſen Sie, daß jetzt nicht davon die Rede iſt?" lachte Hippolyt laut auf wie in einem Krampfanfall.

„Eine ſehr feine und geſchickte Anſpielung!" lobte ihn Lebedeff. „Und doch iſt die Rede nicht davon. Die Frage bei uns war vielmehr die, ob die „Quellen des Lebens" nicht verſiegen infolge . . ."

„Der Eiſenbahnen?!" rief Koljá.

„Nicht der Eiſenbahnen, junger, aber kühner Mann, doch infolge der ganzen Richtung, der auch die Eiſenbahnen dienen, ſozuſagen als Bild, als künſtleriſcher Ausdruck. Sie raſen, ſie hämmern, ſie dröhnen für das Glück der Menſchheit, wie man ſagt. ‚Zu lärmend, zu tätig wird die Menſchheit, wenig geiſtige, ſeeliſche Ruhe hat ſie', beklagte ſich bereits ein einſamer Denker. ‚Möglich, doch das Dröhnen der Wagen, die der hungernden Menſchheit Brot bringen, iſt vielleicht wertvoller als die Ruhe des Geiſtes', antwortete ihm ein anderer triumphierend, einer, der überall herumfährt. Ich glaube es ihnen nicht, ich erbärmlicher Kerl Lebedeff: die Wagen, die der Menſchheit Brot bringen ſollen! Denn die Wagen, die ohne ſittliche Grundlagen der Menſchheit Brot bringen, könnten ebenſogut kaltblütig einen bedeutenden Teil der Menſchheit von dem Genuß des Brotes ausſchließen, was ja auch ſchon vorgekommen iſt . . ."

„Dieſe Wagen können kaltblütig jemand ausſchließen?" griff jemand auf.

„Was auch ſchon vorgekommen iſt," beſtätigte Lebe-

deff, ohne weiter dem Frager Beachtung zu ſchenken, „wir hatten ſchon einen Malthus, einen Freund der Menſchheit. Doch dieſer Freund der Menſchheit iſt mit ſeinen wankenden ſittlichen Grundlagen in Wahrheit ein Menſchenfreſſer der Menſchheit, ganz zu ſchweigen von ſeiner Eitelkeit. Denn beleidigen Sie die Eitelkeit eines dieſer zahlloſen Freunde der Menſchheit und er iſt ſofort bereit, aus kleinlicher Rachſucht die Welt an ihren vier Enden anzuzünden, – übrigens genau ſo, wie es jeder von uns auch tun würde, und, der Gerechtigkeit die Ehre, genau wie ich, der allererbärmlichſte von allen, der vielleicht als erſter das Holz dazu herbeiſchleppen, ſelbſt aber davonlaufen würde. Doch nicht davon iſt die Rede!“

„Ja, wovon denn eigentlich?“

„Wirklich langweilig!“

„Es handelt ſich um eine Anekdote aus dem vergangenen Jahrhundert. In unſerer Zeit, in unſerem Vaterlande, das Sie, meine Herren, hoffe ich, ebenſo lieben wie ich, denn ich bin meinerſeits bereit, mein Blut für das Vaterland zu vergießen . . .“

„Weiter, weiter!“

„In unſerem Vaterlande, wie in Europa, pflegen ſchreckliche, verheerende Hungersnöte – jetzt, in unſerer Zeit – die Menſchheit nur einmal im Vierteljahrhundert heimzuſuchen, wenn ich mich nicht irre und ſo weit ich mich entſinnen kann, mit anderen Worten, alle fünfundzwanzig Jahre. Ich will mich ja nicht auf die genaue Zahl verſteifen. Nur, meine ich, iſt es verhältnismäßig ſehr ſelten –“

„Im Vergleich womit?“

Digitized by Google

„Im Vergleich zum zwölften Jahrhundert mit seinen Ausläufern nach vorne und nach hinten. Denn damals herrschte, wie die Schriftsteller jener Zeit behaupten, die Hungersnot einmal in zwei Jahren, jedenfalls einmal in drei Jahren, so daß unter solchen Umständen die Menschen schon zur Menschenfresserei ihre Zuflucht nahmen, wenn auch nur heimlich. Einer dieser Menschenfresser, als er sich seinem Ende näherte, hat selbst und ohne Zwang eingestanden, daß er im Laufe seines langen, mühevollen Lebens im geheimen sechzig Mönche und einige weltliche Jünglinge selbst getötet und sie aufgegessen habe. Im ganzen nur sechs weltliche Jünglinge, das ist wenig im Vergleich mit der Anzahl Geistlicher, die er verspeist hat. Erwachsene weltliche Leute hat er, wie es scheint, zu diesem Zwecke überhaupt nicht verwendet."

„Das ist einfach unmöglich!" rief hier der „Präsident" in fast beleidigtem Tone. „Ich habe mich des öfteren, meine Herren, mit ihm darüber gestritten, und immer über dieselben Dinge. Er redet solch unglaubliches Zeug, daß einem die Ohren davon welk werden. Nicht für einen Groschen Wahrheit!"

„General! Denken Sie an die Belagerung von Kars, und Sie, meine Herren, Sie wissen, daß meine Anekdote die – volle Wahrheit ist. Ich bemerke nur von mir aus, daß die Wirklichkeit, die durchaus ihre unleugbaren Gesetze hat, uns immer als unwahrscheinlich und unwahr erscheint, und je wirklicher sie ist, um so unwahrscheinlicher erscheint sie uns."

„Ja, kann man denn sechzig Mönche aufessen?" lachte alles ringsum.

Digitized by Google

„Daß er ſie nicht auf einmal gegeſſen hat, das iſt doch ſelbſtverſtändlich, aber in fünfzehn bis zwanzig Jahren iſt es ganz verſtändlich und natürlich . . .“

„Und natürlich?“

„Und natürlich!“ verteidigte ſich Lebedeff eigenſinnig. „Und außerdem iſt der katholiſche Menſch ſchon von Natur aus neugierig und zutraulich, und man kann ihn nur zu leicht in den Wald locken oder an irgendeinen verborgenen Ort und mit ihm in erwähnter Weiſe verfahren. Doch beſtreite ich durchaus nicht, daß die Anzahl der verſpeiſten Menſchen ungeheuerlich erſcheint, bis zum . . .“

„Vielleicht hat er recht, meine Herren“, bemerkte plötzlich der Fürſt.

Er hatte bisher den Streitenden ſchweigend zugehört und ſich nicht am Geſpräch beteiligt, nur oft von ganzem Herzen gelacht, ſobald auch die anderen lachten. Er war offenbar ſehr froh darüber, daß alle ſo heiter, ſo lärmend waren; ſogar darüber, daß ſie alle ſoviel tranken. Vielleicht hätte er den ganzen Abend kein Wort geſprochen. Doch plötzlich fiel es ihm ein, zu reden. Er ſprach ſogar mit außergewöhnlichem Ernſt, ſo daß ſich alle mit Neugier ihm zuwandten.

„Ich, meine Herren, rede davon, daß damals die Hungersnöte wirklich ſehr häufig waren. Davon habe auch ich gehört, obgleich ich die Geſchichte wenig kenne. Doch ſcheint es mir, daß es wohl gar nicht anders hätte ſein können. Als ich in die Schweizer Berge kam, war ich ſehr erſtaunt über die Ruinen alter Ritterburgen, die an den Abhängen der Berge erbaut waren, auf ſteilen Felſen, oft von einer halben Werſt Höhe, was

dann auf ſchmalen Fußpfaden etliche Werſt ausmacht. Das Schloß ſelbſt iſt ja, wie bekannt, ein ganzer Berg von Stein. Eine ſchreckliche, faſt unmögliche Arbeit! Und dieſe Arbeit wurde natürlich von den armen Leuten, den Fronleuten der Ritter, verrichtet. Außerdem mußten ſie Steuern zahlen und die Geiſtlichkeit erhalten. Wie konnten ſie ſich da ſelbſt ernähren und ihre Erde bebauen! Die Bevölkerung war damals nicht zahlreich und viele müſſen vor Hunger geſtorben ſein, denn zu eſſen gab es vielleicht wirklich buchſtäblich nichts. Ich habe manchmal darüber nachgedacht, wie es doch nur möglich war, daß das Volk nicht ganz zugrunde ging, und wie es alledem Widerſtand leiſten konnte? Daß es Menſchenfreſſer gegeben hat, und ſogar ſehr häufig, darin hat Lebedeff zweifellos recht; nur weiß ich nicht, warum er gerade die Mönche herbeigezogen hat, und was er damit ſagen will?"

„Wahrſcheinlich iſt er der Meinung, daß im zwölften Jahrhundert nur die Mönche ſich zum Verzehren eigneten, da nur ſie fett waren", bemerkte Gawrila Ardalionytſch.

„Ein prächtiger Gedanke," ſchrie Lebedeff voll Begeiſterung. „Denn die Weltlichen hat er ja überhaupt nicht angerührt. Nicht ein einziges weltliches Exemplar, im Verhältnis zu ſechzig Geiſtlichen. Es iſt ein welthiſtoriſcher Gedanke, ein ſtatiſtiſcher Gedanke! Aus ſolchen Fakten ergeben ſich für den Fachmann die überraſchendſten geſchichtlichen Schlüſſe; denn mit zahlenmäßiger Genauigkeit iſt dadurch nachgewieſen, daß die Geiſtlichkeit damals wenigſtens ſechzigmal glücklicher und freier lebte, als die ganze übrige Menſchheit."

Digitized by Google

„Übertreibung, Übertreibung, Lebedeff!“ Man lachte ringsum.

„Ich bin damit einverstanden, daß es ein welthiſtoriſcher Gedanke iſt, doch was wollen Sie daraus ſchließen?“ ſtellte der Fürſt eine weitere Frage an Lebedeff, über den alle lachten, und zwar tat er es mit ſolchem Ernſt, ohne jeglichen Spott, daß ſein Ton bei der heiteren Stimmung der ganzen Geſellſchaft unwillkürlich gleichfalls komiſch wirkte. Es fehlte nicht viel, und man hätte auch über ihn gelacht. Doch bemerkte er das gar nicht.

„Sehen Sie denn nicht, Fürſt, daß der Mann verrückt iſt?“ Jewgenij Pawlowitſch beugte ſich vor und wandte ſich an den Fürſten. „Man ſagte mir neulich, er habe ſich in den Kopf geſetzt, Advokat zu werden, und ſeine Reden ſeien ihm zu Kopf geſtiegen. Er ſoll ein Examen machen wollen. Nun, ich erwarte eine famoſe Parodie.“

„Ich werde einen grandioſen Schluß daraus ziehen,“ rief Lebedeff unterdeſſen mit Donnerſtimme. „Doch analyſieren wir zuerſt den pſychologiſchen und den juridiſchen Zuſtand des Verbrechers. Wir ſehen, daß der Verbrecher, oder ſozuſagen mein Klient, ungeachtet deſſen und obſchon es ihm unmöglich war, andere Nahrungsmittel aufzutreiben, des öfteren während ſeiner intereſſanten Karriere den Wunſch empfand, ſich zu beſſern und von der Geiſtlichkeit abzulaſſen. Wir erſehen es aus verſchiedenen Tatſachen: wir erinnern uns, daß er wenigſtens fünf bis ſechs Jünglinge weltlichen Standes verzehrt hat, eine verhältnismäßig geringe Anzahl, dafür aber bemerkenswert in anderer Be-

ziehung. Offenbar von schrecklichen Gewissensbissen gequält (denn mein Klient ist ein religiöser und gewissenhafter Mensch, was ich Ihnen gleich beweisen werde) und um nach Möglichkeit seine Schuld zu verringern, ersetzte er, wenigstens zur Probe, sechsmal seine mönchische Nahrung durch eine weltliche. Unzweifelhaft zur Probe, denn wenn er es nur um der gastronomischen Abwechslung getan hätte, so würde die Zahl sechs viel zu gering sein: warum denn nur sechsmal, warum nicht dreißigmal? (Ich nehme nur die Hälfte, die Hälfte von der Hälfte.) Doch wenn es etwa nur zur Probe geschehen wäre, und aus Verzweiflung und Angst vor dem Verbrechen der Kirchenschändung, dann wird die Zahl sechs um so verständlicher; denn sechs Proben genügen doch wohl zur Beruhigung der Gewissensbisse, da die Proben ja nicht von Erfolg begleitet waren. Erstens waren meiner Meinung nach die Knaben viel zu klein, d. h. nicht dick und groß genug, so daß er der weltlichen Knaben wenigstens um das Doppelte, um das Fünffache bedurft hätte, als der Geistlichen. Wenn die Sünde sich also einerseits auch verringert hätte, so hätte sie sich andererseits nur vergrößert, wenn nicht qualitativ, so doch quantitativ. Wenn ich die Sache so beurteile, meine Herren, so versetze ich mich natürlich in die Seele eines Verbrechers des zwölften Jahrhunderts. Was mich nun betrifft, als Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts, so würde ich ganz anders urteilen, was ich hier Ihnen gegenüber betone, damit Sie durchaus nicht das Recht haben, meine Herren, mir die Zähne zu zeigen, wie es denn von Ihnen, Herr General, direkt

Digitized by Google

unanständig ist. Zweitens, meiner persönlichen Ansicht nach, ist ein Knabe auch nicht genügend nahrhaft, zu süß und widerlich im Geschmack, ohne die Bedürfnisse zu befriedigen, verursacht er nur Gewissensbisse. Und jetzt der Schluß, das Finale, meine Herren, das Finale, in dem die Antwort aller damaligen und heutigen großen Fragen enthalten ist. Der Verbrecher endet damit, daß er hingeht und sich selbst der Geistlichkeit und der Gerechtigkeit ausliefert. Man stelle sich vor, welche Qualen ihn in jener Zeit erwarteten, welche Folter, Räder und Scheiterhaufen? Wer hat ihn dazu getrieben, sich selbst anzuzeigen? Warum nicht einfach bei der Zahl sechzig verbleiben, das Geheimnis bewahren bis zum letzten Atemzuge? Warum nicht einfach von den Mönchen ablassen und als Einsiedler der Reue leben? Warum ist er denn schließlich nicht selbst Mönch geworden? Sehen Sie, da steckt das Rätsel! Also muß da doch etwas gewesen sein, das stärker war als Flammen und Scheiterhaufen, und selbst stärker als eine zwanzigjährige Gewohnheit! Also gab es eine Idee, die stärker war als alles Unglück wie Mißernten, Foltern, Pestilenzen, diese ganze Hölle, die die Menschheit nicht hätte ertragen können, ohne eine das Herz beherrschende und die Lebensquelle befruchtende Idee! Zeigen Sie mir, bitte, doch irgend etwas, das eine derartige Kraft in unserem Jahrhundert der Laster und Eisenbahnen besitzt . . . das heißt, man müßte sagen, in unserem Zeitalter der Dampfschiffe und Eisenbahnen, doch ich sage: in unserem Zeitalter der Laster und Eisenbahnen – wenn ich auch betrunken bin, so bin ich doch gerecht! Zeigen Sie mir eine Idee, die uns auch

Digitized by

nur mit der Hälfte der Kraft beherrſchte, wie die jener Jahrhunderte. Und wagen Sie es noch zu behaupten, daß die ‚Quellen des Lebens' unter dieſem ‚Sterne', unter dieſem Netze, worin die Menſchheit ſich verſtrickt hat, nicht verſiegt und getrübt worden ſind! Und widerlegen Sie mir das nicht durch Hinweiſe auf unſeren Wohlſtand, unſeren Reichtum, durch die Seltenheit der Hungersnöte und die Geſchwindigkeit unſerer Verkehrsmittel! Der Reichtum iſt größer, aber die Kraft iſt geringer, die einigende Idee fehlt uns; alles iſt wie Gummi; alles iſt nüchtern, und die Menſchen ſind auch nüchtern geworden! Alle, alle, alle ſind wir nüchtern! . . . Doch genug: Nicht davon iſt die Rede, ſondern davon, ob wir jetzt nicht, ehrenwerter Fürſt, unſere Gäſte zu einem kleinen Imbiß einladen wollen?"

Lebedeff, der einige ſeiner Zuhörer ſchon bis zur äußerſten Ungeduld gebracht hatte, verſöhnte aber alle ſeine Gegner mit dem unerwarteten Schluß ſeiner Rede. Er ſelbſt nannte einen ſolchen Schluß „einen ſehr geſchickten Advokatenkniff", die Gäſte belebten ſich, fröhliches Lachen ertönte wieder, alle erhoben ſich, um ihre Glieder zu ſtrecken und ſich auf der Terraſſe zu ergehen. Nur Keller war mit Lebedeffs Rede ſehr unzufrieden und benahm ſich ungewöhnlich erregt.

„Er iſt gegen die Aufklärung, er predigt den Aberglauben des zwölften Jahrhunderts, er will ſich zeigen, von Unſchuld des Herzens weiß er nichts: womit hat er ſich ein Haus erworben, wenn man fragen darf?" rief er laut und hielt die Gäſte zurück.

„Ich habe einen ganz anderen Interpreten der Apo-

Digitized by Google

kalypſe gekannt," wandte ſich der General in der anderen Ecke an andere Zuhörer und insbeſondere zu Ptizyn, den er am Knopf feſthielt –, „den verſtorbenen Grigorij Semjonowitſch Burmiſtroff, der verſtand es, die Herzen zu entzünden. Erſtens, ſetzte er ſich die Brille auf, ſchlug ein großes ſchwarzes Buch in ſchwarzem Ledereinband auf, dabei hatte er einen weißen Bart und zwei Rettungsmedaillen auf der Bruſt. Er legte ſie ſtreng und ernſt aus. Vor ihm beugten ſich Generäle, Damen fielen in Ohnmacht, aber dieſer da – endet mit einer Einladung zum Imbiß! Das iſt unerhört!"

Ptizyn hörte dem General lächelnd zu und griff nach ſeinem Hut, um fortzugehen, doch ſchien er ſich dann doch nicht dazu entſchließen zu können oder vergaß wenigſtens immer wieder ſeine Abſicht. Ganjä hatte ſchon vorhin, als man ſich vom Tiſch erhob, ſeinen Pokal von ſich geſtoßen: ein finſterer Ausdruck lag auf ſeinem Geſicht. Als man vom Tiſche aufſtand, ging er zu Rogoſhin und ſetzte ſich zu ihm. Man hätte denken können, daß die beiden in den freundſchaftlichſten Beziehungen zueinander ſtünden. Auch Rogoſhin, der ſich zu Anfang ein paarmal anſchickte, leiſe fortzugehen, ſaß jetzt unbeweglich da wie in Gedanken verſunken, als hätte er ganz vergeſſen, wo er war. Den ganzen Abend über hatte er keinen Tropfen Wein getrunken und war ſehr nachdenklich. Hin und wieder hob er ſeinen Blick und betrachtete alle und jeden. Es ſchien, als ob er hier etwas erwartete, etwas für ihn außerordentlich Wichtiges.

Der Fürſt hatte im ganzen zwei oder drei Glas ge-

trunken und war nur einfach heiter. Als er ſich vom Tiſch erhob, begegnete er dem Blick Jewgenij Pawlowitſchs, erinnerte ſich der ihnen beiden bevorſtehenden Ausſprache und lächelte entgegenkommend. Jewgenij Pawlowitſch winkte ihm zu und zeigte auf Hippolyt, den er ſoeben aufmerkſam betrachtet hatte. Hippolyt lag auf dem Diwan ausgeſtreckt und ſchlief.

„Weshalb hat dieſes Bürſchchen ſich ſo an Sie gehängt, Fürſt?“ ſagte er plötzlich mit erſichtlichem Ärger, ſo daß der Fürſt erſtaunte. „Ich wollte wetten, Fürſt, er hat nichts Gutes im Sinne!“

„Ich habe bemerkt,“ erwiderte der Fürſt, „oder es ſcheint mir wenigſtens ſo, daß er Sie, Jewgenij Pawlowitſch, heute ganz beſonders intereſſiert; iſt das wahr?“

„Denken Sie ſich, ich wundere mich ſelbſt darüber. Während ich Grund genug hätte, über meine eigene Lage nachzudenken, beſchäftige ich mich den ganzen Abend mit ihm und kann meinen Blick von dieſem widerwärtigen Geſicht gar nicht losreißen.“

„Sein Geſicht iſt doch hübſch . . .“

„Da, da, ſehen Sie nur!“ rief Jewgenij Pawlowitſch und packte die Hand des Fürſten. „Da . . .!“

Der Fürſt betrachtete Jewgenij Pawlowitſch nochmals mit Erſtaunen.

V.

Hippolyt, der gegen Ende des Lebedeffſchen Vortrags auf dem Diwan eingeſchlafen war, erwachte plötzlich: ganz als ob ihn jemand in die Seite geſtoßen hätte, fuhr zuſammen, erhob ſich, ſah ſich um und erbleichte. Mit einem Ausdruck des Schreckens ließ er ſeine Augen durchs Zimmer ſchweifen und eine furchtbare Angſt lag in ſeinen Geſichtszügen, als er ſich wieder zu beſinnen ſchien.

„Wie, ſie gehen fort? Iſt alles aus? Alles ſchon zu Ende? Iſt die Sonne ſchon aufgegangen?“ fragte er erregt, indem er die Hand des Fürſten erfaßte. „Wieviel iſt die Uhr, um Gottes willen, die Uhr? Ich habe mich verſchlafen. Habe ich lange geſchlafen?“ fügte er verzweifelt hinzu, als hätte er etwas verſchlafen, wovon ſein ganzes Schickſal abhing.

„Sie haben im ganzen ſieben oder acht Minuten geſchlafen“, antwortete Jewgenij Pawlowitſch.

Hippolyt ſah ihn ſtarr an und dachte einen Augenblick nach.

„Nur! Alſo habe ich nichts verloren ...“

Und er atmete auf, als ob eine unendlich ſchwere Laſt von ihm genommen wäre. Er begriff endlich, daß „nichts verloren“ war, daß die Sonne noch nicht aufgegangen, daß die Gäſte nur ihre Stühle verließen,

um einen Imbiß einzunehmen, und daß lediglich das Geſchwätz Lebedeffs zu Ende war. Er lächelte und ein ſchwindſüchtiges Rot in Geſtalt zweier Flecke erſchien auf ſeinen Wangen.

„Sie haben alſo die Minuten gezählt, während ich ſchlief, Jewgenij Pawlowitſch," griff er ſpöttiſch auf. „Sie haben ſich den ganzen Abend nicht von mir losreißen können, ich habe es geſehen ... Ah! Rogoſhin! Ich habe ihn ſoeben im Traume geſehen," flüſterte er dem Fürſten zu und ſah ſtirnrunzelnd zu Rogoſhin hinüber. „Ach, ja, wo iſt denn der Redner geblieben," ſprang er wieder auf etwas anderes über, „wo iſt Lebedeff? Lebedeff hat alſo ſeine Rede beendet? Wovon ſprach er? Iſt es wahr, Fürſt, daß Sie einmal geſagt haben, die Welt wird durch die Schönheit erlöſt werden? Meine Herren," wandte er ſich mit lauter Stimme an alle, „der Fürſt behauptet, daß Schönheit die Welt erlöſen werde! Doch ich behaupte, daß er nur deshalb ſo ſonderbare Gedanken hat, weil er verliebt iſt. Meine Herren, der Fürſt iſt verliebt. Vorhin, als er eintrat, habe ich mich davon überzeugt. Errôten Sie nicht, Fürſt, ſonſt muß ich Sie bedauern. Welche Schönheit wird die Welt erlöſen? Mir hat es Koljá geſagt ... Sie ſind ein eifriger Chriſt? Koljá ſagt, daß Sie ſich ſelbſt einen Chriſten genannt haben."

Der Fürſt ſah ihn durchdringend an und antwortete ihm nicht.

„Sie antworten mir nicht? Sie denken vielleicht, daß ich Sie ſehr liebe", fügte plötzlich Hippolyt wie abgebrochen hinzu.

„Nein, das denke ich nicht. Ich weiß, daß Sie mich nicht lieben.“

„Wie, auch nicht nach dem gestrigen Vorfall? Gestern war ich doch aufrichtig gegen Sie?“

„Ich wußte auch gestern, daß Sie mich nicht lieben.“

„Das heißt, weil ich Sie beneide, beneide? Sie dachten es schon immer und denken es auch jetzt, doch . . . doch warum sage ich Ihnen das? Ich möchte noch Champagner trinken, schenken Sie mir ein, Keller.“

„Sie dürfen nicht mehr trinken, Hippolyt, ich gebe Ihnen keinen.“

Und der Fürst nahm ihm das Glas fort.

„Nun, meinetwegen . . .“ willigte Hippolyt sofort ein, wie in Gedanken versunken. „Sie werden noch alle sagen . . . doch, den Teufel auch! was geht's mich an, was sie sagen werden! Nicht wahr, nicht wahr? Mögen sie nachher sagen, was sie wollen, nicht, Fürst? Und was geht es uns alle an, was dann sein wird! . . . Ich glaube, ich bin noch verschlafen. Was für einen furchtbaren Traum ich hatte – jetzt erst erinnere ich mich . . . Ich wünsche Ihnen solche Träume nicht, Fürst, obgleich ich Sie vielleicht wirklich nicht liebe. Übrigens, wenn man einen Menschen auch nicht liebt, warum soll man ihm Schlechtes wünschen, nicht wahr? Doch was frage ich Sie denn, immer frage ich Sie! Geben Sie mir Ihre Hand, ich werde Sie Ihnen kräftig drücken, so . . . Sie haben mir also gleich Ihre Hand gegeben! Also müssen Sie wissen, daß ich sie aufrichtig drücke? . . . Übrigens, ich werde nicht mehr trinken. Wieviel ist die Uhr? Nein, es ist nicht nötig, ich weiß, wieviel

die Uhr ist. Es ist Zeit! Die Stunde ist gekommen. Was, dort in der Ecke wird der Imbiß eingenommen? Also wird dieser Tisch hier frei? Vorzüglich! Meine Herren, ich ... doch alle diese Herren hören ja gar nicht ... ich bin bereit, Ihnen etwas vorzulesen, Fürst; der Imbiß ist natürlich interessanter, aber ..."

Und plötzlich zog er ganz unerwartet aus seiner Seitentasche ein großes rotversiegeltes Paket hervor und legte es vor sich hin auf den Tisch.

Das Unerwartete der Sache brachte einen großen Effekt in der Gesellschaft hervor. Auf so etwas war man gar nicht vorbereitet. Jewgenij Pawlowitsch sprang sogar von seinem Stuhl auf. Ganjá kam schnell an den Tisch heran. Rogoshin auch, doch mit geringschätziger, ärgerlicher Miene, als ob er wüßte, um was es sich handelte. Lebedeff, der in der Nähe beschäftigt war, kam auch herbei und betrachtete das Paket mit neugierigen Augen, als wollte er erraten, wovon es handelte.

„Was haben Sie denn da?" fragte beunruhigt der Fürst.

„Sobald der äußerste Rand der Sonne am Horizont erscheint, werde ich zur Ruhe gehen, Fürst, ich habe es gesagt; mein Ehrenwort: Sie werden es sehen!" rief Hippolyt. „Doch ... doch ... glauben Sie wirklich, daß ich nicht imstande sein werde, dieses Paket zu öffnen?" fügte er hinzu, als forderte er sie alle heraus, und als wandte er sich ausnahmslos an alle.

Der Fürst bemerkte, daß er am ganzen Körper zitterte.

„Niemand von uns glaubt es," antwortete der

Digitized by Google

Fürſt für alle, „und warum glauben Sie, daß jemand von uns einen ſolchen Gedanken haben könne . . . aber was . . . was für eine ſonderbare Idee von Ihnen, uns vorleſen zu wollen? Was iſt Ihnen denn, Hippolyt?“

„Was fehlt ihm? Was iſt wieder mit ihm paſſiert?“ fragte man ringsum.

Alle kamen herbei, einige aßen noch, doch das Paket mit dem roten Siegel zog alle wie ein Magnet an.

„Das habe ich geſtern ſelbſt geſchrieben, gleich nachdem ich Ihnen das Wort gegeben, daß ich zu Ihnen überſiedeln würde, Fürſt. Ich habe geſtern den ganzen Tag daran geſchrieben, die Nacht darauf, und beendet habe ich es heute morgen – in der Nacht gegen Morgen hatte ich einen Traum . . .“

„Würde es nicht beſſer ſein, wenn Sie es morgen . . .“ unterbrach ihn ſchüchtern der Fürſt.

„Morgen ‚wird keine Zeit mehr ſein‘!“ lachte Hippolyt hyſteriſch auf. „Übrigens, beunruhigen Sie ſich nicht, ich leſe es in vierzig Minuten, vielleicht – in einer Stunde . . . Und ſehen Sie, wie ſich alle dafür intereſſieren, alle ſind gekommen, alle ſehen nach meinem Paket. Ich glaube, wenn es nicht ſo verſiegelt wäre, ſo hätte es gar keinen Effekt gemacht! Ha-ha! Sehen Sie, was ein Geheimnis bedeutet! Soll ich es öffnen, meine Herren, oder nicht?“ rief er mit eigentümlichem Lächeln und mit blitzenden Augen. „Ein Geheimnis! Ein Geheimnis! Doch entſinnen Sie ſich, Fürſt, wer hat es geſagt, daß ‚keine Zeit mehr ſein wird‘? Das verkündet der große und mächtige Engel in der Apokalypſe.“

„Laſſen Sie bitte das Leſen!“ rief plötzlich Jewgenij Pawlowitſch, von ſolcher Unruhe ergriffen, daß es vielen ſonderbar erſchien.

„Leſen Sie nicht!“ rief auch der Fürſt aus und legte die Hand aufs Paket.

„Warum leſen? Jetzt eſſen wir“, bemerkte jemand.

„Einen Artikel? Aus der Zeitung, wie?“ erkundigte ſich ein anderer.

„Vielleicht iſt es langweilig?“ fügte ein dritter hinzu.

„Was iſt denn eigentlich los?“ erkundigten ſich die übrigen.

Die erſchrockene Bewegung des Fürſten machte auf Hippolyt einen ſtarken Eindruck.

„Alſo . . . nicht leſen?“ ſtammelte er mit einem verzerrten Lächeln auf ſeinen blutleeren Lippen. „Nicht leſen?“ wandte er ſich an alle, an das ganze Publikum und blickte jedem einzeln ins Geſicht. „Sie fürchten ſich?“ wandte er ſich wieder an den Fürſten.

„Weshalb?“ fragte dieſer ganz verwundert.

„Hat jemand ein Zwanzigkopekenſtück?“ Hippolyt ſprang plötzlich vom Stuhle auf, als hätte er einen Stoß bekommen, „oder irgendeine Münze?“

„Hier!“ Lebedeff reichte ihm ſofort eine. Ihm kam der Gedanke, daß der kranke Hippolyt den Verſtand verloren habe.

„Wjera Lukjanowna!“ wandte ſich Hippolyt haſtig an das junge Mädchen, „nehmen Sie, werfen Sie es auf den Tiſch: Adler oder Aufſchrift? Adler – heißt leſen!“

Wjera ſah erſchrocken auf die Münze, auf Hip-

Digitized by Google

polyt und auf ihren Vater. Darauf warf ſie das Geldſtück auf den Tiſch mit der Überzeugung, daß ſie es gar nicht zu ſehen brauchte. Der Adler lag oben.

„Leſen!“ flüſterte Hippolyt, als hätte wirklich das Schickſal geſprochen. Er hätte nicht ſtärker erblaſſen können, ſelbſt wenn ihm das Todesurteil vorgeleſen worden wäre. „Übrigens,“ fuhr er auf, nach einer halben Minute Schweigen. „Was ſoll das? Habe ich nicht ſoeben mein Los geworfen?“ wandte er ſich von neuem an ſeine Umgebung, mit derſelben fragenden Aufrichtigkeit. „Das iſt ja wirklich ein ſonderbarer, ein pſychologiſcher Zug!“ rief er plötzlich und wandte ſich mit aufrichtiger Verwunderung diesmal wieder an den Fürſten. „Das iſt . . . das iſt ja ein ganz unfaßbares Moment, Fürſt!“ beſtätigte er ſich den Gedanken ſelbſt, und als käme er jetzt wieder ganz zu ſich. „Das ſchreiben Sie ſich auf, Fürſt, denken Sie daran, Sie ſammeln doch Material bezüglich der Todesſtrafe . . . man ſagte es mir, ha, ha! O mein Gott, welch eine ſinnloſe Dummheit!“ Er fiel auf den Diwan zurück, ſtützte ſeine beiden Ellenbogen auf den Tiſch und legte ſeinen Kopf in beide Hände. „Das iſt ja geradezu ſchandbar! . . . Zum Teufel, was geht es mich an, wenn es ſchandbar iſt!“ er erhob ſofort wieder ſeinen Kopf. „Meine Herren! meine Herren, ich öffne jetzt das Paket!“ entſchied er mit plötzlicher Entſchloſſenheit. „Ich . . . ich zwinge übrigens niemanden, zuzuhören! . . .“

Mit vor Erregung zitternden Händen entſiegelte er das Paket, zog einige engbeſchriebene Blätter

Poſtpapier aus ihm heraus, legte ſie vor ſich hin und glättete ſie.

„Was ſoll das? Was iſt denn los? Was will er leſen?“ murmelten einige. Andere ſchwiegen.

Doch alle ſetzten ſich und ſahen ihm mit Neugierde zu. Vielleicht erwarteten ſie wirklich etwas Außergewöhnliches. Wjera klammerte ſich an den Stuhl ihres Vaters und hätte vor Angſt beinahe zu weinen angefangen. Faſt ebenſo erſchrocken war Koljá. Lebedeff, der ſich ſoeben hingeſetzt, erhob ſich wieder, ergriff einen Leuchter und ſtellte ihn vor Hippolyt hin, damit er es heller zum Leſen hätte.

„Meine Herren, das . . . . das werden Sie gleich ſehen, was das bedeutet,“ bemerkte Hippolyt aus irgendeinem Grunde und fing zu leſen an: „Eine notwendige Erklärung! Motto: Après moi le déluge . . . Pfui, zum Teufel!“ fuhr er plötzlich auf, als hätte er ſich verbrannt. „Wie konnte ich denn im Ernſt ein ſo dummes Motto wählen? . . . Hören Sie, meine Herren! . . . ich verſichere Sie, es ſind vielleicht zum Schluß nichts als Albernheiten! Nur einige meiner Ideen ſind darin . . . Wenn Sie vielleicht glauben, daß es . . . irgend etwas Geheimnisvolles oder . . . Verbotenes iſt . . . mit einem Wort . . .“

„Wenn Sie doch ohne Vorreden leſen wollten“, unterbrach ihn Ganjá.

„Er dreht und windet ſich!“ fügte jemand hinzu.

„Viel zu viel Gerede!“ äußerte ſich plötzlich Rogoſhin, der die ganze Zeit über geſchwiegen hatte.

Hippolyt wandte ſich zu ihm, und als ihre Blicke

ſich trafen, lächelte Rogoſhin bitter und ſprach langſam die ſonderbaren Worte:

„Nicht ſo muß man die Sache anfaſſen, junger Mann, nicht ſo . . .“

Was Rogoſhin damit ſagen wollte, begriff natürlich niemand, doch ſeine Worte machten trotzdem einen ſonderbaren Eindruck auf alle. In einem jeden berührten ſie eine ihnen allen gemeinſame Ahnung. Auf Hippolyt ſelbſt machten die Worte einen geradezu ſchrecklichen Eindruck: er wankte ſo ſtark, daß der Fürſt ſeine Hand nach ihm ausſtreckte, um ihn zu halten, und er hätte aufgeſchrien, wenn ihm nicht plötzlich die Stimme abgebrochen wäre. Eine ganze Minute konnte er kein Wort hervorbringen, er atmete ſchwer und ſah unverwandt Rogoſhin an. Endlich atmete er tief auf und ſagte mit großer Anſtrengung:

„Alſo das waren Sie . . . Sie waren es . . . Sie?“

„Wer war? Wo war?“ fragte ſehr erſtaunt Rogoſhin.

Doch Hippolyt ſchrie plötzlich wie beſeſſen auf:

„Sie waren bei mir in der vergangenen Woche, in der Nacht, um zwei Uhr, an dem Tage, als ich morgens zu Ihnen kam, Sie!!! Geben Sie es zu, Sie?“

„Vergangene Woche, in der Nacht? Du ſchliefſt wohl und biſt jetzt von Sinnen, junger Mann?“

Der junge Mann ſchwieg wieder eine Minute lang, legte ſeinen Finger an die Stirn und dachte nach, und in ſeinem bleichen, vor Furcht verzerrtem Lächeln tauchte etwas Schlaues, Triumphierendes auf.

„Das waren Sie!“ wiederholte er kaum hörbar, doch mit feſter Überzeugung. „Sie kamen zu mir und

ſaßen ſchweigend bei mir auf dem Stuhl, am Fenſter, eine ganze Stunde und noch länger; um ein oder zwei Uhr nachts; Sie ſtanden dann auf und gingen um drei Uhr fort ... Das waren Sie, Sie! Warum haben Sie mich erſchreckt, Sie kamen, um mich zu quälen, – ich verſtehe es nicht, doch das waren Sie!"

Und in ſeinen Augen blitzte ein grenzenloſer Haß auf, obgleich noch Angſt und Schrecken in ihnen lagen.

„Sie werden ſofort, meine Herren, alles erfahren, ich ... ich ... hören Sie ..."

Er griff wieder, ſich jetzt ſchrecklich beeilend, nach ſeinen Blättern, ſie waren durcheinander gekommen, er ſuchte ſie wieder zuſammen; ſie zitterten in ſeinen ſchwachen Händen, er konnte lange nicht mit ihnen in Ordnung kommen.

„Er iſt wahnſinnig, oder er phantaſiert!" murmelte kaum hörbar Rogoſhin.

Endlich begann er doch vorzuleſen. Zu Anfang, in den erſten fünf Minuten rang der Autor der Abhandlung nach Atem und las ungleich und abgebrochen; doch wurde ſeine Stimme immer feſter und gleichmäßiger, ſo daß er die niedergeſchriebenen Gedanken vollkommen ausdrücken konnte. Hin und wieder unterbrach ihn nur ein heftiger Huſten und in der Mitte der Vorleſung wurde er vollſtändig heiſer. Er belebte ſich aber während des Leſens immer mehr und mehr und war zum Schluß ſo mitgeriſſen, daß er einen ſchmerzlichen, krampfhaften Eindruck bei den Zuhörern hervorrief.

Hier folgt die „Abhandlung" in ihrem ganzen Umfange:

„Meine notwendige Erklärung."

„Après moi le déluge!"

„Gestern früh war der Fürst bei mir; unter anderem beredete er mich, zu ihm auf die Datsche zu ziehen. Ich wußte es und war überzeugt, daß er darauf bestehen würde, mit der Begründung, daß für mich „unter Menschen und Bäumen leichter zu sterben wäre", wie er sich ausdrückt. Doch heute sagte er nicht sterben, sondern er sagte ‚leichter zu leben', was für mich und in meiner Lage ungefähr dasselbe ist. Ich fragte ihn, was er denn mit seinen ‚Bäumen' eigentlich wolle und warum er immer von den ‚Bäumen' erzähle, – und da hörte ich denn zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß ich selbst an dem Abend in Pawlowsk geäußert hätte, ich sei gekommen, um zum letzten Mal Bäume zu sehen. Als ich darauf die Bemerkung machte, daß es doch ganz gleichgültig wäre, ob ich unter Bäumen sterbe oder hier durch das Fenster auf meine Backsteinmauer sehe, und daß es sich wegen dieser zwei Wochen nicht weiter lohne, gab er mir das sofort zu. Doch würde das frische Grün und die reine Luft auf mich physisch sehr gut wirken, meinte er, ich würde ruhiger werden und schwere Träume würden mich nicht mehr quälen. Ich bemerkte ihm wieder lachend, daß er ein Materialist sei. Da er niemals spottet, so mußten seine Worte etwas bedeuten. Sein Lächeln war so gütig, ich betrachtete ihn jetzt aufmerksamer. Ich weiß nicht, ob ich ihn liebe, doch darüber nachzudenken, habe ich jetzt keine Zeit mehr. Mein fünfmonatlicher Haß auf ihn, ich muß es gestehen, hatte sich im letzten Monat vollständig beruhigt. Wer kann's

wiſſen, vielleicht fuhr ich nur nach Pawlowsk, um hauptſächlich ihn zu ſehen. Doch ... warum hatte ich nur damals mein Zimmer verlaſſen?! Ein zum Tode Verurteilter muß ſeinen Winkel nicht verlaſſen; und wenn ich mich jetzt nicht endgültig zu etwas entſchloſſen hätte, ſtatt auf meine letzte Stunde zu warten, ſo hätte ich freilich mein Zimmer niemals verlaſſen und wäre nicht hierher übergeſiedelt, um zu ſterben. Ich muß mich beeilen, um mit dieſer ganzen ‚Erklärung' bis morgen fertig zu werden. Wahrſcheinlich werde ich keine Zeit haben, ſie durchzuleſen und zu korrigieren. Ich werde ſie morgen dem Fürſten und zwei bis drei Perſonen, die ich dort anzutreffen gedenke, vorleſen. Da ich keine einzige Lüge ſchreiben werde, ſondern nur die Wahrheit, die letzte, feierliche Wahrheit, ſo bin ich neugierig, welchen Eindruck dieſes Schriftſtück in der Stunde und Minute, da ich es vorleſen werde, auf mich ſelbſt machen wird? Übrigens habe ich unnütz die Worte ‚letzte und feierliche Wahrheit' geſchrieben. Wegen zweier Wochen lohnt es ſich ſowieſo nicht, zu lügen, weil es ſich auch zwei Wochen zu leben nicht lohnt; der Beweis dafür iſt ja, daß ich nur die Wahrheit ſchreibe. (NB. Vergeſſe ich nicht am Ende meine Gedanken? Bin ich nicht vielleicht wahnſinnig in dieſer Minute, d. h. minutenlang wahnſinnig? Man hat es mir beſtätigt, daß Schwindſüchtige im letzten Stadium ihrer Krankheit zeitweiſe den Verſtand verlieren. Ich werde mich morgen davon beim Eindruck auf die Zuhörer überzeugen. Dieſer Frage muß mit der größten Genauigkeit nachgeſpürt werden, ſonſt kann man zu keiner Überzeugung kommen.)

Digitized by Google

Mir ſcheint es, daß ich ſoeben eine furchtbare Dummheit geſchrieben habe, doch ſie zu verbeſſern, habe ich keine Zeit, außerdem habe ich mir das Wort gegeben, in dieſem Handſchreiben keine einzige Zeile zu verbeſſern, ſelbſt wenn ich bemerken ſollte, daß ich mir auf jeder fünften Zeile widerſpreche. Ich möchte mich ja gerade morgen beim Leſen von dem richtigen logiſchen Fluß meiner Gedanken überzeugen; und ob ich meine Fehler bemerke und ob es möglich iſt, daß alles, was ich in dieſen ſechs Monaten in dieſem Zimmer gedacht habe, nur Fieberphantaſien ſind?

Wenn ich vor zwei Monaten, wie jetzt, mein Zimmer hätte verlaſſen und von der Meyerſchen Wand mich verabſchieden müſſen, ſo, ich muß es geſtehen, ſo wäre es mir ſehr ſchwer gefallen. Jetzt empfinde ich nichts mehr, und verlaſſe doch dieſes Zimmer und dieſe Wand auf ewig! Alſo muß meine Überzeugung, daß es ſich für zwei Wochen nicht mehr lohnt, dieſe Gefühle aufkommen zu laſſen, meine ganze Natur beherrſchen. Verhält es ſich nun wirklich ſo? Iſt meine Natur wirklich vollſtändig beſiegt? Wenn man mich jetzt auf die Folter ſpannte, ſo würde ich doch ſicher ſchreien, und würde nicht ſagen, daß es ſich nicht lohnte, zu ſchreien oder Schmerz zu empfinden, nur weil zwei Wochen ſchon nichts mehr bedeuten.

Sind es denn wirklich nur vierzehn Tage, die mir zum Leben verblieben ſind, und nicht mehr? Damals in Pawlowsk hatte ich gelogen: B–n hatte mir nichts geſagt und hat mich überhaupt nicht geſehen. Doch vor acht Tagen beſuchte mich ein Student Kißlorodoff; nach ſeiner Überzeugung iſt er Materialiſt,

Atheiſt und Nihiliſt, und das war es, warum ich ihn rufen ließ. Ich hatte einen Menſchen nötig, der mir endlich die nackte Wahrheit ſagen konnte, ohne alle Rückſichten und Umſtände. Das tat er denn auch, und nicht nur aus Gefälligkeit und ohne Umſtände, ſondern mit ſichtlichem Vergnügen (was ich meinerſeits ſchon überflüſſig fand). Er ſagte mir auch gerade ins Geſicht, daß ich noch ungefähr einen Monat leben könnte; vielleicht auch etwas länger, wenn die Umſtände günſtig ſeien, doch vielleicht auch noch nicht einmal ſo lange. Seiner Meinung nach könnte ich auch ganz plötzlich ſterben, zum Beiſpiel morgen; ſolche Fälle habe es oft gegeben und erſt vorgeſtern ſei eine junge Frau in Kolomna, deren Zuſtand dem meinen ganz gleich geweſen, geſtorben. Sie habe auf den Markt gehen wollen, plötzlich ſich ſchlecht gefühlt, habe ſich auf den Diwan gelegt, einmal noch geatmet und – ſei geſtorben. Alle dieſe Mitteilungen machte mir Kißlorodoff mit einer gewiſſen ſchneidigen Gefühlsloſigkeit, als hätte er mir damit eine Ehre angetan und als hielte er mich für ein ebenſo höheres, alles verneinendes Geſchöpf, wie er es ſelbſt zu ſein glaubte, und dem zu ſterben ſelbſtverſtändlich nichts koſtete. Ich hatte alſo jetzt wirklich die Gewißheit: noch einen Monat und nicht länger zu leben! Daß er ſich nicht geirrt hat, davon bin ich feſt überzeugt.

Sehr erſtaunt war ich darüber, daß der Fürſt vorhin bemerkte, daß mich ‚ſchlechte Träume' quälen; er ſagte buchſtäblich, in Pawlowsk würden ‚meine Erregung und meine Träume' nachlaſſen. Wie kommt er darauf? Iſt er Mediziner oder hat er wirklich

Digitized by Google

einen außergewöhnlichen Verſtand und kann vieles erraten? (Daß er am Ende doch ein ‚Idiot' iſt, darüber beſteht kein Zweifel.) Gerade vor ſeinem Erſcheinen hatte ich einen jener reizenden Träume, wie ſie mich, übrigens, jetzt zu Tauſenden heimſuchen. Ich ſchlief ein – ich denke, eine Stunde vor ſeiner Ankunft, und befand mich in einem Zimmer, das größer und höher war, als das meinige, beſſer möbliert und auch heller. In ihm ſtand ein Schrank, eine Kommode, ein Diwan und mein Bett, nur größer und breiter und bedeckt mit einer grünſeidenen Steppdecke. Doch bemerkte ich in dieſem Zimmer ein ſchreckliches Tier, eine Art Skorpion und doch kein Skorpion, ſondern viel widerwärtiger und ſchrecklicher, unheimlicher. Es war, glaube ich, um ſo ekelhafter, weil es ſolche Tiere in der Natur nicht gibt und weil es gerade zu mir gekommen war, mit einer geheimnisvollen Abſicht, als enthielte es ſelbſt ein furchtbares Geheimnis. Ich habe es ſehr genau betrachtet: es war ein braunes, kriechendes, amphibienartiges Kruſtentier, etwa vier Zoll lang, am Kopfe vielleicht zwei Finger breit, zum Schwanze hin verdünnte es ſich immer mehr, ſo daß die äußerſte Spitze desſelben nicht dicker als ein Zehntel Zoll war. Einen Zoll tiefer unter dem Kopf, traten in einem Winkel von etwa fünfundvierzig Grad zwei Pfoten aus dem Rumpfe hervor, jede ungefähr zwei Zoll lang, ſo daß das Tier von oben geſehen die Form eines Dreizackes hatte. Den Kopf konnte ich nicht ſehen, doch ſah ich zwei Fühler, nicht ſehr lang, wie zwei große Nadeln, von rotbrauner Farbe. Solche zwei Fühler hatte es auch am Ende des Schwanzes und am Ende

jeder Pfote, im ganzen alſo acht Fühler. Das Tier lief wahnſinnig ſchnell über das ganze Zimmer und ſtützte ſich dabei auf Pfoten und Schwanz, und wenn es lief, ſo dehnte ſich der ganze Körper und der Schwanz in ringelnden Bewegungen, wie bei einer Schlange, ungeachtet ſeiner Kruſte, was ein widerwärtiger Anblick war. Ich hatte furchtbare Angſt, daß es mich ſtechen würde, man hatte mir geſagt, es wäre giftig, doch quälte ich mich am meiſten darüber, was man mir damit antun wolle, warum man es mir ins Zimmer geſetzt und worin ſein Geheimnis beſtand? Es kroch unter die Kommode, unter den Schrank, in alle Ecken. Ich ſaß auf dem Stuhl und hatte die Füße hochgezogen. Es lief ſchnell über das ganze Zimmer und verſchwand plötzlich unter meinem Stuhl. Angſtvoll ſuchte ich es mit meinen Augen, die Füße hatte ich, wie geſagt, hochgezogen und ich hoffte im ſtillen, daß es nicht an dem Stuhl hinaufklettern würde. Plötzlich hörte ich hinter mir faſt an meinem Kopfe ein kniſterndes Geräuſch: ich blicke mich um und ſehe, daß das Reptil an der Wand emporkriecht in gleicher Höhe mit meinem Kopfe. Mit ſeinem Schwanze, den es mit großer Schnelligkeit wand und drehte, berührte es ſchon mein Haar. Ich ſprang vom Stuhl und – auch das Tier verſchwand. Ich fürchtete mich, mich aufs Bett zu legen, da es vielleicht unter das Kiſſen gekrochen. Ins Zimmer traten meine Mutter und irgendein Bekannter von ihr. Sie verſuchten, das Scheuſal zu fangen, waren viel ruhiger als ich, und fürchteten ſich nicht einmal. Doch verſtanden ſie nichts davon. Plötzlich kroch das Tier wieder hervor, diesmal ſehr langſam, als hätte es eine

Digitized by Google

beſondere Abſicht, ſich langſam über das Zimmer zur Tür hin dehnend, was noch widerwärtiger war. Da öffnete meine Mutter die Tür und rief Norma, unſeren Hund, einen großen, ſchwarzen, zottigen Neufundländer – er ſtarb vor fünf Jahren. Norma ſtürzte ins Zimmer und blieb wie angewurzelt vor dem Reptil ſtehen, das gleichfalls im Laufe einhielt, doch ſich weiter wand und mit Schwanz und Pfoten auf den Boden ſchlug. Tiere empfinden keinen myſtiſchen Schrecken, wenn ich mich nicht irre; in dieſer Minute jedoch ſchien es mir, daß auch Norma dieſen außergewöhnlichen, dieſen faſt myſtiſchen Schrecken empfand, ganz als ob er, wie ich, geahnt hätte, daß in dieſem Tier etwas Verhängnisvolles, etwas Geheimnisvolles enthalten war. Norma zog ſich langſam vor dem Reptil zurück, das nun ſeinerſeits vorſichtig auf ihn loskam. Plötzlich wollte das Reptil ſich auf ihn werfen und ihn beißen. Trotz ſeiner Angſt und trotzdem er an allen Gliedern zitterte, wich der Hund nicht zurück: er fletſchte ſeine großen weißen Zähne, öffnete ſeinen großen roten Rachen, legte ſich ſprungbereit und entſchloß ſich dann mit einem Mal, das Reptil mit ſeinen Zähnen zu packen. Das Reptil wand ſich und zappelte ſo heftig, daß es loskam, und Norma mußte es noch einmal im Falle packen. Zweimal nacheinander tat er es und ſchnappte nach ihm. Die Kruſte knackte unter ſeinen Zähnen, Schwanz und Pfoten des Reptils zappelten mit wahnſinniger Schnelligkeit. Plötzlich heulte Norma kläglich auf. Das Scheuſal hatte ihn doch in die Zunge geſtochen. Der Hund winſelte und ſchrie vor Schmerz und ich ſah, wie das zerbiſſene Reptil ihm

quer im Rachen lag und wie eine große Menge weißen Saftes, ähnlich dem Safte einer zertretenen, großen Schabe, aus dem zerquetschten Leib sich auf die Zunge des Hundes ergoß . . . Da erwachte ich und erblickte den Fürsten, der soeben eingetreten war."

„Meine Herren," unterbrach sich Hippolyt, als schäme er sich, „ich habe das Geschriebene nicht durchgelesen, es ist da viel Unnützes . . . Dieser Traum . ."

„Stimmt", beeilte sich Ganjá zu bemerken.

„Ich gebe es zu, es ist zu viel Persönliches . . ."

Als Hippolyt das sagte, hatte er ein müdes, erschöpftes Aussehen. Er wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Tja, Sie interessieren sich schon zu sehr für sich", lispelte Lebedeff.

„Ich, meine Herren, zwinge niemanden, zuzuhören, wer da will, kann sich entfernen."

„Er jagt uns fort . . . aus einem fremden Hause", brummte, kaum hörbar, Rogoshin.

„Wie? Sollen wir denn alle plötzlich aufstehen? und uns entfernen?" bemerkte ganz unerwartet Ferdyschtschenko, der bis jetzt nicht laut zu sprechen gewagt hatte.

Hippolyt senkte die Augen und griff nach seinem Schriftstück, doch in demselben Augenblick erhob er wieder seinen Kopf und sagte mit blitzenden Augen und roten Flecken auf beiden Wangen, Ferdyschtschenko scharf ansehend:

„Sie lieben mich wohl gar nicht!"

Lachen erscholl. Übrigens – die Mehrzahl lachte nicht. Hippolyt errötete über und über.

Digitized by Google

„Hippolyt," ſagte der Fürſt, „legen Sie die Blätter zuſammen und geben Sie ſie mir. Sie ſelbſt legen ſich bitte ſchlafen, hier in meinem Zimmer. Wir können ja noch morgen miteinander davon reden, doch unter der Bedingung, daß wir dieſe Blätter da nicht mehr anrühren. Wollen Sie?"

„Wie iſt denn das möglich?" fragte ihn Hippolyt mit ſtrenger Verwunderung. „Meine Herren," rief er aus, ſich wieder fieberhaft belebend, „das war nichts als eine dumme Epiſode, mit der ich nicht recht fertigzuwerden gewußt habe. Jetzt aber werde ich mich im Leſen nicht mehr unterbrechen. Wer hören will, der höre ..."

Er trank noch ſchnell einen Schluck Waſſer, ſtützte ſich auf den Tiſch, wie um ſich vor den Blicken der Anweſenden zu verbergen und ſetzte ſein Leſen hartnäckig fort. Seine Verlegenheit verlor ſich übrigens bald ...

Er las weiter: „Die Idee, daß es ſich gar nicht lohnte, noch einige Wochen zu leben, überkam mich ungefähr vor einem Monat, damals, als man mir geſagt hatte, daß ich jetzt nur noch vier Wochen leben könne. Doch beherrſchte ſie mich erſt vollſtändig, als ich vor drei Tagen, an jenem Abend, aus Pawlowsk zurückkehrte. Zum abſoluten Bewußtſein dieſes Gedankens kam ich hier auf der Terraſſe des Fürſten, in demſelben Augenblick, als ich die letzte Probe aufs Leben machte, als ich Menſchen und Bäume ſehen wollte. Ich regte mich furchtbar auf, ſtand für das Recht Burdowskijs, ‚meines Nächſten', ein und träumte davon, wie alle mir plötzlich die Hände reichen, mich

umarmen und mich wegen irgend etwas um Verzeihung bitten würden, und wie – wir es gegenseitig tun würden; mit einem Wort, ich dachte und träumte recht wie ein Narr. In diesen Stunden kam ich dann zu dieser ‚letzten Überzeugung'. Jetzt wundere ich mich, wie ich die letzten sechs Monate ohne diese ‚Überzeugung' überhaupt habe leben können! Ich wußte doch zu genau, daß ich die Schwindsucht hatte und unheilbar war; ich belog mich nicht und hatte die Tatsache durchaus begriffen. Je mehr ich sie jedoch begriff, desto krampfhafter wollte ich leben. Ich klammerte mich an das Leben und wollte leben, was es auch koste! Ich hatte alle Ursache, an meinem schrecklichen, grauenvollen Schicksal zu verzweifeln, das mich wie eine Fliege zerdrücken wollte, ohne daß ich wußte, warum? Doch warum verzweifelte ich nicht? Warum wollte ich erst anfangen, zu leben, als ich wußte, daß ich nicht mehr anfangen konnte? Warum versuchte ich es, als nichts mehr zu versuchen war? Ich konnte keine Bücher mehr lesen, ich hörte auf zu lesen: wozu noch was wissen, erfahren, auf sechs Monate? Dieser Gedanke zwang mich jedesmal, die Bücher wieder fortzuwerfen.

Ja, diese Meyersche Backsteinwand könnte viel erzählen! Viel habe ich ihr anvertraut. Es gibt keinen Flecken an dieser schmutzigen Wand, den ich nicht kenne. Diese verfluchte Wand! Und doch ist sie mir teurer als alle Bäume von Pawlowsk, das heißt, sie müßte mir teurer sein, wenn mir jetzt nicht alles ganz gleichgültig wäre!

Ich erinnere mich jetzt, mit welch gierigem Inter-

Digitized by Google

esse ich anfing, ihr Leben zu verfolgen: niemals hatte ich vordem ein solches Interesse empfunden. Mit Ungeduld und mit Geschimpfe auf Koljá erwartete ich ihn, als ich so erkrankte, daß ich mein Zimmer nicht mehr verlassen konnte. Ich drang bis in alle Kleinigkeiten, interessierte mich für alle Gerüchte, bis ich selbst, glaube ich, zu einer Klatschbase wurde. Ich verstand zum Beispiel nicht, wie diese Menschen, die noch so großen Vorrat Leben vor sich hatten, es nicht verstanden, Millionäre zu werden (übrigens begreife ich das auch jetzt nicht). Ich hörte von einem Armen, der Hungers gestorben sei, und ich erinnere mich noch, daß ich ganz außer mir war: wenn dieser Arme wieder lebendig geworden wäre, ich glaube, ich hätte ihn hinrichten lassen. Mir ging es dann wieder tagelang besser und ich konnte auf die Straße gehen. Doch das Treiben auf der Straße erbitterte mich dermaßen, daß ich mich wieder tagelang auf mein Zimmer zurückzog, obgleich ich wie die anderen hätte ausgehen können. Ich konnte diese hastenden, ewig bekümmerten, finsteren, aufgeregten Menschen nicht ertragen, die neben mir auf dem Trottoir herumliefen. Woher ihre ewige Unruhe, ihre ewige Sorge, ihr unaufhörlicher Ärger! Weil sie böse, böse, böse sind. Wer ist schuld daran, daß sie unglücklich sind und nicht zu leben verstehen, obgleich sie noch sechzig Jahre vor sich haben? Warum hat Sarnizyn es dazu kommen lassen, daß er vor Hunger sterben mußte, während er noch sechzig Jahre hätte leben können? Und jeder zeigt auf seine Lumpen, auf seine abgearbeiteten Hände, ärgert sich und schreit: ‚Wir arbeiten wie Ochsen und

Digitized by

mühen uns und ſind doch arm und hungrig wie die Wölfe! Andere arbeiten nicht und mühen ſich nicht und ſind reich!' Das alte Klagelied! Iwan Fomitſch Sſurikoff, der in unſerem Hauſe über uns lebte und ewig mit durchlöcherten Ellenbogen und abgeriſſenen Knöpfen umherläuft, der immer für andere Leute unterwegs und beſtändig auf den Beinen iſt, Tag und Nacht: Fragen Sie ihn doch, was er damit erreicht? Er iſt arm und krank, ſeine Frau ſtarb, weil er ihr keine Medizin kaufen konnte, im Winter erfror ihm ein Kind ... die älteſte Tochter muß mitverdienen ... ewig jammert er und weint er! Niemals, oh, niemals habe ich Mitleid mit dieſem Mann empfunden, nicht jetzt und nicht früher – mit Stolz ſage ich das! Warum iſt er kein Rothſchild geworden? Wer iſt denn ſchuld daran, daß er nicht Millionen beſitzt wie Rothſchild, daß er nicht Berge von Imperialen und Napoleondors aufhäufen kann, ſolche Berge, wie man ſie bei uns in der Butterwoche*) auf dem Kirmeß aufbaut. Er lebt und kann leben, folglich iſt alles in ſeiner Macht! Wer iſt ſchuld daran, daß er dies nicht begreift?

Oh, jetzt iſt mir das alles ganz gleichgültig, jetzt habe ich keinen Grund, mich zu ärgern; aber damals, damals, ich wiederhole es, habe ich buchſtäblich in mein Kiſſen gebiſſen und vor Wahnſinn meine Decke zerriſſen. Oh, wie ſehnte ich mich danach, wie wünſchte ich, daß man mich Achtzehnjährigen, kaum angezogen, plötzlich auf die Straße jagte und mich allein ließe,

*) Entſpricht dem weſteuropäiſchen Faſching. E. K. R.

Digitized by Google

ohne Wohnung, ohne Arbeit, ohne ein Stück Brot, ohne Eltern, allein in dieser Riesenstadt, ohne einen bekannten Menschen, hungrig, zerlumpt, zerschlagen (um so besser!), doch gesund, gesund . . . dann würde ich zeigen."

„Was zeigen?"

„O glauben Sie wirklich, daß ich es nicht weiß, wie ich mich schon sowieso mit meiner Erklärung erniedrige! Wer wird mich nicht für einen dummen Jungen halten, der mit seinen achtzehn Jahren das Leben noch nicht kennt. Doch er vergißt, daß so leben, wie ich diese sechs Monate gelebt habe, gleichbedeutend ist mit leben – bis zum Greisenalter! Möge man doch lachen, möge man sagen, daß es Märchen sind, denn es ist wahr, ich habe mir selbst Märchen vorerzählt, ganze Tage und Nächte lang, und ich erinnere mich jetzt ihrer aller.

Soll ich sie mir denn jetzt wieder erzählen, jetzt, wo es Zeit ist, auch die Märchen zu lassen? Und wozu noch? Ich vertrieb mir die Zeit mit ihnen, damals, als ich einsah, daß es mir sogar versagt war, die griechische Grammatik zu lernen, da ich, wie ich mir sagen mußte, ‚kaum bis zur Syntax kommen würde, bevor ich stürbe'. Ich warf das Buch unter den Tisch – dort liegt es jetzt noch. Matrjona wollte es aufheben, ich habe es ihr verboten.

Möge der, dem meine Erklärung in die Hände fällt, und der die Geduld hat, sie durchzulesen, möge er mich für einen Wahnsinnigen oder, noch schlimmer, für einen Gymnasiasten halten – oder richtiger: für einen zum Tode Verurteilten, dem es nur zu natürlich schien, daß alle Menschen, nur er selbst ausgenommen, das

Digitized by

Leben nicht zu ſchätzen wiſſen, es leichtſinnig verſchwenden, faul und gewiſſenlos ſich ſeiner bedienen, und daß alle, bis auf den letzten, es nicht verdienen! Doch ich erkläre, daß der Leſer ſich irrt, wenn er glaubt, dieſe meine Überzeugung ſei abhängig von meinem Todesurteil. Fragen Sie, fragen Sie ſie doch nur, vom erſten bis zum letzten, worin ihrer Meinung nach das Glück beſteht? Oh, ſeien Sie überzeugt, daß Kolumbus nicht damals glücklich war, als er Amerika entdeckt hatte, ſondern als er es entdecken wollte; ſeien Sie überzeugt, daß der Augenblick ſeines höchſten Glückes vielleicht damals war, als drei Tage vor der Entdeckung der Neuen Welt ſeine Mannſchaft meuterte und in der Verzweiflung ſchon nach Europa zurückkehren wollte! Nicht auf die Neue Welt kommt es hierbei an – hol ſie der Henker! Und Kolumbus ſtarb ja auch, faſt ohne ſie zu ſehen, ja im Grunde genommen, ohne zu wiſſen, was er entdeckt hatte. Sondern auf das Leben kommt es an, einzig auf das Leben – auf das Entdecken des Lebens, das ununterbrochene und ewige Entdecken, und durchaus nicht auf das Entdeckte ſelbſt! Doch was rede ich! Ich fürchte, daß alles, was ich ſoeben geſagt habe, allgemein bekannten Phraſen ähnlich iſt, daß man mich für einen Schüler der unteren Klaſſen halten wird, der ſeinen Aufſatz über den ‚Sonnenaufgang‘ ſchreibt. Oder man wird ſagen, daß ich etwas habe ſagen wollen, doch bei aller Anſtrengung mich nicht habe . . . ‚auszudrücken‘ verſtanden. Ich möchte indeſſen bemerken, daß von jeder neuen und genialen menſchlichen Idee, oder ſogar von jedem ernſten Gedanken, der in einem Menſchenhirn entſteht, immer noch irgend

Digitized by Google

ſo etwas nachbleibt, was ſich auf keine Weiſe andern Menſchen mitteilen läßt, ſelbſt wenn man ganze Bände darüber ſchriebe und den Gedanken fünfunddreißig Jahre lang auslegte. Dieſes eine Unbeſtimmbare wird um keinen Preis aus Ihrem Schädel hinausgehen wollen und wird ewig in Ihnen verbleiben. Und damit ſterben Sie zu guter Letzt und nehmen ſo vielleicht gerade das Wichtigſte von Ihrer ganzen Idee mit ins Grab. Und wenn auch ich jetzt nicht alles das wiederzugeben verſtanden habe, was mich in dieſen ſechs Monaten gequält hat, ſo wird man jetzt doch wenigſtens einſehen, daß ich, indem ich dieſe meine ‚letzte Überzeugung' erwarb, ſie vielleicht zu teuer habe bezahlen müſſen. Sehen Sie, das iſt es, was ich – aus gewiſſen, nur mir bekannten Gründen – in meiner ‚Erklärung' ſichtbar zu machen für notwendig hielt.

Ich fahre alſo fort."

VI.

„Ich will nicht lügen: In dieſen ſechs Monaten hat die Wirklichkeit auch mich geködert und manches Mal dermaßen gepackt, daß ich mein Todesurteil vollſtändig vergaß, oder beſſer geſagt, nicht daran denken wollte und ſogar eine Tat ausführte.

Als ich vor acht Monaten ſehr ſchwer erkrankte, gab ich alle meine Beziehungen zu meinen früheren Kameraden auf. Da ich ein verſchloſſener Menſch bin, ſo vergaßen meine Kameraden mich bald: freilich hätten ſie mich auch ſowieſo vergeſſen. Mein Leben im Hauſe, das heißt ‚in der Familie‘, war ein vollſtändig einſames. Vor fünf Monaten ſchloß ich mich ganz in mein Zimmer ein, niemand durfte hereinkommen, außer wenn das Zimmer aufgeräumt wurde, oder wenn man mir das Eſſen brachte. Meine Mutter zitterte vor mir und wagte nicht einmal zu weinen oder zu klagen, wenn ich ſie zu mir hereinließ. Die kleinen Geſchwiſter wurden von ihr geprügelt, wenn ſie lärmten und mich ſtörten, denn ich beklagte mich oft über ſie; ich kann mir denken, wie ſehr ſie mich dafür lieben! Den ‚treuen Koljá‘, wie ich ihn nannte, habe ich wohl auch ſehr gequält. In der letzten Zeit frei-

lich hat aber auch er mich recht gepeinigt: das ist ja ganz natürlich, die Menschen sind ja auch nur dazu geschaffen, um sich gegenseitig zu quälen. Doch ich wußte, daß er meine Reizbarkeit ertrug, wie ein Mensch, der sich das Versprechen gegeben hat, einen Kranken zu schonen. Natürlich reizte mich das um so mehr: er schien dem Fürsten ‚in christlicher Demut' nachzueifern, was auf mich jedoch nur lächerlich wirkte. Dieser junge und feurige Knabe wird natürlich alles nachahmen; doch scheint es mir manchmal, daß es für ihn allmählich Zeit wäre, nach seinem eigenen Verstande zu leben. Ich liebe ihn sehr. Ich habe auch Ssurikoff gequält, der über uns wohnte und im Auftrage anderer Leute Tag und Nacht herumlief; ich bewies ihm jedesmal, daß er ganz allein an seinem Elend schuld sei, so daß er zuletzt seine Besuche bei mir einstellte. Er ist ein sehr demütiger Mensch, der Demütigste aller Demütigen. (NB. Man sagt, daß Demut eine furchtbare Kraft sei: man muß den Fürsten darüber befragen, denn das ist ein Ausspruch von ihm.) Doch als ich im März zu ihm hinauf ging, um nach seinem, wie Sie sagten, ‚erfrorenem' Kinde zu sehen und über der Leiche des Kindes zufällig zu lachen begann, während ich dem Ssurikoff wiederum bewies, daß er selbst daran ‚schuld' sei, da sah ich die Lippen des armen Wichtes plötzlich erzittern. Er erhob sich, faßte mich mit der einen Hand an der Schulter, mit der anderen wies er mir die Tür und leise, fast flüsternd sagte er zu mir: ‚Gehen Sie!' Ich ging hinaus und die Szene gefiel mir furchtbar, auch in dem Moment, als er mich hinauswarf. Aber in der Erinnerung machten seine Worte einen

ſchweren Eindruck auf mich; ich empfand für ihn ein ſonderbares, mit Verachtung gemiſchtes Mitleid, das ich dabei durchaus nicht empfinden wollte. Selbſt in dem Augenblick einer ſolchen Beleidigung – ich fühlte es ja, daß ich ihn beleidigt hatte, obgleich es durchaus nicht meine Abſicht geweſen war – ſelbſt in jenem Augenblick konnte er nicht zornig werden. Seine Lippen zitterten durchaus nicht aus Zorn, ich kann es ſchwören: er faßte mich am Arm und ſprach ſein wunderbares ‚Gehen Sie‘, ohne irgendwie erzürnt zu ſein. Es lag viel Würde darin, die ihm aber leider durchaus nicht ſtand, ſo daß eigentlich viel Komik dabei war. Vielleicht verachtete er mich auch nur ganz plötzlich. Seit der Zeit zog er, wenn er mir mal auf der Treppe begegnete, den Hut vor mir, was er ſonſt nie getan hatte, blieb aber nicht ſtehen wie früher, ſondern lief ganz konfus an mir vorüber. Wenn er mich auch verachtete, ſo tat er es doch auf ſeine Art: er verachtete mich ſozuſagen ‚demütig‘. Vielleicht zog er auch ſeinen Hut bloß aus Furcht vor mir, weil ich der Sohn ſeiner Gläubigerin war, denn er ſchuldete meiner Mutter beſtändig und war niemals imſtande, aus ſeinen Schulden herauszukommen. Und das iſt ſogar viel wahrſcheinlicher. Ich wollte mich mit ihm ausſprechen und wußte, daß er mich wohl ſchon nach zehn Minuten um Entſchuldigung bitten würde; doch entſchloß ich mich zuletzt, mich nicht weiter mit ihm abzugeben und ihn zu laſſen, wie er war.

Um dieſelbe Zeit, das heißt um die Zeit, in der Sſurikoff ſein Kind verlor, ungefähr Mitte März, fühlte ich mich plötzlich ſehr wohl und das dauerte ungefähr

zwei Wochen lang. Ich ging öfters aus, beſonders in der Dämmerſtunde. Ich liebe dieſe Dämmerſtunden im März, wenn die Sonne untergeht, es wieder zu frieren anfängt, und man das Gas auf den Straßen anzündet; ich ging oft ſehr weit. Eines Tages hätte mich auf der Scheſtilawotſchnaja in der Dunkelheit faſt ein Herr überrannt. Ich betrachtete ihn mir genauer und bemerkte, daß er einen kurzen Sommerpaletot trug, der viel zu dünn für die Jahreszeit war. Unter dem Arm hielt er ein in Papier eingewickeltes Paket. Als er an der nächſten Straßenlaterne, ungefähr zehn Schritte vor mir, vorüberging, bemerkte ich, daß ihm etwas aus der Taſche fiel.

Ich beeilte mich, es aufzuheben und – es war die höchſte Zeit, denn außer mir ſtürzte ſich noch ein Menſch im langen Kaftan auf das Beuteſtück, und nur der Umſtand, daß ich es ſchon in den Händen hielt, ließ ihn auf den Fund verzichten: nach einem flüchtigen Blick auf den Gegenſtand ſchlüpfte er an mir vorüber. Der Gegenſtand ſelbſt war eine große ſaffianlederne Brieftaſche, die ganz mit Papieren angefüllt war; auf den erſten Blick erkannte ich ſonderbarerweiſe ſofort, daß in ihr alles, nur kein Geld enthalten war. Der Herr hatte ſich währenddeſſen ſchon auf vierzig Schritt von mir entfernt, und entſchwand in der Menge alsbald meinen Blicken. Ich lief ihm nach und fing an, ihn zu rufen, doch da ich nichts anderes als ‚Hallo!‘ ſchreien konnte, ſo wandte er ſich auch nicht um. Plötzlich bog er nach links ab, in das Hoftor eines Hauſes. Als ich ihm aber in das Tor folgte, wo es ſehr dunkel war, konnte ich nichts mehr von ihm entdecken. Das Haus

gehörte zu dieſen rieſigen Mietskaſernen, wie ſie von unternehmenden Geſchäftsleuten für kleine Mieter gebaut werden. In einem ſolchen Hauſe befinden ſich manchmal hundert Wohnungen. Als ich gerade in den Torweg trat, ſchien es mir, daß in der rechten, hinteren Ecke des großen Hofes ein Menſch ging, obgleich ich ihn in der Dunkelheit nicht ſehen konnte. Ich lief zur Ecke und fand einen Treppeneingang; die Treppe ſelbſt war ſchmal, ſchmutzig und faſt gar nicht erleuchtet, doch hörte ich, wie ein Menſch oben auf der Treppe ging. Ich ſtürzte die Treppe hinauf, ihm nach – glaubte ihn ſchon zu erreichen, bevor man ihm die Tür öffnete.

Die Treppe war ſteil, die Stiegen waren ſchmal; als ich auf dem dritten Treppenabſatz ankam, war ich außer Atem. Im fünften Stock wurde eine Tür geöffnet und wieder geſchloſſen. Bis ich das Stockwerk erreicht und bis ich die Klingel gefunden hatte, vergingen einige Minuten. Mir öffnete endlich ein altes Mütterchen, das in der winzig kleinen Küche den Ssamowar anmachte; ſie hörte ſchweigend meine Frage an, die ſie natürlich überhaupt nicht begriff, ſchweigend öffnete ſie mir die Tür ins nächſte Zimmer, einem ebenſo kleinen und engen, ſchlecht möblierten Raum, in dem ſich auf einem großen, breiten Bett mit Vorhängen ein ſcheinbar Betrunkener, den die Alte mit Terentjitſch anredete, ausgeſtreckt hatte. Auf dem Tiſch brannte in einem eiſernen Leuchter ein Lichtſtumpf. Daneben ſtand eine faſt geleerte Halbliterflaſche Branntwein. Terentjitſch brummte mir etwas zu und wies ohne ſich aufzurichten auf die nächſte Tür.

Digitized by Google

Die Alte war fortgegangen, so daß mir nichts anderes übrigblieb, als dieſe Tür zu öffnen. Das tat ich denn auch und trat ins nächſte Zimmer.

Dieſes Zimmer war noch kleiner und enger, ſo daß ich nicht wußte, wohin ich treten ſollte; das ſchmale, einſchläfrige Bett in der Ecke nahm faſt den ganzen Raum ein, die übrige Einrichtung beſtand aus drei einfachen Stühlen, die mit allerlei Lumpen bepackt waren, und einem ganz einfachen Küchentiſch, der vor einem kleinen alten, wachstuchbezogenen Divan ſtand. Zwiſchen Bett und Tiſch gab es keinen Raum mehr zum Durchgehen. Auf dem Tiſch ſtand gleichfalls wie im anderen Zimmer ein eiſerner Leuchter, in dem ein Talglicht brannte. Im Bette ſchrie ein kleiner Säugling, vielleicht drei Wochen alt, nach ſeinem Schreien zu urteilen. Eine bleiche, kranke junge Frau, in tiefem Negligé, die wohl erſt vor kurzem das Wochenbett verlaſſen hatte, wechſelte dem Kleinen die Windeln. Das Kind ſchrie ohne aufzuhören nach der Mutterbruſt. Auf dem Divan ſchlief ein dreijähriges kleines Mädchen, das mit einem Rock zugedeckt war. Am Tiſch ſtand der Herr, in einem ſehr abgetragenen Anzug, den Paletot hatte er bereits abgelegt und aufs Bett geworfen – er war eben im Begriff, ein Stück Brot und zwei kleine Würſtchen aus einem blauen Papier zu wickeln. Auf dem Tiſch ſtand ferner eine Teekanne mit Tee und außerdem lagen Schwarzbrotſtückchen auf ihm herum. Unter dem Bett ſah ich einen offenen Reiſekoffer und zwei Bündel mit allerlei Kleidungsſtücken und Lumpen. Mit einem Wort, es war eine ſchreckliche Unordnung in dem kleinen Raum. Ich erkannte ſofort,

daß sie beide, der Herr und die Frau, anständige Leute waren, die die Armut in diesen erniedrigenden Zustand versetzt hatte, der jeden Versuch eines Widerstandes aufhebt und die Leute dazu bringt, daß sie in der Unordnung ein gewisses, bitteres Gefühl der Genugtuung empfinden.

Als ich eintrat, war der Herr beim Auspacken seiner Einkäufe in einem lebhaften Gespräch mit seiner Frau begriffen; diese, noch mit dem Wickeln beschäftigt, brach in Schluchzen aus; die Nachrichten, die er ihr brachte, mußten schlecht gewesen sein. Das Gesicht ihres Mannes, das mager und gebräunt war – er trug einen schwarzen Backenbart mit glattrasiertem Kinn –, schien mir sehr sympathisch; es war ernst, die Augen blickten düster, mit einem gewissen krankhaften Ausdruck von Stolz. Er mochte achtundzwanzig Jahre zählen. Als ich eintrat, spielte sich eine eigentümliche Szene ab.

Es gibt Leute, denen es ein Genuß ist, sich ihrer reizbaren Empfindlichkeit ganz hinzugeben, besonders wenn sie, was sehr leicht geschieht, außer sich geraten können – in einem solchen Augenblick ist es ihnen sogar angenehm, beleidigt zu werden. Diese Reizbaren bereuen ihre Heftigkeit nachher sehr, wenn sie klug sind, versteht sich, und imstande, sich einzugestehen, daß der Grund zu ihrer Heftigkeit ein viel zu geringer war. Der Herr sah mich zuerst ganz erstaunt an und die Frau starrte mich geradezu wie ein Gespenst an, denn – wie konnte jemand zu ihnen kommen? Plötzlich stürzte er mir wie ein Wahnsinniger entgegen; ich konnte kaum ein paar Worte stammeln. Offenbar fühlte

Digitized by Google

er ſich gekränkt, als er ſah, daß ich anſtändig angezogen war und daß ich es wagte, ſo ohne weiteres bei ihm einzutreten, und daß ich nun die Unordnung erblickte, deren er ſich ſelbſt ſo ſehr ſchämte. Andererſeits freute es ihn, einen Anlaß gefunden zu haben, an mir die ganze Wut über ſein Mißgeſchick auszulaſſen. Einen Augenblick dachte ich, daß er ſich wirklich auf mich ſtürzen würde: er erbleichte wie in einem hyſteriſchen Anfall und erſchreckte ſeine Frau aufs äußerſte.

„Wie wagen Sie es, ſo einzutreten? Hinaus!“ ſchrie er, zitternd vor Wut und kaum fähig, die Worte auszuſprechen. Doch plötzlich bemerkte er ſeine Brieftaſche in meinen Händen.

„Ich glaube, Sie haben ſie verloren“, ſagte ich ſo ruhig und trocken wie möglich.

Er ſtand wie vor Schreck gelähmt da, als könne er nichts begreifen; darauf griff er nach ſeiner Seitentaſche, riß den Mund weit auf und ſchlug ſich vor die Stirn.

„Mein Gott! Wo haben Sie ſie gefunden? Auf welche Weiſe?“

Ich erzählte ihm alles mit ein paar kurzen Worten und nach Möglichkeit ſachlich und ruhig erklärend, wie ich das Ding aufgehoben, wie ich ihm nachgelaufen und ihn angerufen ...

„Oh, mein Gott!“ rief er aus und wandte ſich an ſeine Frau, „das ſind alle unſere Dokumente, auch meine letzten Inſtrumente ſind dabei ... oh, geehrter Herr, wiſſen Sie auch, was Sie für mich getan haben? Ich wäre ſonſt verloren! ...“

Ich griff nach der Türklinke, um mich zu entfernen;

Digitized by Google

doch war ich selbst außer Atem und es überfiel mich ein so starker Husten, daß ich mich kaum auf den Füßen halten konnte. Ich sah, wie der Herr für mich nach einem Stuhl suchte, wie er die Lappen, die auf dem Stuhl lagen, auf den Fußboden warf, sich beeilte, ihn mir zu reichen und mich vorsichtig auf den Stuhl zog. Doch mein Husten wollte nicht aufhören. Als ich endlich zu mir kam, saß er auf einem anderen Stuhl vor mir und betrachtete mich aufmerksam.

„Sie sind leidend ... wie es scheint?" sagte er in dem Tone eines Arztes zu einem Kranken. „Ich bin selbst ... Mediziner" – er sagte nicht Doktor – und er wies mit der Hand auf das Zimmer, als protestiere er gegen seine jetzige Lage. „Ich sehe, daß Sie ..."

„Schwindsüchtig sind", sagte ich so trocken wie möglich und stand auf.

Auch er sprang auf.

„Sie übertreiben vielleicht ... und wenn Mittel dagegen ..."

Er konnte immer noch nicht ganz zu sich kommen; seine Brieftasche hielt er in der linken Hand.

„Oh, beunruhigen Sie sich nicht," unterbrach ich ihn wieder und griff nach der Türklinke, „mich hat in der vergangenen Woche B–n untersucht, mein Schicksal ist entschieden. Entschuldigen Sie ... die Störung ..."

Ich wollte die Tür wieder öffnen und meinen verwirrten, dankbaren und beschämten Doktor verlassen, doch packte mich der verfluchte Husten von neuem. Der Doktor bestand darauf, daß ich mich nochmals hinsetzte und ausruhte. Er wandte sich zu seiner Frau, und diese sagte mir, von ihrem Platze aus, ein paar dankbare

Digitized by Google

und freundliche Worte. Sie wurde dadurch selbst sehr verwirrt und auf ihre bleichen, eingefallenen Wangen trat eine helle Röte. Ich blieb, doch verhielt ich mich so, daß ich jeden Augenblick bereit war zu gehen, weil ich sie nicht stören wollte. Die Reue quälte den Doktor jetzt aufs höchste, wie ich bemerkte.

„Wenn ich . . ." begann er verwirrt in abgerissenen Sätzen. „Ich bin Ihnen so dankbar und so schuldig vor Ihnen . . . . ich . . . Sie sehen . . ." Er wies wieder auf das Zimmer, „augenblicklich befinde ich mich in einer Lage . . ."

„Oh," sagte ich, „das ist keine Seltenheit! Sie haben wahrscheinlich Ihre Stellung verloren und sind hierher gekommen, um den Sachverhalt hier auseinanderzusetzen und eine neue zu erhalten?"

„Woher . . . wissen Sie denn das?" fragte er mich mit Verwunderung.

„Das sieht man doch auf den ersten Blick," antwortete ich, unwillkürlich etwas spöttisch. „Es kommt so mancher aus der Provinz mit großen Hoffnungen hierher, müht sich hier ab und lebt so wie Sie."

Da fing er plötzlich zu reden an; leidenschaftlich, mit zitternden Lippen erzählte er alles: wie es ihm ergangen war, und ich muß gestehen – es interessierte mich sehr. Ich blieb daher fast eine Stunde lang bei ihm. Seine Geschichte war übrigens eine ganz gewöhnliche: er war Arzt in der Provinz gewesen, hatte eine staatliche Anstellung gehabt. Man intrigierte aber gegen ihn und sogar gegen seine Frau. Er war stolz, hitzköpfig. Ein neuer Vorgesetzter kam ins Gouvernement und handelte zugunsten seiner Feinde, die sich

Digitized by Google

über ihn beklagt hatten. Er verlor die Stellung und reiſte mit ſeinen letzten Mitteln nach Petersburg, um ſich hier vor den Behörden zu rechtfertigen. In Petersburg, wie das ja bekannt iſt, wollte man ihn jedoch zuerſt gar nicht hören, dann wies man ſeinen Antrag ab, dann wurde er durch Verſprechungen hingehalten, darauf antwortete man ihm mit einem Verweis, darauf befahl man ihm, eine Verteidigungsſchrift einzureichen, darauf eine Bittſchrift – mit einem Wort, er bemühte ſich ſchon den fünften Monat vergebens, hatte alles verbraucht, die letzten Sachen ſeiner Frau verſetzt; ſchließlich wurde auch noch das Kindchen geboren und . . . und heute hatte er den endgültigen abſchlägigen Beſcheid auf ſeine eingereichte Bittſchrift erhalten, und beſaß nun kein Brot mehr, kein Geld, nichts mehr. Die Frau in den Wochen . . . er . . . er . . .

Er ſprang vom Stuhl auf und wandte ſich ab. In der Ecke weinte ſeine Frau, das Kind fing an zu ſchreien. Ich zog mein Notizbuch heraus und notierte mir etwas. Als ich damit fertig war und aufſtand, ſtand er vor mir und ſah mich mit neugierigen, ängſtlichen Blicken an.

„Ich habe mir Ihren Namen aufgeſchrieben," ſagte ich zu ihm, „und alles übrige: den Ort Ihrer Anſtellung, den Namen des Gouverneurs, das Datum. Ich habe einen Schulkameraden, Bachmutoff, der hat einen Onkel Pjoter Matwejewitſch Bachmutoff, wirklicher Staatsrat und Direktor . . ."

„Pjoter Matwejewitſch Bachmutoff!" rief mein Arzt faſt zitternd aus. „Von ihm hängt ja faſt alles ab!"

Und in der Tat, die Geſchichte meines Mediziners,

in die ich so unfreiwillig eingreifen sollte, wickelte sich von nun an günstig ab, ganz als ob alles in ihr, wie in Romanen, im voraus darauf vorbereitet gewesen wäre. Fürs erste jedoch sagte ich diesen armen Leuten, daß sie auf mich keine Hoffnungen setzen möchten, daß ich selbst ein armer Gymnasiast sei (ich übertrieb absichtlich, ich hatte schon längst das Gymnasium beendet) und daß sie meinen Namen nicht zu wissen brauchten, daß ich jedoch sofort zu meinem Kameraden Bachmutoff gehen wollte, dessen Onkel wirklicher Staatsrat, Junggeselle und kinderlos sei und der seinen Neffen daher leidenschaftlich lieb habe und in ihm den letzten Sproß seiner Familie sähe. Vielleicht würde mein Kamerad etwas für sie tun und für sie beim Onkel ...

„Wenn ich doch nur eine Audienz bei Seiner Exzellenz erhalten könnte! Wenn man mir doch die Ehre verschaffen würde, mein Gesuch mündlich aussprechen zu dürfen!" Er zitterte wie im Fieber und seine Augen glänzten.

Ich wiederholte noch einmal, daß ich der Sache durchaus nicht sicher sei und fügte noch hinzu, daß, wenn ich morgen früh nicht zu ihnen käme, die Sache gescheitert wäre und sie nichts mehr zu erwarten hätten. Sie begleiteten mich unter Danksagungen zur Tür hinaus. Sie waren einfach außer sich; nie werde ich den Ausdruck dieser Gesichter vergessen. Ich nahm eine Droschke und fuhr sofort nach dem Wassiljewskij Ostroff*) zu Bachmutoff.

---

*) Stadtteil auf einer Insel in Petersburg.

Mit dieſem Bachmutoff ſtand ich mich im Gymnaſium während mehrerer Jahre auf feindlichem Fuße. Bei uns wurde er als Ariſtokrat angeſehen, wenigſtens habe ich ihn ſo genannt: er kleidete ſich ausgezeichnet, hatte ſeine eigenen Pferde, tat aber niemals wichtig, war ein vorzüglicher Kamerad, immer außerordentlich luſtig, zuweilen ſogar witzig, obgleich ſein Verſtand nicht von weitem her war, wenn er auch in der Klaſſe als einer der Erſten galt, während ich niemals und in keinem Fache Erſter war. Alle Kameraden liebten ihn, ich war der einzige, der ihn nicht liebte. Er kam mir des öfteren in dieſen Jahren entgegen, doch wandte ich mich jedesmal finſter und gereizt von ihm ab. Jetzt hatte ich ihn ſchon ſeit einem Jahr nicht mehr geſehen: er beſuchte die Univerſität. Als ich nun um neun Uhr abends zu ihm kam, feierlich und umſtändlich angemeldet wurde, empfing er mich zuerſt mit Verwunderung und nicht gerade ſehr entgegenkommend, doch alsbald wurde er heiter und plötzlich lachte er laut auf.

„Wie iſt das möglich, daß Sie mich aufgeſucht haben, Terentjeff?“ rief er mit ſeiner liebenswürdigen Ungezwungenheit aus, die nie beleidigte und um derentwillen ich ihn ſo haßte. „Aber was iſt denn mit Ihnen,“ rief er plötzlich erſchrocken, „ſind Sie krank!“

Der Huſten quälte mich wieder, ich fiel auf einen Stuhl und konnte kaum atmen.

„Beunruhigen Sie ſich nicht, ich habe nur die Schwindſucht,“ ſagte ich, „ich bin mit einer Bitte zu Ihnen gekommen.“

Er ſetzte ſich vor Verwunderung, und ich erzählte

Digitized by Google

ihm sofort die ganze Geschichte und bat ihn, da er doch einen so großen Einfluß auf seinen Onkel hätte, vielleicht etwas für die Leute zu tun.

„Das werde ich, das werde ich unbedingt, ich werde morgen sofort zu meinem Onkel gehen; ich bin sogar sehr froh, Ihnen gefällig sein zu können, Sie haben so hübsch erzählt ... Doch wie sind Sie, Terentjeff, darauf verfallen, sich gerade an mich zu wenden?"

„Von Ihrem Onkel hängt hier alles ab, und wir waren außerdem immer Feinde. Da Sie, Bachmutoff, ein Gentleman sind, so dachte ich, daß Sie einem Feinde niemals etwas abschlagen würden", fügte ich etwas ironisch hinzu.

„Ganz wie Napoleon sich an England wandte!" rief er laut lachend. „Ich werde es tun, ich werde es tun! Ich gehe sofort, wenn es noch möglich ist!" fügte er eifrig hinzu, als er sah, daß ich mit ernster Miene mich vom Stuhl erhob.

Und wirklich nahm die Angelegenheit ganz unerwarteterweise einen sehr günstigen Verlauf. Nach anderthalb Monaten erhielt unser Doktor wieder eine Stelle in einem anderen Gouvernement, erhielt obendrein das Reisegeld und eine Unterstützung. Ich vermute, daß Bachmutoff sie besucht hat, während ich es unterließ, hinzugehn und den Doktor sehr trocken bei mir empfing – auch vermute ich, daß Bachmutoff dem Doktor Geld vorgeschossen hat. Mit Bachmutoff traf ich im Laufe dieser sechs Wochen zweimal zusammen, das drittemal sahen wir uns, als wir den Abschied des Doktors feierten. Die Abschiedsfeier veranstaltete Bachmutoff in seinem Hause, ein Diner

mit Champagner, an dem auch die Frau des Doktors teilnahm. Es war zu Anfang Mai, der Abend war hell, die Sonne sank groß und rot ins Meer. Bachmutoff begleitete mich nach Haus. Wir gingen über die Nikolaibrücke – beide hatten wir etwas getrunken. Bachmutoff sprach seine Freude darüber aus, daß diese Sache ein so gutes Ende genommen hatte, dankte mir dafür, sagte mir, wie gut er sich nach dieser Tat fühle, versicherte mir, daß nur mir alles Verdienst an ihr zukomme, und meinte: „Es ist doch ganz unsinnig, was jetzt einige Menschen bei uns predigen, daß eine einzelne gute Tat nichts zu bedeuten habe!" Auch ich befand mich in einer redseligen Stimmung.

„Wer die persönliche ‚gute Tat' anzugreifen wagt, der greift die Natur des Menschen an und verachtet den Wert der Persönlichkeit. Doch die Frage der persönlichen Freiheit und die Frage der ‚organisierten Unterstützung' sind zwei ganz verschiedene Fragen, wenn sie sich gegenseitig auch nicht auszuschließen brauchen. Die einzelne gute Tat wird immer bestehen bleiben, denn sie ist ein Bedürfnis der Persönlichkeit, das lebendige Bedürfnis des unmittelbaren Einflusses des einen Menschen auf den andern. In Moskau lebte früher ein alter General, das heißt, er war ein wirklicher Staatsrat, mit deutschem Namen. Er ging sein ganzes Leben lang in den Gefängnissen und unter den Verbrechern umher. Jeder Verbrechertrupp, der nach Sibirien abging, wußte schon im voraus, daß auf den ‚Sperlingsbergen'*) ‚der alte General' sie besuchen

*) Berge bei Moskau. E. K. R.

Digitized by Google

werde. Er erfüllte seine Pflicht mit Ernst und Andacht; er erschien, ging die Reihen der Verschickten ab, blieb bei jedem von ihnen stehen, fragte jeden nach seinen Bedürfnissen, machte niemandem einen Vorwurf und redete sie alle mit ‚Täubchen' an. Er gab jedem von ihnen Geld, schickte ihnen die notwendigsten Dinge, Tücher, Fußlappen usw., brachte zuweilen Andachtsbücher mit und gab sie denjenigen, die da lesen konnten, und war fest davon überzeugt, daß sie dieselben unterwegs auch wirklich lesen und den Kameraden, die nicht zu lesen verstanden, vorlesen würden. Nach der Art des Verbrechens fragte er nie, er hörte nur zu, wenn der Verbrecher selbst davon zu sprechen anfing. Alle Verbrecher standen bei ihm auf der gleichen Stufe, einen Unterschied gab es für ihn nicht. Er sprach mit ihnen wie mit seinen Brüdern, und sie betrachteten ihn zuletzt als ihren Vater. Wenn er eine Verschickte sah, die ein Kind auf den Armen trug, so ging er zu ihr, streichelte das Kind und schnippte mit den Fingern, um es lächeln zu machen. Und das tat er eine ganze Reihe von Jahren bis zu seinem Tode. Alle Verbrecher in ganz Rußland und ganz Sibirien kannten ihn. Mir erzählte selbst ein ehemaliger Verschickter aus Sibirien, daß er Zeuge gewesen, wie sich die eingefleischtesten Verbrecher des ‚alten Generals' erinnerten, obgleich der General nie mehr als zwanzig Kopeken pro Person geben konnte. Nicht, daß sie seiner mit Dank und Rührung dachten! Irgendeiner der ‚Unglücklichen', der vielleicht zwölf Seelen auf dem Gewissen und sechs Kinder nur so zu seinem Vergnügen getötet hatte – man sagt, daß es solche geben

Digitized by

ſoll –, erinnerte ſich ſeiner plötzlich, mir nichts dir nichts, und vielleicht auch nur einmal in zwanzig Jahren, ſeufzte und ſagte: ‚Sollte der alte General am Ende noch immer leben?‘ Und dabei lächelte er – und das war alles. Doch, wer kann es wiſſen, welch ein Samenkorn der ‚alte General‘, den er in zwanzig Jahren nicht vergeſſen, ihm auf ewig in die Seele gepflanzt hat? Was wiſſen Sie, Bachmutoff, welch eine Bedeutung dieſe Aufnahme des einen Menſchen in die Seele des andern im Schickſal eines Menſchen haben kann? ... Da iſt ein ganzes Leben mit ſeinen zahlloſen uns verborgenen Verzweigungen. Der beſte, ſcharfſinnigſte Schachſpieler kann nur einige kleine Züge vorausſehen; von einem franzöſiſchen Schachſpieler, der zehn Schachzüge vorausberechnen konnte, berichtete man wie von einem Weltwunder. Wieviel Züge des Lebens aber ſind uns bekannt? Indem Sie Ihr Samenkorn ausſtreuen, Ihre ‚Tat‘ vollbringen, geben Sie, in welcher Form es auch ſei, einen Teil Ihrer Perſönlichkeit hin und nehmen den Teil der anderen Perſönlichkeit in ſich auf; in dieſer Wechſelbeziehung ſtehen Sie beide zueinander. Schenken Sie dieſer Tatſache nur ein wenig Ihre Aufmerkſamkeit und Sie werden durch die unerwartetſten Entdeckungen belohnt werden. Sie werden zuletzt auf dieſes Tatſachenmaterial wie auf eine Wiſſenſchaft ſehen; ſie abſorbiert Ihr ganzes Leben und kann ſogleich auch Ihr ganzes Leben ausfüllen. Andererſeits können alle Ihre Gedanken, alle die Samenkörner, die Sie ausgeſtreut haben und die von Ihnen ſelbſt vielleicht vergeſſen worden ſind, in anderen wachſen und Früchte tragen. Und woher können Sie

Digitized by Google

wiſſen, welch einen Anteil Sie an der zukünftigen Entſcheidung der Geſchicke des Menſchengeſchlechts haben werden? Wenn dieſe Erkenntnis und ein ganzes Leben ſolcher Arbeit Sie dazu befähigt, einen einzigen großen Gedanken der Menſchheit zu hinterlaſſen, ſo haben Sie – Ihre Lebensaufgabe erfüllt . . .“ uſw. ich habe damals viel geſprochen.

„Und wenn man bedenkt, daß gerade Ihnen, Ihnen das Leben verſagt iſt!“ rief Bachmutoff, mit heißem Vorwurf an einen Unbekannten, plötzlich aus.

Wir ſtanden gerade auf der Nikolaibrücke und blickten, die Arme aufgeſtützt, auf die Newa.

„Wiſſen Sie, was mir durch den Kopf geht?“ Dabei bog ich mich weit über das Geländer.

„Doch nicht etwa, ins Waſſer zu ſpringen?“ rief Bachmutoff faſt erſchrocken aus. Vielleicht hatte er dieſen Gedanken in meinem Geſicht geleſen.

„Nein, vorläufig war es nur ein Gedanke. Angenommen, ich habe noch zwei bis drei, vielleicht auch noch vier Monate zu leben, und ich hätte nun den großen Wunſch, noch eine gute Tat zu vollführen, die viel Arbeit und Mühe verlangt. So müßte ich in meinem Falle auf ſie verzichten. Geben Sie doch zu, daß es ein drolliger Gedanke iſt!“

Der arme Bachmutoff quälte ſich meinetwegen ſehr; er begleitete mich nach Haus und war ſo taktvoll, daß er die ganze Zeit über ſchwieg. Er verabſchiedete ſich von mir, drückte mir herzlich die Hand und bat um die Erlaubnis, mich beſuchen zu dürfen. Ich antwortete ihm, daß er, wenn er etwa als ‚Tröſter‘ zu mir käme, mich jedesmal an den Tod

erinnern würde. Er zuckte mit den Achseln und gab mir recht; wir verabschiedeten uns höflich voneinander, höflicher als ich es erwartet hatte.

An diesem Abend und in dieser Nacht wurde der erste Keim zu meiner ‚letzten Überzeugung' gelegt. Ich klammerte mich an diese neue Idee, überlegte sie mir mit allen ihren Folgen – ich schlief die ganze Nacht nicht – und je mehr ich mich in sie vertiefte, desto mehr erschrak ich über sie. Zuletzt packte mich eine wahnsinnige Angst, die mich die ganzen folgenden Tage nicht mehr verließ. Und wenn mir diese Angst zum Bewußtsein kam, so erstarrte ich zu Eis; ich fühlte, daß diese ‚letzte Überzeugung' von mir Besitz ergriffen hatte und mich nun sicher zu einem Entschluß führen würde. Doch zum Entschluß fehlte mir noch die Kraft. Nach drei Wochen war auch das überwunden, und die Kraft kam mir durch einen sehr sonderbaren Umstand.

Ich verzeichne hier in meiner Erklärung alle diese Daten. Die können mir freilich jetzt ganz gleichgültig sein, doch wünsche ich, daß diejenigen, die mein Vorhaben beurteilen werden, klar sehen, aus welcher logischen Kette von Schlüssen meine ‚letzte Überzeugung' entsprungen ist. Ich schrieb soeben, daß die Kraft, die mir zur Ausführung meiner ‚letzten Überzeugung' noch fehlte, mir durchaus nicht aus einer logischen Folgerung kam, sondern durch einen sonderbaren Stoß von außen, also von ganz äußerlichen Umständen her, die, vielleicht, mit dem Gang der Sache in keinerlei Zusammenhang standen. Vor zehn Tagen erschien bei mir Rogoshin in einer Angelegenheit, die ich hier zu erwähnen für un-

Digitized by Google

nütz halte. Ich hatte Rogoshin niemals früher gesehen, doch viel von ihm gehört. Ich gab ihm die verlangte Auskunft und er ging bald darauf fort, und da zwischen uns überhaupt keine Beziehungen bestanden, so war die Sache damit zu Ende. Doch fing er mich plötzlich sehr zu interessieren an und den ganzen Tag über stand ich unter dem Einfluß der sonderbarsten Ideen, so daß ich mich endlich entschloß, am nächsten Tage zu ihm hinzugehen und seinen Besuch zu erwidern. Rogoshin war augenscheinlich nicht sehr erfreut darüber und ließ sogar durchblicken, daß er nicht geneigt sei, diese Bekanntschaft mit mir fortzusetzen; doch erlebten wir – denn ich glaube auch er – eine sehr interessante Stunde zusammen. Zwischen uns bestand ein solcher Gegensatz, daß er uns beiden ganz unmöglich nicht auffallen konnte, besonders mir nicht: ich war ein Mensch, dessen Tage gezählt waren, und er – voll Leben, voll unmittelbarem Leben, ohne jede Sorge um die ‚letzten' Schlüsse oder Zahlen oder was es sonst wäre, wenn es sich nur nicht darum handelte, was er . . . worauf er . . . nun, wovon er besessen war. Möge mir Herr Rogoshin diesen Ausdruck verzeihen, wie etwa, sagen wir, einem schlechten Schriftsteller, der seine Gedanken nicht auszudrücken vermag. Ungeachtet seiner Unliebenswürdigkeit erschien er mir als ein Mensch von großem Verstande, obgleich ihn kaum etwas für ihn Nebensächliches interessierte. Ich sagte ihm nichts von meiner ‚letzten Überzeugung', doch schien es mir, als hätte er sie aus meinen Bemerkungen erraten. Er schwieg, er war schrecklich schweigsam.

Digitized by

Ich ſagte zu ihm, als ich fortging, daß ungeachtet aller Unterſchiede zwiſchen uns und aller Gegenſätze – les extrêmes se touchent – er von meiner letzten Überzeugung vielleicht gar nicht ſo weit entfernt ſei, wie es ſcheine. Darauf antwortete er mir nur mit einer düſter-bitteren Grimaſſe, ſtand auf, ſuchte ſelbſt meine Mütze, tat, als ob ich die Abſicht geäußert hätte, fortzugehen und führte mich einfach aus ſeinem dunklen, großen Hauſe hinaus, dem Anſcheine nach, als gebe er mir aus Höflichkeit das Geleit. Sein Haus ſchien mir wie ein Totenhaus, doch lebte er offenbar gern in ihm, und übrigens iſt das verſtändlich: ein ſo volles unmittelbares Leben, wie er es lebt, braucht keine andere Umgebung.

Dieſer Beſuch bei Rogoſhin ermüdete mich ſehr. Außerdem fühlte ich mich ſchon ſeit dem Morgen nicht gut; gegen Abend war ich ſo ſchwach, daß ich mich zu Bett legen mußte, ich hatte ſtarkes Fieber und phantaſierte dabei über alles das, wovon er geſprochen und wovon wir uns unterhalten hatten. Wenn meine Augen minutenlang zufielen, ſah ich ſofort Iwan Fomitſch Sſurikoff, der anſcheinend Millionen erhalten hatte. Er wußte nicht, was er mit ihnen anfangen ſollte, rang die Hände über ſeinem Haupte, zitterte vor Furcht, daß ſie ihm geſtohlen werden könnten und entſchloß ſich zuletzt, ſie irgendwo zu vergraben. Ich riet ihm, aus dieſem Golde einen Sarg für ſein „erfrorenes Kind" machen zu laſſen und darum das Kind ſo ſchnell wie möglich auszugraben. Dieſen Spott hielt Sſurikoff unter Tränen der Dankbarkeit für Ernſt und ſchritt ſofort zur Aus-

Digitized by Google

führung seines Planes. Ich spuckte aus und kehrte ihm den Rücken. Koljá versicherte mir, als ich zu mir kam, daß ich durchaus nicht geschlafen, vielmehr die ganze Zeit mit ihm über Ssurikoff gesprochen hätte. Von Zeit zu Zeit überkam mich schreckliche Verzweiflung, so daß Koljá sehr beunruhigt darüber fortging. Als ich aufstand, um die Tür hinter ihm zuzuschließen, erinnerte ich mich plötzlich des Bildes, das ich bei Rogoshin in einem großen, düsteren Saal über der Tür gesehen hatte. Rogoshin selbst wies im Vorübergehen darauf hin, ich glaube, ich betrachtete es fünf Minuten lang. In ihm war nichts schön im künstlerischen Sinne, doch erfüllte es mich mit Unruhe.

Das Bild war eine Kreuzabnahme Christi. Sonst stellen die Maler gewöhnlich Christus am Kreuze oder nach der Kreuzabnahme immer noch in der außergewöhnlichen Schönheit seiner verklärten Züge dar und diese Schönheit versuchen sie ihm selbst bei den schrecklichsten Qualen beizulegen. Auf dem Bilde bei Rogoshin konnte jedoch von Schönheit nicht die Rede sein: das war der wirkliche Leichnam eines Menschen, der noch vor der Kreuzigung die endlosesten Qualen erlitten hatte. Da sah man Wunden von Geißelhieben und den Mißhandlungen durch das Volk, als Er das Kreuz tragen mußte und unter dem Kreuze zusammenbrach, und, zum Schluß noch die (nach meiner Berechnung) sechsstündigen Qualen am Kreuze. Wahrhaftig, die Züge dieses Menschen, der soeben vom Kreuze genommen worden ist, enthielten noch etwas Lebendiges, Warmes, sie waren noch nicht erstarrt, ein Hauch von Leiden, ein Empfinden des

Schmerzes ſchien noch aus ihnen zu ſprechen, und das war ganz wundervoll von dem Künſtler wiedergegeben. Nichts war beſchönigt in dieſem Geſicht, es war die reine Natur und genau ſo muß der Leichnam eines Menſchen ausſehen, wer er auch ſei, nach ſolchen Qualen. Ich weiß, daß die chriſtliche Kirche in den erſten Jahrhunderten das Dogma aufgeſtellt hat, daß Chriſtus nicht nur bildlich gelitten, ſondern wirklich und leibhaftig gelitten habe und daß ſein Leib am Kreuze vollſtändig den Geſetzen der Natur unterworfen geweſen ſei. Auf dem Bilde nun war das Geſicht von Stöcken zerſchlagen, angeſchwollen, mit blauen, blutunterlaufenen Flecken, die Augen ſtarrten aus weit geöffneten Lidern. Und ſonderbar, wenn man nun auf den Leichnam dieſes gequälten Menſchen ſah, ſo drängte ſich einem die eigentümliche Frage auf: wenn alle die Jünger, ſeine zukünftigen Apoſtel, die Frauen, die ihm folgten und die am Kreuze ſtanden, alle die an ihn und ſein Göttliches glaubten, dieſen Leichnam geſehen haben – und es muß doch ein Leichnam geweſen ſein – wie konnten ſie da, nachdem ſie dieſen Leichnam geſehen hatten, noch glauben, daß er auferſtehen würde? Unwillkürlich mußte man ſich ſagen: wenn der Tod ſo ſchrecklich und die Geſetze der Natur ſo ſtark ſind, wie kann man ſie dann überwinden? Wie ſie beſiegen, wenn ſelbſt Er ſie nicht überwand, Er, der die Natur zu ſeinen Lebzeiten beſiegte, und dem ſie ſich unterwarf, Er, der ausrufen konnte: „ſtehe auf" – und das Mädchen ſtand auf! – und der Lazarus dem Grabe entriß? Die Natur erſchien auf dieſem Bilde

Digitized by Google

als großes, unüberwindbares und ſtummes Tier, oder, beſſer geſagt, obgleich es ſonderbar klingt, – wie eine ungeheure Maſchine neueſter Konſtruktion, die ganz ſinnlos und gefühllos dieſes große und herrliche Weſen ergriff, es ſtumpfſinnig zerkaute und zermalmte –, dieſes Weſen, das mehr wert war, als die ganze Natur und ihre Geſetze, und zu deſſen Hervorbringung die ganze Natur vielleicht überhaupt nur geſchaffen worden war. Dieſes Bild war gleichſam gemalt worden, nur um einem dieſe dunkle, gemeine und ſinnloſe Kraft, der alles unterlegen iſt, zum Bewußtſein zu bringen. Die Menſchen, die den Toten damals umgaben und die man auf dem Bilde gar nicht ſieht, mußten an dieſem Abend einen großen Schrecken und Kummer erlebt haben, da alle ihre Hoffnungen auf einmal vernichtet waren. Sie mußten in ſchrecklicher Angſt auseinander gegangen ſein, obgleich ein jeder von ihnen eine große Idee mit ſich trug, die ihm ſchon nicht mehr genommen werden konnte. Und wenn der Meiſter ſelbſt am Vorabend ſeiner Hinrichtung dieſes Bild ſeines Leichnams hätte ſehen können, wer weiß, ob er ſich hätte kreuzigen laſſen? Auch dieſe Frage beſchäftigte einen unwillkürlich, wenn man auf das Bild ſah.

Alles das ging mir ſtückweiſe durch den Sinn, halb in Fieberphantaſien, zum Teil in Halbſchlummer, ungefähr ganze anderthalb Stunden nachdem Koljá mich verlaſſen hatte. Ich konnte in Bildern ſehen, was ſonſt kein Bildnis offenbart. Und mir ſchien von Zeit zu Zeit, daß ich dieſe ſonderbare und unmögliche Form, dieſe unendliche Kraft, dieſes taube,

dunkle und ſtumme Weſen mit meinen leiblichen Augen erblicken könnte. Ich weiß noch, es war mir, als führte mich jemand an der Hand, mit einem Licht in der andern und der zeigte mir eine rieſige, widerliche Tarantel und verſicherte mir, daß dieſes Tier jenes dunkle taube und allmächtige Weſen ſei und er lachte über meinen Unwillen.

In meinem Zimmer brennt unter dem Heiligenbild in der Nacht die kleine Lampe – ein trübes flackerndes Lichtlein –, doch kann man alles im Zimmer ſehen und unter der Lampe ſogar leſen. Ich glaube, es war ſchon ein Uhr nachts; ich ſchlief nicht, ich lag mit offenen Augen, als plötzlich die Türe meines Zimmers ſich öffnete und Rogoſhin eintrat.

Er trat ein, ſchloß dann die Tür, ſah mich ſchweigend an, ging in die Ecke und ſetzte ſich auf den Stuhl, der immer unter dem Heiligenbilde ſteht. Ich war ſehr erſtaunt und ſah ihn erwartungsvoll an. Rogoſhin ſtützte ſich mit ſeinen beiden Ellenbogen auf den Tiſch und fing auch ſeinerſeits an, mich ſchweigend anzuſehen. So vergingen zwei, drei Minuten und ſein Schweigen beleidigte und ärgerte mich. Warum ſpricht er nicht? Daß er ſo ſpät zu mir gekommen war, das wunderte mich, weiß Gott, gar nicht. Sogar im Gegenteil: Ich hatte am Morgen bei ihm meinen Gedanken nicht voll ausgeſprochen, doch hatte er ihn wohl verſtanden; er hätte alſo deswegen, um ſich mit mir auszuſprechen, ſehr gut zu mir kommen können, wenn es auch ſchon etwas ſpät war. Ich dachte denn auch ſofort daran, daß er deshalb gekommen ſei. Am Morgen hatten wir uns faſt feind-

Digitized by Google

lich verabſchiedet und ich hatte bemerkt, wie er mich zweimal ſehr ſpöttiſch betrachtet. Und dieſen Spott ſah ich jetzt wieder in ſeinen Augen – das war es, was mich beleidigte. Daß ich tatſächlich Rogoſhin vor mir ſah und nicht etwa eine Erſcheinung, eine Fieberphantaſie, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Mir kam nicht einmal der Gedanke an dieſe Möglichkeit.

Inzwiſchen blieb Rogoſhin ruhig ſitzen und betrachtete mich ſpöttiſch. Ich ſtützte mich wütend gleichfalls mit beiden Ellenbogen auf mein Kopfkiſſen und beſchloß, wie er zu ſchweigen, ſelbſt wenn wir die ganze Zeit ſo verbringen ſollten. Ich wollte durchaus, daß er als erſter zu ſprechen anfinge. Ich glaube, wir ſchwiegen ungefähr zwanzig Minuten ſo. Plötzlich kam mir der Gedanke: wenn das nun aber gar nicht Rogoſhin iſt, ſondern nur – eine Erſcheinung?

Weder während meiner Krankheit, noch ſonſt in meinem Leben habe ich jemals eine Halluzination gehabt; doch ſchien es mir immer, als ich noch ein Knabe war, und auch jetzt noch, obgleich ich nicht abergläubiſch bin, daß ich in einem ſolchen Falle ſofort, auf der Stelle würde ſterben müſſen. Aber als mir nun der Gedanke kam, daß es gar nicht Rogoſhin, ſondern nur eine Halluzination ſein könnte, da erſchrak ich nicht im geringſten, ja ich war nicht einmal zornig darüber. Sonderbar war es auch, daß mich die Frage, ob es nun wirklich Rogoſhin oder nicht Rogoſhin ſei, gar nicht ſehr aufregte. Es war, als gehöre es ſich gerade ſo! Ich erinnere mich, ich dachte damals in Wirklichkeit an etwas ganz anderes. Zum Beiſpiel intereſſierte mich die Frage: warum

Rogoſhin, der vordem in Schlafrock und Pantoffeln geweſen war, jetzt in Frack und weißer Binde daſaß? Auch tauchte in mir der Gedanke auf: wenn es eine Erſcheinung iſt und ich mich gar nicht vor ihr fürchte, warum ſollte ich da nicht aufſtehen und mich davon überzeugen? Vielleicht fürchtete ich mich doch davor? Denn als ich nur daran zu denken wagte, daß ich mich fürchten könnte, da überlief in der Tat meinen ganzen Körper ein eiſiger Schauer und meine Knie fingen an zu zittern. Im ſelben Augenblick, als ob Rogoſhin es erraten hätte, daß ich ihn fürchtete, zog er ſeinen Arm, auf den er ſich geſtützt hatte, fort und verzog, indem er mich ſtarr anſah, langſam ſeinen Mund zu einem Lachen. Heller Wahnſinn überkam mich und ich wollte mich ſchon auf ihn ſtürzen, doch ich hatte mir geſchworen, ihn nicht als erſter anzugreifen, und ſo blieb ich denn auf dem Bett liegen, zumal ich mich außerdem noch gar nicht überzeugt hatte, ob er es auch wirklich ſelbſt war oder nicht?

Ich weiß nicht mehr genau, wie lange dieſer Zuſtand andauerte, auch weiß ich nicht, ob ich nicht von Zeit zu Zeit bewußtlos war. Zuletzt ſah ich nur noch, wie Rogoſhin aufſtand, mich ebenſo aufmerkſam und ſtarr anſah – wie vorher, als er eintrat – doch lächelte er jetzt nicht mehr, ging dann leiſe auf den Fußſpitzen zur Tür, öffnete ſie, ging hinaus und ſchloß ſie wieder. Ich rührte mich nicht, mit offenen Augen lag ich auf meinem Bett und dachte nach. Gott weiß, worüber ich nachdachte, und ich erinnere mich nicht mehr, wann ich eingeſchlafen bin. Am anderen Morgen erwachte ich, als man um zehn Uhr an meine Tür klopfte.

Ich hatte ein für allemal befohlen, mir um zehn Uhr den Tee zu bringen, und so mußte Matrjona an die Tür klopfen. Als ich ihr die Tür öffnete, beschäftigte mich sofort der Gedanke: Wie konnte er ins Zimmer kommen, wenn die Tür verschlossen war? Ich überzeugte mich davon, daß der wirkliche Rogoshin gar nicht hätte hereinkommen können, da alle Türen unserer Wohnung die Nacht über verschlossen und verriegelt gewesen waren.

Dieser sonderbare Zwischenfall, den ich soeben ausführlich beschrieben habe, war der Grund zu meinem endgültigen ‚Entschluß'. Zu diesem Entschluß brachte mich keine Logik, keine logische Überzeugung, sondern Ekel. Man kann nicht ein Leben führen, das so sonderbare Formen annimmt, Formen, die mich beleidigen.

Diese Vision erniedrigte mich! Ich bringe es nicht über mich, mich einer dunklen Gewalt zu ergeben, die die Formen einer Tarantel annimmt! Und erst dann, als ich gegen Abend den endgültigen unwiderruflichen Entschluß gefaßt hatte, wurde mir leichter. Das war nur das erste Moment; wegen des zweiten fuhr ich nach Pawlowsk; doch das ist schon zur Genüge erklärt."

VII.

„Ich beſitze eine kleine Taſchenpiſtole; ich hatte ſie mir noch als Knabe angeſchafft, in dem komiſchen Alter, da einem plötzlich Räubergeſchichten und Duelle zu gefallen anfangen und man es liebt, ſich vorzuſtellen, wie man ſelbſt zum Duell gefordert wird und wie man ſich mutig vor die Piſtole ſtellt. Vor einem Monat habe ich ſie mir angeſehen, geputzt und wieder zurecht gemacht. In dem Kaſten, in dem ſie lag, fand ich zwei Kugeln und Pulver für drei Schüſſe. Die Piſtole iſt natürlich nichts wert, die reine Kinderpiſtole, trifft auch kaum auf fünfzehn Schritt; wenn man ſie jedoch dicht an die Schläfe ſetzt, wird ſie ſchon noch einen Schädel zerſchmettern können.

Ich beſchloß, in Pawlowsk bei Sonnenaufgang zu ſterben: und zwar beſchloß ich, in den Park zu gehen, damit niemand auf der Datſche geſtört werde. Meine ‚Erklärung' wird die Polizei genügend über alles unterrichten. Liebhaber der Pſychologie mögen daraus ſchließen was ſie wollen. Ich wünſche indeſſen nicht, daß meine Schrift veröffentlicht wird. Ich bitte den Fürſten, das eine Exemplar an ſich zu nehmen und das andere Exemplar Aglaja Iwanowna Jepantſchin zu

geben. Dieſes iſt mein Wille. Ich vermache meinen Leichnam der mediziniſchen Fakultät zu wiſſenſchaftlichen Zwecken.

Ich erkenne keinen Richter über mich an und weiß, daß ich außerhalb jedes Rechtſpruchs ſtehe. Vor kurzem beluſtigte mich die Vorſtellung: wie, wenn ich jetzt plötzlich auf den Einfall käme, irgendeinen Menſchen einfach totzuſchlagen, vielleicht zehn Menſchen auf einmal oder ſonſt irgend etwas Schreckliches zu tun, irgend etwas, was dieſe Welt für das ſchrecklichſte hält – in welch einer dummen Lage würde ſich dann das Gericht bei meiner zwei- bis dreiwöchentlichen Lebensfriſt befinden? Ich würde vielleicht ſehr komfortabel in einem Hoſpital, unter der Aufſicht eines guten Arztes, und vielleicht viel angenehmer, als bei mir zu Hauſe, ſterben. Ich verſtehe nicht, daß Leuten in meiner Lage niemals ein ſolcher Gedanke in den Kopf gekommen iſt, wenn auch nur zum Spaß?! Vielleicht verfällt doch einmal jemand darauf! Es gibt doch auch bei uns in Rußland luſtige Leute.

Aber – wenn ich auch keinen Richter über mich anerkenne, ſo weiß ich doch, daß man mich richten wird, wenn ich bereits auf ewig taub und ſtumm ſein werde. Ich möchte jedoch nicht fortgehen, ehe ich nicht ein Wort zur Antwort hinterlaſſen habe – ein freies, unerzwungenes Wort. Nicht zur Verteidigung etwa – o nein! Ich habe niemanden und wegen nichts um Verzeihung zu bitten.

Da iſt zunächſt ein ſonderbarer Gedanke: Wer wollte mir denn mein Recht auf dieſe Friſt von zwei bis drei Wochen beſtreiten? Auf Grund welchen Rech-

tes? Wem nützt es, daß ich als Verurteilter noch artig die Frist bis zur Urteilsvollstreckung abwarte? Wem nützt es denn? Oder soll ich's um der Sittlichkeit willen etwa? Ich verstehe noch, wenn ich bei blühender Gesundheit und großen Kräften mein Leben selbst vernichten wollte, dieses Leben, das ‚meinem Nächsten noch Nutzen bringen könnte': da könnte man mir vom sittlichen Standpunkt aus und nach altem Brauch vorwerfen, daß ich ohne zu fragen über mein eigenes Leben verfüge – oder was man sich da ausdenkt. Doch jetzt, wo über mich bereits das Urteil gefällt ist? Welches Sittengesetz wird denn auch noch auf das letzte Röcheln eines Sterbenden Anspruch erheben, mit dem er sein Leben aushaucht? Was hilft mir der Trost des Fürsten, der in seiner christlichen Auslegung den glücklichen Gedanken gehabt hat, daß es im Grunde genommen für mich viel besser ist, zu sterben. (Solche Christen wie er kommen immer zu diesem Schluß: das ist ihr geliebtes Steckenpferd.) Und was wollen sie eigentlich mit ihren lächerlichen ‚Pawlowsker Bäumen'? Die letzten Stunden meines Lebens versüßen? Begreifen sie denn nicht, daß ich mich, je mehr ich mich diesen letzten Illusionen von Leben und Liebe hingebe, mit denen sie mich von der Meierschen Lehmwand und allem, was ich ihr so aufrichtig bekannt habe, trennen wollen, desto unglücklicher fühlen muß? Was soll ich mit ihrer schönen Natur, mit ihrem Pawlowsker Park, mit ihrem Sonnenaufgang und -untergang, mit ihrem blauen Himmel und ihren selbstzufriedenen Gesichtern, wenn das ganze Fest, das kein Ende nimmt, für mich damit beginnt,

Digitized by Google

daß es mich allein für einen überflüſſigen Gaſt erklärt. Was ſoll ich mit all dieſer Schönheit, wenn ich jede Minute, jede Sekunde gezwungen bin, daran zu denken, daß die kleinſte Fliege, die neben mir in der Sonne ſummt, an dieſem Feſt, an dieſem Chor teilnehmen kann, ihren Platz in ihm kennt, ihn liebt und glücklich iſt. Nur ich allein bin ein Ausgeſtoßener und wollte es nur, aus kleinmütiger Feigheit vor mir ſelbſt, bis jetzt nicht eingeſtehen! Oh, ich weiß, wie ſehr der Fürſt und all die anderen mich dazu bringen wollen, daß ich ſtatt all der ‚boshaften und verbitterten' Reden eine Hymne auf den Sieg der ſittlichen Selbſtüberwindung anſtimmte, wie Milvoye in den berühmten und klaſſiſchen Strophen:

‚O, puissent voir votre beauté sacrée
Tant d'amis, sourds à mes adieux!
Qu'ils meurent pleins de jours, que leur mort soit pleurée.
Qu'un ami leur ferme les yeux!'

Doch glaubt mir, glaubt mir, ihr gutmütigen Seelen, daß in dieſer wohlanſtändigen Strophe, in dieſem akademiſchen Segensſpruch der Franzoſen, ſo viel heimliche Galle, ſo viel unverſöhnliche und mit Rhythmen überzuckerte Wut iſt, daß der Poet vielleicht ſich ſelbſt damit belogen und ſeine Wut als tränenreichen Troſt empfunden hat und in dem Glauben auch geſtorben iſt: Friede ſeiner Aſche! Wiſſen Sie auch, daß es in der Erkenntnis der eigenen Schande, Nichtigkeit und Schwachheit eine Grenze gibt, über die der Menſch nicht mehr hinaus kann? An dieſer Stelle beginnt er dann eine große Wolluſt in ſeiner Demütigung zu empfinden ... Nun, freilich, auch die

Demut ist in gewissem Sinne eine große Kraft, ich gebe es zu, wenn auch nicht in dem Sinne, wie die Religion sie auffaßt.

Die Religion! Ein ewiges Leben erkenne ich an und habe es vielleicht immer anerkannt. Mag der Wille einer höheren Gewalt das Feuer meines Bewußtseins entzündet haben, mag es sich umgesehen haben im All und sich gesagt: ‚Ich bin'! Und mag ihm eine höhere Gewalt befohlen haben, dann zu vergehen, sogar ohne Erklärung weshalb und wozu. Doch meine Demut – das ist die ewige Frage – wozu soll denn die nötig sein? Kann man mich denn nicht einfach auffressen, ohne von mir noch Lob und Preis dafür zu verlangen, daß ich aufgefressen werde? Wird sich denn wirklich dort irgend jemand beleidigt fühlen, wenn ich nicht mehr zwei Wochen darauf warten will? Das glaube ich nicht; und es ist schon viel richtiger, anzunehmen, daß mein erbärmliches Leben, das Leben eines einzelnen Atomes, zugunsten einer allgemeinen Harmonie im Weltganzen, zu irgendeinem Plus oder Minus, zu einem Kontrast usw. usw. nötig ist, genau so, wie das Leben täglich das Opfer von Millionen von Lebewesen verlangt, ohne deren Tod die übrige Welt nicht existieren könnte. (Ich bemerke hier, daß dieser Gedanke an sich durchaus nicht großmütig ist.) Doch möge es so sein! Ich gebe es zu, daß die Welt ohne diese gegenseitige Vernichtung nicht hätte aufgebaut werden können, und ich gebe sogar zu, daß ich nichts von ihrer Einrichtung begreife, doch weiß ich dafür ganz genau eines: wenn man mir auch das Bewußtsein gegeben hat, daß ‚Ich bin', so geht

Digitized by Google

es mich doch noch nichts an, ob die Welt nun fehlerhaft aufgebaut und ohne Vernichtung nicht bestehen kann. Wer also, und wofür wird man mich danach verurteilen? Sagen Sie, was Sie wollen – ich finde jedenfalls, daß es unmöglich und zugleich ungerecht wäre.

Trotzdem habe ich niemals, trotz meines größten Verlangens, mir vorstellen können, daß es kein zukünftiges Leben und keine Vorsehung gebe. Es ist viel wahrscheinlicher, daß wir das zukünftige Leben und seine Gesetze nicht verstehen können. Doch wenn das so schwer und überhaupt nicht zu begreifen ist, wie soll ich dann dafür verantwortlich sein, daß ich nicht imstande bin, das Unfaßbare zu fassen? Natürlich sagen da die Leute und natürlich auch der Fürst, daß Gehorsam nötig sei, daß man gehorchen muß, auch ohne zu verstehen, und zwar aus moralischen, sittlichen Gründen, und daß ich in der anderen Welt dafür belohnt werde. Wir erniedrigen jedoch die Vorsehung, wenn wir ihr aus Ärger darüber, daß wir sie nicht verstehen können, unsere Begriffe unterschieben. Und wiederum, wenn man die Vorsehung nicht verstehen kann – wie kann denn der Mensch dafür verantwortlich sein, was er nicht verstehen kann? Und ebenso, wer kann mich denn verurteilen, wenn ich den Willen und die Gesetze der Vorsehung nicht verstanden habe? Nein, lassen wir die Religion lieber!

Aber damit wäre es auch genug! Wenn ich beim Vorlesen bis zu diesen Zeilen gekommen sein werde, wird die Sonne aufgehen und ‚am Himmel erklingen' und ihre große Feuerkraft wird die Erde überfluten.

Digitized by Google

Mag ich ſterben! Ich werde in dieſe Quelle des Lebens und der Kraft ſehen, und mein Leben, das ich nicht mehr ertragen will, von mir werfen! Wenn ich die Macht gehabt hätte, nicht geboren zu werden, ſo hätte ich ein Leben unter ſo ſpottenden Bedingungen gewiß nicht angenommen. Aber noch habe ich die Macht, zu ſterben, obgleich ich nur Tage hinwerfen kann, die ſchon gezählt ſind. Und doch iſt es eine Macht und doch ein Proteſt ...

Meine letzte Erklärung: Ich ſterbe durchaus nicht deshalb, weil ich nicht imſtande wäre, dieſe drei Wochen noch zu ertragen; oh, dazu hätte ich wohl noch die Kraft, und wenn ich wollte, ſo wäre mir allein ſchon die Erkenntnis der mir angetanen Schmach eine Genugtuung; doch ich bin kein franzöſiſcher Dichter und brauche ſolch einen Troſt nicht. Und dann die Verſuchung: Die Natur hat meine Betätigungsmöglichkeit mit ihren drei Wochen Friſt dermaßen eingeengt, daß der Selbſtmord die einzige Tat iſt, die ich noch vollführen kann, das heißt anfangen und beenden nach meinem eigenen Willen. Nun und vielleicht will ich eben nur die letzte Möglichkeit einer Tat ausnutzen? Der Proteſt iſt manchmal keine geringe Tat ..."

Die „Erklärung" war damit zu Ende. Hippolyt verſtummte ...

Ein nervöſer Menſch, der gereizt und außer ſich den äußerſten Grad zyniſcher Offenherzigkeit erreicht hat, iſt gewöhnlich zu allem bereit, ſelbſt zum größten Skandal, und iſt ſogar froh über ihn: er ſtürzt ſich auf die Menſchen und hat ſelbſt dabei das unklare,

Digitized by Google

aber feſte Ziel, eine Minute nachher ſich von einem Turm hinabzuſtürzen und damit alle Mißverſtändniſſe, wenn ſolche vorliegen, auf einmal zu beſeitigen. Die Folge eines ſolchen Zuſtandes iſt meiſtens Erſchöpfung der phyſiſchen Kräfte. Die ungewöhnliche, beinahe unnatürliche Anſtrengung hatte Hippolyt bisher aufrechterhalten. An ſich erſchien dieſer achtzehnjährige, von der Krankheit erſchöpfte Jüngling ſo ſchwach, wie ein vom Baum geriſſenes, zitterndes Blatt. Kaum hatte er ſeine Augen über die Zuhörer hingleiten laſſen, zum erſtenmal nach ſeiner Lektüre, ſo drückte ſich auch ſchon in ihnen, in ſeinem Lächeln, Hochmut, Verachtung und Widerwillen aus. Es drängte ihn zu einer Herausforderung. Doch auch die Zuhörer waren unwillig. Alle erhoben ſich lärmend und geärgert vom Tiſch. Die Müdigkeit, der Wein, die Anſtrengung erhöhten noch das Peinliche des Eindrucks.

Plötzlich ſprang Hippolyt vom Stuhl auf, als hätte ihn jemand vom Platze geriſſen.

„Die Sonne geht auf!“ ſchrie er, als er die glänzenden Spitzen der Bäume ſah und zeigte ſie dem Fürſten, wie man ein Wunder zeigt. „Sie iſt aufgegangen!“

„Und Sie glaubten wohl, daß ſie nicht aufgehen werde, wie?“ bemerkte Ferdyſchtſchenko.

„Das gibt wieder eine Hitze den ganzen Tag über,“ brummte nachläſſig, ärgerlich Ganjä, drehte ſeinen Hut in den Händen, gähnte und reckte ſich. „Den ganzen Monat ſchon dieſe Dürre! ... Gehen wir oder gehen wir nicht, Ptizyn?“

Hippolyt ſtarrte ihn ganz verwundert bis zur Ver-

steinerung an, erbleichte, und ein Zittern befiel seinen Körper.

„Sie zeigen Ihre Gleichgültigkeit, mit der Sie mich kränken wollen, recht ungeschickt," wandte er sich an Ganjá und sah ihm gerade ins Gesicht. „Sie sind ein Lump!"

„Das übersteigt denn doch schon alles!" brüllte Ferdyschtschenko.

„Das ist doch eine phänomenale . . .!"

„Einfach ein Dummkopf", sagte Ganjá.

Hippolyt nahm sich wieder zusammen.

„Ich verstehe, meine Herren," begann er wie vorher, zitternd und jedes Wort wie abgerissen hervorstoßend, „daß ich mir vielleicht Ihren persönlichen Haß zugezogen habe, ich . . . bedaure es, daß ich Sie mit diesen Phantasien gequält habe" – er wies auf seine Schrift – „oder ich bedaure vielmehr, Sie nicht ganz totgequält zu haben;" er lächelte dumm. „Ich habe Sie gelangweilt, Jewgenij Pawlowitsch?" wandte er sich plötzlich mit einer Frage an diesen. „Habe ich Sie gelangweilt oder nicht? Sagen Sie!"

„Etwas lang, doch im übrigen . . ."

„Sagen Sie alles! Lügen Sie doch wenigstens einmal in Ihrem Leben nicht!" befahl ihm zitternd Hippolyt.

„Oh, mir ist das ganz gleichgültig! Lassen Sie mich bitte gefälligst in Ruh", antwortete ihm Jewgenij Pawlowitsch, sich angewidert von ihm abwendend.

„Gute Nacht, Fürst", verabschiedete sich Ptizyn vom Fürsten.

„Er wird sich sofort erschießen, was tun Sie! Sehen

Digitized by Google

Sie ihn doch an!" rief Wjera, ſtürzte zu Hippolyt und packte ihn an beiden Händen. „Er ſagte doch, daß er ſich bei Sonnenaufgang erſchießen würde, was machen Sie denn mit ihm!"

„Der wird ſich nicht erſchießen!" riefen höhniſch einige Stimmen, unter denen auch die Ganjás war.

„Meine Herren, nehmen Sie ſich in acht!" rief Koljá und packte auch Hippolyt am Arm. „Sehen Sie ihn doch nur an! Fürſt! Fürſt, was haben Sie denn!"

Um Hippolyt bemühten ſich Wjera, Koljá, Keller und Burdowskij.

„Er hat das Recht . . . das Recht . . ." brummte Burdowskij, übrigens ganz gedankenverloren.

„Erlauben Sie, Fürſt – welche Anordnungen . . . wollen Sie jetzt tr . . . effen?" wandte ſich Lebedeff, der halb betrunken war, an den Fürſten.

„Was für Anordnungen?"

„Nein-n; erlauben-n Sie; ich bin hier der Wirt und will in meiner Hochachtung . . . N-nehmen wir an, daß Sie der Wirt ſind, ſo will ich d-doch nicht, daß in meinem Hauſe . . . J-a-a."

„Wird ſich nicht erſchießen; der Junge renommiert ja nur!" rief voll Unwillen und ganz unerwartet General Iwolgin.

„Ah, der General!" griff Ferdyſchtſchenko auf.

„Ich w-eiß, daß er ſich nicht erſchießen wird, mein General, mein ſehr verehrter General . . . doch immerhin . . . i-ich bin der Wirt."

„Hören Sie, Herr Terentjeff," ſagte plötzlich Ptizyn und reichte, nachdem er ſich vom Fürſten verab-

ſchiedet hatte, Hippolyt die Hand, „Sie äußerten ſich, glaube ich, vorhin darüber, daß Sie Ihren Leichnam der Akademie vermachen wollten? Haben Sie da wirklich Ihren Leichnam gemeint, oder vermachen Sie ihr nur Ihre Knochen?“

„Ja, meine Knochen . . .“

„So, ſo. Man könnte ſich da leicht irren: man ſagt, es ſei ſchon einmal vorgekommen.“

„Warum reizen Sie ihn?“ ſchrie plötzlich der Fürſt.

„Sie haben ihn ſchon bis zu Tränen gebracht“, fügte Ferdyſchtſchenko hinzu.

Doch Hippolyt weinte durchaus nicht. Er wollte ſich von der Stelle bewegen, aber alle, die um ihn herumſtanden, ergriffen ihn ſofort am Arm. Allgemeines Gelächter.

„So weit hat er's gebracht, daß ihn alle jetzt feſthalten werden; darum hat er alſo aus dem Papier da vorgeleſen,“ bemerkte Rogoſhin. „Lebe wohl, Fürſt! Eh, mir ſchmerzen die Knochen vom Sitzen.“

„Wenn Sie wirklich die Abſicht hatten, ſich zu erſchießen, Terentjeff,“ ſagte lachend Jewgenij Pawlowitſch, „ſo würde ich jetzt an Ihrer Stelle, nach ſolchen Komplimenten, mich abſichtlich nicht erſchießen, um ſie alle zu ärgern.“

„Sie möchten es wohl furchtbar gerne ſehen, wie ich mich erſchieße!“ ſtieß Hippolyt haſtig hervor.

„Sie ärgern ſich alle, daß ſie es nicht ſehen werden.“

„So denken auch Sie, Jewgenij Pawlowitſch, daß ſie es nicht ſehen werden?“

„Ich will Sie nicht aufhetzen; im Gegenteil, ich glaube, daß es ſogar ſehr möglich iſt. Hauptſächlich,

ärgern Sie sich nicht . . .“ sagte gönnerhaft Jewgenij Pawlowitsch.

„Ich sehe jetzt, was für einen Fehler ich damit begangen habe, daß ich Ihnen dieses Schriftstück vorlas!“ wandte sich Hippolyt so vertrauensvoll an Jewgenij Pawlowitsch, als hätte er einen Freund um seinen freundschaftlichen Rat gefragt.

„Die Lage ist ziemlich lächerlich, doch . . . wirklich, ich weiß nicht, was ich Ihnen raten soll“, antwortete ihm lächelnd Jewgenij Pawlowitsch.

Hippolyt sah ihn starr an, ohne seinen Blick von ihm abzuwenden, und schwieg. Man hätte denken können, daß er geistesabwesend wäre.

„N–nein, erlauben Sie, das ist doch eine sonderbare Manier,“ mischte sich wieder Lebedeff ins Gespräch, „‚werde mich erschießen, im Park, um niemanden zu beunruhigen!‘ Er glaubt also, damit niemanden zu beunruhigen, wenn er drei Schritt von der Treppe entfernt in den Park geht.“

„Meine Herren . . .“ begann der Fürst.

„N–nein, erlauben Sie, sehr verehrter Fürst,“ griff Lebedeff wieder mit Eifer auf, „wie Sie es selbst gesehen haben, ist es kein Spaß, wenigstens ist die Hälfte Ihrer Gäste auch der Meinung und überzeugt, daß er sich jetzt, nach diesen hier ausgesprochenen Worten, und um seine Ehre zu retten, erschießen muß, und da fordere ich Sie auf, als Wirt, hier einzugreifen!“

„Was soll ich denn tun, Lebedeff? Ich bin sofort bereit, hier . . .“

„Was Sie tun sollen: erstens, soll er sofort die

Piſtole herausgeben, die er uns ja ſo ausführlich beſchrieben hat. Wenn er ſie herausgegeben hat, ſo bin ich damit einverſtanden, daß er dieſe Nacht hier im Hauſe ſchläft, in Anbetracht ſeines Zuſtandes, doch unter meiner Aufſicht. Aber morgen möge er ſich fortbegeben, einerlei wohin; entſchuldigen Sie, Fürſt! Wenn er die Piſtole nicht ſofort herausgibt, ſo nehme ich ihn an der einen Hand, der General an der anderen, und bringe ihn dann ſofort auf die Polizei. Denn es iſt dann ſchon Sache der Polizei und nicht mehr meine Sache. Herr Ferdyſchtſchenko kann auch noch als guter Bekannter mitkommen."

Es erhob ſich ein Lärm. Lebedeff geriet immer mehr außer ſich. Ferdyſchtſchenko machte ſich ſchon bereit, mit auf die Polizeiwache zu gehen. Ganjá beſtand hartnäckig darauf, daß ſich niemand erſchießen werde. Jewgenij Pawlowitſch ſchwieg.

„Fürſt, ſind Sie ſchon einmal vom Turm geſtürzt?" fragte ihn flüſternd plötzlich Hippolyt.

„Nein . . ." antwortete naiv der Fürſt.

„Glauben Sie wirklich, daß ich dieſen ganzen Haß nicht vorausgeſehen habe!" flüſterte wieder Hippolyt mit glänzenden Augen und ſah den Fürſten an, als hätte er wirklich von ihm eine Antwort erwartet. „Gut!" wandte er ſich plötzlich an alle, „ich bin ſchuldig . . . vor allen! Lebedeff, hier iſt der Schlüſſel" – er zog ein Portemonnaie aus der Taſche und entnahm ihm einen Schlüſſelring mit vier kleinen Schlüſſeln. „Dieſer vorletzte iſt es . . . Koljá wird Ihnen zeigen . . . Koljá! Wo iſt Koljá?" rief er und bemerkte Koljá nicht, obgleich er ihn ſtarr anſah. „Da . . . er wird

Digitized by Google

Ihnen zeigen, er hat mit mir zuſammen den Koffer gepackt. Führen Sie ihn . . . Koljá . . . dahin, beim Fürſten im Kabinett, unter dem Tiſch . . . mein Koffer . . . mit dieſem Schlüſſel . . . unten . . . meine Piſtole . . . und das Horn mit dem Pulver. Herr Lebedeff, er wird ſie Ihnen zeigen; doch unter der Bedingung, daß Sie ſie mir morgen früh, wenn ich nach Petersburg fahre, zurückgeben. Hören Sie? Ich tue es nur für den Fürſten, nicht Ihretwegen."

„So iſt's beſſer!" Lebedeff griff nach dem Schlüſſel, und höhniſch lächelnd lief er ins Nebenzimmer.

Koljá zögerte, wollte etwas ſagen, wurde aber von Lebedeff mitgeriſſen.

Hippolyt blickte auf die lachenden Gäſte, der Fürſt bemerkte, wie ſeine Zähne vor Wut klapperten.

„Was für Schufte das doch ſind!" flüſterte er wieder wie in Verzweiflung dem Fürſten zu.

Wenn er mit dem Fürſten ſprach, ſo redete er jetzt immer nur im Flüſterton.

„Laſſen Sie ſie doch: Sie ſind ſehr erſchöpft . . ."

„Sofort, ſofort . . . ich gehe ſofort."

Plötzlich umarmte er den Fürſten.

„Sie glauben vielleicht, daß ich nicht mehr bei Sinnen bin?" fragte er ihn, und ſah ihn ſonderbar lächelnd an.

„Nein, aber Sie . . ."

„Sofort, ſofort, ſchweigen Sie; ſprechen Sie nicht; ſtehen Sie ſtill . . . ich möchte in Ihre Augen ſehen. Still . . . ich möchte Sie anſehen. Ich werde mich vom ‚Menſchen' verabſchieden."

Er ſtand und ſah den Fürſten ungefähr zehn Se-

kunden ſchweigend an; er war ſehr blaß, an den Schläfen trat Schweiß hervor; er griff ſo ſonderbar nach der Hand des Fürſten, und es ſchien, als fürchte er, ſie loszulaſſen.

„Hippolyt, Hippolyt, was fehlt Ihnen?“ ſchrie der Fürſt auf.

„Sofort . . . ſofort . . . genug, ich gehe. Ich trinke nur noch einen Schluck auf das Wohl der Sonne . . . Ich will, ich will, laſſen Sie!“

Er griff ſchnell nach dem Champagnerglas auf dem Tiſch und ſchritt mit demſelben zum Ausgang der Terraſſe. Der Fürſt wollte ihm nachlaufen, doch trat in dieſem Augenblick gerade Jewgenij Pawlowitſch auf ihn zu, um ſich von ihm zu verabſchieden. Es verging eine Sekunde, und plötzlich erhob ſich ein allgemeines Geſchrei auf der Terraſſe, dem eine allgemeine Beſtürzung und Verwirrung folgte.

Es geſchah folgendes:

Hippolyt ging bis zur oberſten Stufe der Terraſſe, mit der linken Hand hielt er das Glas, mit der rechten griff er in ſeine rechte Seitentaſche. Keller behauptete nachher, daß Hippolyt ſchon vorher immer ſeine Hand in dieſer rechten Seitentaſche gehalten habe, und daß es ihm ſchon damals verdächtig vorgekommen ſei. Wenigſtens hatte ihn eine innere Unruhe getrieben, Hippolyt zu folgen. Doch wäre auch er zu ſpät gekommen. Er ſah nur plötzlich, wie in der rechten Hand Hippolyts etwas aufblitzte und wie in demſelben Augenblick der Lauf einer kleinen Piſtole Hippolyts Schläfe berührte. Keller griff mit der Hand danach, doch hatte Hippolyt bereits den Hahn abgedrückt. Man hörte

das kurze Knacken des Hahnes – doch kein Schuß erfolgte. Hippolyt fiel rücklings in Kellers Arme und schien wie leblos: vielleicht hielt er sich selbst für erschossen. Keller bemächtigte sich der Pistole. Hippolyt schob man einen Stuhl unter, und alles drängte sich zu ihm, alle schrien, sprachen durcheinander. Alle hatten sie das Knacken des Hahnes gehört und sahen den Menschen unverletzt und lebendig vor sich. Hippolyt schien immer noch nicht zu begreifen, was mit ihm vorgegangen war, er sah alle geistesabwesend an. In diesem Augenblicke stürzten Lebedeff und Koljá auf die Terrasse.

„Hat sie versagt?" fragten die einen.

„Vielleicht war sie gar nicht geladen?" die anderen.

„Geladen ist sie!" bemerkte Keller, der die Pistole untersuchte. „Aber . . ."

„Also hat sie versagt?"

„Das Zündhütchen fehlt."

Die Szene, die darauf folgte, ist schwer wiederzugeben. Der Schrecken aller verwandelte sich schnell in ein schallendes Gelächter. Einige darunter lachten aus vollem Halse voll boshafter Schadenfreude. Hippolyt überfiel ein hysterischer Weinkrampf, er rang die Hände, stürzte sich auf alle und jeden, sogar auf Ferdyschtschenko, packte ihn an beiden Schultern und schwor ihm, daß er es vergessen, rein zufällig vergessen habe, das Zündhütchen hineinzulegen, daß sie sich alle in seiner Westentasche befänden, zehn an der Zahl. Er zeigte sie allen – er habe sie nämlich nicht früher hineinlegen wollen, damit seine Pistole in der Tasche nicht von selbst losgehe: und nun habe er es ganz vergessen. Er stürzte

zum Fürſten, zu Jewgenij Pawlowitſch, flehte Keller an, ihm die Piſtole zurückzugeben, damit er „ſeine Ehre, ſeine Ehre, die er jetzt auf ewig verloren", wieder erhalten könne . . .

Er fiel zuletzt bewußtlos hin. Man trug ihn in das Kabinett des Fürſten, und Lebedeff ſchickte ſofort zum Arzt, während er mit ſeiner Tochter, dem General und Antip Burdowskij am Bett des Kranken blieb. Als man den bewußtloſen Hippolyt hinausgetragen hatte, ſtellte ſich Keller mitten auf der Terraſſe hin und verkündete allen Anweſenden mit lauter Stimme und jedes Wort betonend, wie in höherer Begeiſterung:

„Meine Herren, wenn es noch jemand von Ihnen wagen ſollte, laut in meiner Gegenwart zu behaupten, daß das Zündhütchen mit Abſicht vergeſſen worden war, und daß dieſer unglückliche junge Mann nur eine Komödie geſpielt habe – ſo wird derjenige es mit mir zu tun haben."

Doch keiner antwortete ihm. Die Gäſte beeilten ſich, fortzukommen. Ptizyn, Ganjá und Rogoſhin verließen zuſammen die Datſche.

Der Fürſt war ſehr erſtaunt, daß Jewgenij Pawlowitſch ſeine Abſicht, ſich mit ihm auszuſprechen, aufgegeben hatte.

„Sie hatten mir doch noch etwas ſagen wollen?" fragte er ihn.

„Allerdings," ſagte Jewgenij Pawlowitſch und ſetzte ſich auf einen Stuhl neben den Fürſten, „doch jetzt habe ich mein Vorhaben aufgeſchoben. Ich geſtehe, daß ich vom Geſchehenen noch zu aufgeregt bin, und Sie ſind es auch. Meine Gedanken ſind ganz verwirrt,

und da mein Vorhaben für Sie wie für mich von zu großer Bedeutung iſt, ſo möchte ich die Ausſprache noch aufſchieben. Sehen Sie, Fürſt, ich möchte einmal im Leben eine wirklich aufrichtige Tat vollführen, eine Tat ohne alle Hintergedanken. In dieſem Augenblick, denke ich, bin ich zu dieſer ehrlichen Tat nicht fähig, und Sie ... ſind es vielleicht ... auch ... nicht, wir wollen nächſtens davon ſprechen. Die Sache wird vielleicht auch noch an Klarheit gewinnen, für Sie wie für mich, wenn wir ſie auf die drei Tage aufſchieben, die ich noch in Petersburg verbringen muß."

Er erhob ſich vom Stuhl. Dem Fürſten ſchien es, daß Jewgenij Pawlowitſch ſich gereizt und unzufrieden fühlte und ihn feindlich anſah: in ſeinem Blick lag etwas, was er zuvor nicht bemerkt hatte.

„Sie müſſen übrigens jetzt zum Kranken."

„Ja ... ich fürchte."

„Fürchten Sie nichts; er wird noch ſechs Wochen leben und vielleicht noch länger; hier wird es ihm ſehr gefallen. Doch jagen Sie ihn beſſer morgen hinaus."

„Vielleicht hat es ihn gereizt, daß ich ſchwieg, vielleicht dachte er, ich zweifelte an ſeinem Entſchluß, ſich zu erſchießen? Was glauben Sie, Jewgenij Pawlowitſch?"

„Nein, nein. – Es iſt viel zu viel Güte von Ihnen, daß Sie ſich darüber Sorgen machen. Ich habe davon gehört, doch hätte ich es in Wirklichkeit nie für möglich gehalten, daß Menſchen ſich erſchießen, damit man ſie lobt, oder aus Wut, weil man ſie nicht lobt. Nein, das hätte ich nie für möglich gehalten! Sie jagen ihn morgen hinaus, nicht?"

„Sie denken, er wird doch noch Selbſtmord verüben?“

„Nein, das wird er nicht mehr tun. Doch hüten Sie ſich vor dieſer Sorte. Ich wiederhole es: Das Verbrechen iſt die einzige Zuflucht der talentloſen, ungeduldigen und gierigen Unbedeutendheit. Sie werden ſehen, ob dieſer Menſch nicht fähig ſein wird, zehn Seelen umzubringen, nur um eine ‚Tat‘ zu vollbringen, wie er das doch vorhin in ſeiner Niederſchrift bekannte. Dieſe Bemerkung von ihm wird mich jetzt nicht mehr ſchlafen laſſen.“

„Sie regen ſich, glaube ich, darüber unnütz und viel zu ſehr auf.“

„Sie ſind ſonderbar, Fürſt; Sie glauben alſo nicht, daß er jetzt fähig iſt, zehn Seelen zu morden?“

„Ich kann Ihnen darauf keine Antwort geben, das iſt alles ſo ſonderbar; doch . . .“

„Nun, wie Sie wollen, wie Sie wollen!“ brach Jewgenij Pawlowitſch erregt das Geſpräch ab. „Außerdem ſind Sie ein tapferer Menſch, geraten Sie nur ſelbſt nicht unter die zehn Seelen.“

„Es iſt viel eher anzunehmen, daß er niemanden tötet“, ſagte der Fürſt und ſah nachdenklich Jewgenij Pawlowitſch an.

Der lachte boshaft.

„Es iſt Zeit, leben Sie wohl! Haben Sie bemerkt, daß er die Kopie ſeiner Beichte Aglaja Iwanowna zugedacht hat?“

„Ja, ich habe es bemerkt und . . denke ſoeben daran.“

„Ja, ja, die zehn Seelen", bemerkte Jewgenij Pawlowitſch wieder lachend und ging von dannen.

Eine Stunde nachher, ungefähr um vier Uhr morgens, ging der Fürſt in den Park hinaus. Er hatte verſucht zu ſchlafen, doch war es ihm ſeines ſtarken Herzklopfens wegen nicht möglich geweſen. Im Hauſe hatte ſich wieder alles beruhigt; der Kranke ſchlief, und der Arzt hatte feſtgeſtellt, daß ihm keine beſondere Gefahr drohe. Lebedeff, Koljá, Burdowskij hatten ſich im Zimmer des Kranken niedergelaſſen, um abwechſelnd zu wachen. Zu befürchten war für den Augenblick nichts.

Die Unruhe des Fürſten wuchs von Minute zu Minute. Er ſchweifte im Park umher und blickte zerſtreut um ſich. Erſtaunt nahm er wahr, daß er ſich plötzlich beim Kurhaus befand und auf der Eſtrade die leeren Bänke und Notenpulte des Orcheſters erblickte. Der Ort widerte ihn an; er kehrte ſofort um und kam auf dem Wege, den er auch geſtern abend mit Jepantſchins gegangen, zur grünen Bank, die Aglaja zum Rendezvous beſtimmt hatte. Er ließ ſich auf ihr nieder und brach plötzlich in ein lautes Gelächter aus, gleich darauf aber wurde er von neuem düſter. Wieder laſtete auf ihm etwas Schweres und bedrückte ihn ſo, daß er am liebſten fortgelaufen wäre, . . . doch wußte er nicht, wohin? Im Baume über ihm ſang ein Vögelchen, ſeine Augen ſuchten es in den grünen Zweigen, und ſofort fiel ihm „die Fliege" ein, von der Hippolyt geſagt hatte, daß ſie ihren Platz an der Sonne kenne und an dem allgemeinen Chore teilnehme, von dem nur er, Hippolyt, allein ausgeſchloſſen ſei. Dieſe Phraſe hatte

Digitized by Google

einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn gemacht, daß er auch jetzt wieder an ſie denken mußte. Eine längſt vergeſſene Erinnerung ſtieg in ihm auf.

Er ſah ſich in der Schweiz, in den erſten Monaten ſeines Aufenthalts in den Bergen. Damals war er noch vollſtändig Idiot, er konnte noch nicht recht ſprechen und verſtand nicht gut alles, was man von ihm verlangte. An einem hellen, ſonnigen Tag ging er in die Berge und ging lange, gequält von einem Gedanken, über den er ſich nicht Rechenſchaft geben konnte. Über ihm wölbte ſich ein endloſer Himmel, unter ihm lag ein blauer See, rings ein leuchtender Horizont, der kein Ende kannte. Lange ſchaute er aus, er erhob ſeine Hände zu dieſem flimmernden unendlichen All und hätte weinen mögen. Es quälte ihn, daß er alledem fremd gegenüberſtand. Was war das für ein Feſt, was für ein großer Feiertag, der ihn ſchon ſeit ſeiner Kindheit lockte und den er nicht erfaſſen konnte. Jeden Morgen ging dieſe glänzende Sonne auf, jeden Morgen ſtand über dem Waſſerfall der Regenbogen, und jeden Abend brannte der ſchneebedeckte Berggipfel in der Ferne, am Rande des Himmels in purpurner Flammenlohe. Jede kleinſte Fliege, die im heißen Sonnenſtrahl ihn umſummt, nimmt teil an dieſem Chor, kennt ihren Platz, liebt ihn und iſt glücklich; jeder Grashalm, der da wächſt, iſt glücklich. Jeder hat ſeinen Weg, jeder kennt ſeinen Weg, mit einem Lied geht er, mit einem Liede kommt er; nur er allein weiß nichts, verſteht nichts, nicht die Menſchen, nicht die Töne, allem iſt er fremd und für alle ein Ausgeſtoßener. O, freilich, damals konnte er ſich noch nicht in Worten ausdrücken;

er quälte ſich nur, war taub und ſtumm. Aber jetzt ſchien es ihm, daß er alles das damals in derſelben Weiſe empfunden, in der Hippolyt von der „kleinen Fliege" geſprochen, ganz als hätte Hippolyt mit ſeinen eigenen Worten, mit ſeinen eigenen Tränen es geſagt. Er war feſt davon überzeugt, und bei dem Gedanken ſchlug ihm das Herz zum Zerſpringen . . .

Er war auf der Bank eingeſchlafen und ſeine ganze Erregung ging in Traum über. Kurz vorher fiel ihm noch ein, daß Hippolyt zehn Menſchen umbringen wollte und er lächelte über dieſe Annahme. Rings um ihn herrſchte lichte, wonnige Stille, die ſich durch das Geflüſter der Blätter noch erhöhte, noch lautloſer wurde. Er ſah viele wundervolle Traumbilder, und vieles erregte ihn ſo, daß er hin und wieder zuſammenzuckte. Zuletzt kam eine Frau auf ihn zu; er erkannte ſie und er hätte ihren Namen genannt, hätte ſie angerufen – doch ſonderbar – ſie hatte nicht dasſelbe Geſicht, das er ſonſt an ihr kannte, ſondern das Geſicht einer anderen, die er nicht nennen wollte. In dieſem Geſicht lag ſoviel Qual und Schrecken, wie auf dem Geſicht einer Verbrecherin, die ſoeben eine große Greueltat vollführt hat. Eine Träne zitterte auf ihrer bleichen Wange. Sie winkte mit der Hand und legte den Finger auf ſeine Lippen, als wollte ſie ihm befehlen, ihr nur leiſe zu folgen. Das Herz erſtarb ihm, er wollte ſie doch für nichts, für nichts in der Welt, als eine Verbrecherin anſehen, und er fühlte, daß ſogleich etwas Schreckliches, für ſein ganzes Leben Schreckliches ſich ereignen würde. Sie wollte ihm ſcheinbar etwas zeigen, etwas nicht weit Entferntes, hier im

Digitized by Google

Park. Er erhob ſich, um ihr zu folgen und plötzlich ertönte neben ihm helles, friſches Lachen. Er fühlte eine Hand in der ſeinigen, preßte ſie feſt zuſammen und – erwachte. Vor ihm ſtand Aglaja.

Digitized by Google

VIII.

Sie lachte, aber zugleich war sie unwillig über ihn.

„Er schläft! Sie haben geschlafen!“ rief sie mit fast verächtlichem Erstaunen.

„Sie sind es!“ murmelte der Fürst, noch nicht ganz zu sich gekommen, und er blickte sie verwundert an. „Ach richtig! Unsere Verabredung . . .“ der Fürst erhob sich schnell. „Ich habe hier geschlafen.“

„Das habe ich gesehen.“

„Hat mich niemand außer Ihnen geweckt? War niemand hier außer Ihnen? Ich glaubte, hier sei eine . . . andere gewesen.“

„Hier war eine andere . . .?!“

Endlich besann sich der Fürst vollkommen.

„Das war nur ein Traum,“ sagte er gedankenverloren. „Seltsam, in einem solchen Augenblick solch ein Traum . . . Setzen wir uns.“

Er erfaßte ihre Hand und nötigte sie zum Platznehmen, worauf er sich neben sie hinsetzte. Aglaja zögerte, etwas zu sagen, und musterte zunächst nur mißtrauisch ihren Nachbar. Dieser blickte sie gleichfalls hin und wieder an, schien sie aber bisweilen überhaupt nicht wahrzunehmen. Sie errötete.

Digitized by

„Ach so!“ fuhr plötzlich der Fürst, zusammenzuckend, aus seinen Gedanken auf. „Hippolyt hat sich erschossen!“

„Wann das? Bei Ihnen?“ fragte sie, jedoch ohne besondere Verwunderung. „Gestern abend lebte er doch noch, glaube ich? Aber wie konnten Sie dann hier so schlafen, nachdem er sich das Leben genommen?!“

„Er ist ja nicht tot, die Pistole versagte.“

Auf Aglajas dringenden Wunsch mußte ihr der Fürst sogleich den ganzen Vorgang erzählen, und zwar mit großer Ausführlichkeit. Sie trieb ihn immer wieder an, unterbrach ihn jedoch selbst in jedem Augenblick mit ungeduldigen Fragen, die sich zumeist auf ganz Nebensächliches bezogen. Unter anderem hörte sie mit großem Interesse zu, als der Fürst Jewgenij Pawlowitschs Aussprüche wiedergab, und auch hier unterbrach sie ihn mit näheren Fragen.

„Nun genug davon, wir haben keine Zeit zu verlieren,“ schloß sie plötzlich, nachdem sie alles gehört hatte. „Wir können nur eine Stunde hierbleiben, denn um acht muß ich unbedingt zu Hause sein, damit sie nicht erfahren, daß ich hier gewesen bin. Ich muß Ihnen zuvor noch vieles mitteilen. Nur haben Sie mich jetzt ganz aus dem Text gebracht. Was diesen Hippolyt betrifft, nun – ich glaube, daß das mit der Pistole gerade so hat sein müssen! Daß die Pistole versagte, als er sich erschießen wollte, das paßt vollständig zu ihm. Aber sind Sie auch wirklich überzeugt, daß er sich im Ernst erschießen wollte, daß hier kein Betrug vorliegt?“

Digitized by Google

„Nein, ein Betrug ist ausgeschlossen."

„Das scheint mir auch so. Und er hat wirklich geschrieben, daß Sie seine Beichte mir bringen sollen? Warum haben Sie sie dann nicht mitgebracht?"

„Aber er ist doch nicht gestorben. Ich werde sie mir von ihm ausbitten."

„Bringen Sie sie mir unbedingt, zu bitten ist da nichts. Es wird ihm sicherlich sehr angenehm sein, denn es ist doch möglich, daß er sich nur deshalb hat erschießen wollen, damit ich dann seine Beichte lesen solle. Ich bitte Sie, nicht über die Worte, die ich spreche, zu lachen, Lew Nikolajewitsch, es ist wirklich sehr leicht möglich, daß es so gewesen ist."

„Ich lache nicht, ich bin vielmehr selbst überzeugt, daß es sich zum Teil wirklich so verhalten haben kann."

„Überzeugt? Sind Sie wirklich derselben Meinung wie ich?" wunderte sich Aglaja.

Sie fragte schnell und sprach hastig, bisweilen jedoch verwirrte sie sich und führte dann den schon begonnenen Satz nicht zu Ende. Sie schien es sehr eilig zu haben – obschon sie sich hundertmal selbst unterbrach – und schien ungewöhnlich erregt zu sein. Wenn sie auch mutig und fast herausfordernd dreinschaute, so war ihr im Herzen doch sicherlich recht bange. Sie trug ihr alltägliches, schlichtes Kleid, das ihr sehr gut stand. Oft fuhr sie zusammen und errötete plötzlich. Auch saß sie nur auf dem äußersten Rande der Bank. Die Bestätigung des Fürsten, daß der Beweggrund Hippolyts zu diesem Selbstmordversuch teilweise tatsächlich der Wunsch gewesen sein könne, daß sie seine Beichte lesen solle, wunderte sie sehr.

Digitized by Google

„Natürlich wollte er," erklärte der Fürſt, „daß außer Ihnen auch wir ihn loben ſollten ..."

„Inwiefern loben?"

„Das heißt, daß ... wie ſoll man das ſagen? Das iſt ſehr ſchwer zu erklären. Zunächſt hat er ſicherlich gewollt, daß alle ihn umringen und ihm ſagen ſollten, wie ſehr ſie ihn liebten und achteten. Ferner, daß ihn alle bitten ſollten, ſich doch nicht zu erſchießen, vielmehr am Leben zu bleiben. Es iſt ſehr möglich, daß er dabei in erſter Linie an Sie gedacht hat ... ohne es vielleicht ſelbſt zu wiſſen."

„Das verſtehe ich nicht: er ſoll gedacht und dabei nicht gewußt haben, was er gedacht hat? Doch übrigens ... ich glaube, ich verſtehe es doch ... Wiſſen Sie, daß ich ſelbſt wohl ſchon dreißigmal daran gedacht habe, mich zu vergiften – noch als dreizehnjähriges Mädchen – und in einem Brief an meine Eltern ganz genau zu ſchildern, was mich in den Tod getrieben hat. Und dann ſtellte ich es mir immer vor, wie ich im Sarge liegen und die anderen um ihn herumſtehen und weinen und ſich anklagen würden, daß ſie ſo hart und ſtreng zu mir geweſen waren ... Weshalb lächeln Sie wieder," wandte ſie ſich brüsk an den Fürſten, die Brauen zuſammenziehend, „ich möchte wohl wiſſen, was Sie ſich alles gedacht haben, wenn Sie allein geweſen ſind und etwas zuſammenträumten! Sie ſahen ſich dann womöglich als großen Feldmarſchall ... und vielleicht als Beſieger Napoleons!"

„Nun, werden Sie es mir glauben," lachte der Fürſt, „ich ſehe mich, mein Ehrenwort, oft als Feld-

Digitized by Google

herrn! Namentlich wenn ich abends im Begriff bin, einzuſchlafen. Nur beſiege ich nicht Napoleon, ſondern immer nur die Öſterreicher."

„Ich habe durchaus nicht die Abſicht, mit Ihnen zu ſcherzen, Lew Nikolajewitſch. Mit Hippolyt werde ich perſönlich reden, und ich bitte Sie, ihm das mitzuteilen. Von Ihnen aber finde ich es ſehr häßlich, eine Menſchenſeele ſo zu beurteilen, ſo zerlegend, wie Sie ſoeben Hippolyt beurteilt haben. Sie haben kein Zartgefühl: was Sie ſagen, das iſt nichts als Wahrheit, und ſchon deshalb iſt es ungerecht."

Der Fürſt dachte nach.

„Ich glaube, Sie ſind ungerecht gegen mich," ſagte er. „Ich ſehe doch nichts Schlechtes darin, daß er ſo gedacht hat, denn alle ſind doch zu ſolchen Gedanken geneigt! Oh, und wie das! Zudem hat er es vielleicht nicht einmal gedacht, ſondern nur unbewußt ſo gewollt . . . er wollte zum letztenmal mit Menſchen zuſammenkommen, ihre Achtung und Liebe erwerben – das ſind doch alles ſehr gute Beweggründe, nur iſt hier alles gewiſſermaßen nicht ſo herausgekommen, wie er es ſich gedacht hat. Es iſt eben die Krankheit . . . und dann noch etwas. Bekanntlich kommt bei den einen immer alles gut heraus, und bei den anderen immer alles ſchlecht . . ."

„Sie haben das wohl in bezug auf ſich hinzugefügt?" fragte Aglaja.

„Ja, in bezug auf mich", antwortete der Fürſt, ohne auch nur im geringſten ihren Spott aus der Frage herauszuhören.

„Nur wäre ich an Ihrer Stelle doch nicht ein-

Digitized by Google

geſchlafen; wohin Sie nur kommen – überall ſchlafen Sie ſogleich ein; das iſt ſehr wenig ſchön von Ihnen.“

„Aber ich habe doch die ganze Nacht nicht geſchlafen, und dann ging ich hier umher, ging zur Muſik . . .“

„Zu was für einer Muſik?“

„Ich ging dorthin, wo geſtern die Muſik ſpielte, und dann kam ich hierher, ſetzte mich, begann nachzudenken, und dachte ſo lange nach, bis ich einſchlief.“

„Ah, alſo ſo war es! Das ändert die Sache ein wenig zu Ihrem Vorteil . . . Aber wozu gingen Sie zum Kurhaus?“

„Ich weiß es nicht, ſo . . .“

„Gut, gut, davon ſpäter; Sie unterbrechen mich immer . . . und was geht es mich an, wo Sie geweſen ſind! Von welch einer anderen hat Ihnen geträumt?“

„Das . . . das war . . . Sie haben ſie geſehen . . .“

„Ich verſtehe, verſtehe ſehr gut. Sie müſſen ſie ſehr . . . Wie erſchien ſie Ihnen im Traum, in welcher Geſtalt? Übrigens geht mich das nichts an, ich will nichts davon wiſſen,“ brach ſie plötzlich ärgerlich ab. „Unterbrechen Sie mich nicht . . .“

Sie wartete eine Weile, wie um neuen Mut zu ſammeln oder ihren Ärger zuerſt zu überwinden.

„Ich will Ihnen ſagen, weshalb ich Sie hierhergerufen habe: ich will Ihnen den Vorſchlag machen, mein Freund zu werden. Was ſehen Sie mich plötzlich ſo an?“ fragte ſie faſt zornig.

Der Fürſt ſah ſie in dieſem Augenblick allerdings ſehr ſcharf und forſchend an, und es fiel ihm auf,

daß sie wieder stark zu erröten begann. In solchen Fällen, das heißt wenn sie errötete, ärgerte sie sich unsäglich über sich selbst, was ihre Augen nur zu deutlich verrieten. In der Regel begann sie aber dann schon im nächsten Augenblick ihren Zorn auf denjenigen zu übertragen, mit dem sie sich gerade unterhielt, gleichviel ob dieser nun schuldig oder unschuldig war, und brach dann gewöhnlich einen Streit vom Zaun. Deshalb ließ sie sich auch verhältnismäßig nur selten auf Gespräche ein, und war, da sie ihre scheue Schamhaftigkeit kannte, bisweilen sogar allzu schweigsam. Mußte sie jedoch in kitzlichen Fällen, wie es zum Beispiel dieser hier war, notgedrungen sprechen, so verschanzte sie sich hinter anscheinend unnahbarem Hochmut und begann das Gespräch geradezu mit alles verachtender Herausforderung. Sie fühlte es stets im voraus, wann sie erröten würde.

„Sie wollen das Anerbieten vielleicht ablehnen?" fragte sie ihn stolz und fast von oben herab.

„O nein, gewiß nicht, nur ist das doch gar nicht nötig . . . ich . . . ich habe gar nicht gedacht, daß man hier noch Anerbietungen machen muß", sagte der Fürst verwirrt.

„So, was haben Sie dann gedacht! Wozu hätte ich Sie denn sonst herrufen sollen? Was haben Sie eigentlich im Sinn? Oder halten Sie mich auch für ein kleines Gänschen, wie es zu Hause alle tun?"

„Ich habe nicht gewußt, daß man Sie für ein Gänschen hält, ich . . . ich halte Sie nicht dafür."

„Nicht? Sehr klug von Ihnen. Und namentlich sehr klug ausgedrückt."

Digitized by

„Ich finde, daß Sie manches Mal ſogar ſehr tief ſind," fuhr der Fürſt fort. „Sie ſagten vorhin etwas, was mir ſehr gefallen hat. Sie ſagten: ‚das hier iſt nichts als Wahrheit, ſchon deshalb iſt es ungerecht'. Das werde ich behalten und darüber werde ich noch nachdenken."

Aglaja wurde plötzlich rot vor Freude. Alle dieſe Veränderungen gingen mit ungewöhnlicher Offenheit und Schnelligkeit vor ſich. Der Fürſt freute ſich gleichfalls und lächelte ſogar vor Freude bei ihrem Anblick.

„So hören Sie denn," begann ſie wieder, „ich habe Sie lange erwartet, um Ihnen das alles erzählen zu können, ſchon ſeit dem Tage, als ich Ihren Brief erhielt, oder ſogar noch früher ... Die Hälfte haben Sie bereits geſtern von mir gehört: ich halte Sie für den ehrlichſten und wahrſten Menſchen, der ehrlicher und wahrer iſt als alle anderen, und wenn man von Ihnen ſagt, daß Ihr Verſtand ... das heißt, daß Ihr Verſtand, Ihr Geiſt mitunter krank ſei, ſo iſt das nicht richtig; davon habe ich mich auch überzeugt, und ich habe mit ihnen allen da geſtritten, und wenn Sie auch tatſächlich krank ſind im ... im Geiſte – Sie werden mir das natürlich nicht übelnehmen, denn ich meine doch nur im höheren Sinne – ſo iſt Ihr Hauptverſtand, das iſt es, was ich ſagen will, doch größer und beſſer als bei denen allen dort zuſammengenommen – die haben ſich ſolch einen überhaupt noch nicht träumen laſſen. Denn es gibt doch in jedem Menſchen zwei Arten von Verſtand: einen höheren und einen niedrigeren. Nicht? Iſt es nicht ſo?"

„Möglich, daß es so ist", brachte der Fürst kaum vernehmbar hervor; sein Herz bebte entsetzlich und schlug laut.

„Ich wußte ja, daß Sie es verstehen würden", fuhr sie wichtig fort. „Fürst Sch. und Jewgenij Pawlowitsch begreifen nichts von diesen zwei Verstandesarten, Alexandra auch nicht, aber stellen Sie sich vor: Mama begriff sofort."

„Sie ähneln sehr Lisaweta Prokofjewna."

„Wie das? Wirklich?" wunderte sich Aglaja.

„Jawohl, Sie können es mir glauben."

„Ich danke Ihnen," sagte sie nach einer Weile nachdenklich. „Es freut mich sehr, daß ich Mama gleiche. Dann achten Sie sie wohl sehr?" fragte sie plötzlich, ohne die Naivität der Frage selbst zu gewahren.

„Sehr, sehr, und es freut mich, daß Sie das so ohne weiteres verstanden haben."

„Und mich freut es, weil ich bemerkt habe, wie man bisweilen über sie . . . lacht. Doch hören Sie nun die Hauptsache: ich habe es mir lange überlegt – und ich habe dann schließlich Sie erwählt. Ich will nicht, daß man zu Hause über mich lacht; ich will nicht, daß man mich für ein dummes Gänschen hält; ich will nicht, daß man mich aufzieht. Ich habe das sogleich bemerkt und deshalb Jewgenij Pawlowitsch sofort kategorisch abgewiesen, denn ich will auch nicht, daß man mich immer nur als Heiratsobjekt betrachtet! Ich will . . . ich will . . . einfach – ich will entfliehen, und Sie habe ich erwählt, damit Sie mir dabei behilflich sind."

Digitized by Google

„Entfliehen!“ rief der Fürſt aufs höchſte erſchrocken aus.

„Ja, ja, ja, aus dem Hauſe meiner Eltern entfliehen!“ wiederholte ſie zornig, ſich an ihrer eigenen Phantaſie berauſchend. „Ich will nicht, ich will nicht, daß man mich dort immer zwingt, zu erröten! Ich will vor keinem Menſchen erröten, weder vor Fürſt Sch., noch vor Jewgenij Pawlowitſch, noch vor ſonſt jemandem, und deshalb habe ich Sie erwählt. Mit Ihnen will ich über alles, alles reden, ſogar über das Hauptſächlichſte, ſobald ich will. Das werde ich – aber auch Sie dürfen mir nichts verheimlichen. Ich will doch wenigſtens mit einem Menſchen über alles reden dürfen wie mit mir ſelbſt. Die da – die begannen da plötzlich alle zu ſagen, daß ich Sie erwarte und Sie liebe. Das war noch vor Ihrer Ankunft, und ich hatte ihnen Ihren Brief doch gar nicht gezeigt ... jetzt aber pfeifen es ſchon alle Spatzen auf dem Dach. Ich will dreiſt ſein, dreiſt und mutig, und keinen Menſchen fürchten. Ich will nicht mehr ihre Bälle beſuchen, ich will Nutzen bringen. Ich habe ſchon längſt entfliehen wollen. Zwanzig Jahre lang habe ich bei ihnen hinter Schloß und Riegel gelebt, und ewig wird davon geredet, daß ich heiraten ſoll. Schon mit vierzehn Jahren wollte ich fortlaufen, wenn ich auch ſonſt noch dumm war. Jetzt aber habe ich mir alles reiflich überlegt und nur auf Sie gewartet, um Sie über das Ausland auszufragen. Ich habe noch keinen einzigen gotiſchen Dom geſehen, ich will Rom ſehen, ich will alle wiſſenſchaftlichen Sammlungen beſuchen, ich will in Paris ſtudieren.

Digitized by Google

Ich habe mich das ganze letzte Jahr schon dazu vorbereitet und gelernt, ich habe sehr viele Bücher gelesen, ich habe alle verbotenen Bücher durchgelesen. Alexandra und Adelaida dürfen alle Bücher lesen, ihnen ist es erlaubt, mir aber werden nicht alle gegeben, ich muß mir auch darin noch Vormundschaft gefallen lassen. Mit den Schwestern will ich deshalb nicht streiten, aber meiner Mutter und meinem Vater habe ich schon längst erklärt, daß ich meine soziale Stellung vollkommen verändern will. Ich habe beschlossen, mich mit Kindererziehung zu beschäftigen, und ich habe dabei auf Ihren Beistand gerechnet, denn Sie sagten doch, daß Sie Kinder lieben. Vielleicht können wir uns gemeinsam damit befassen, wenn auch nicht jetzt – aber warum schließlich nicht später einmal? Dann könnten wir beide der Welt Nutzen bringen. Ich will nicht mehr einzig und allein als Generalstochter weiterleben. Sagen Sie, sind Sie ein sehr gelehrter Mann?"

„Oh, durchaus nicht."

„Das ist schade, ich aber dachte gerade ... nein, wie bin ich nur darauf gekommen, das zu denken? Aber Sie werden mich trotzdem leiten, ich habe Sie dazu erwählt."

„Das ist doch alles ... sinnlos, Aglaja Iwanowna."

„Ich will, ich will entfliehen!" rief sie heftig, und wieder erglühten ihre Augen. „Wenn Sie nicht einwilligen, heirate ich Gawrila Ardalionytsch. Ich will nicht, daß man mich zu Haus für ein gemeines Frauenzimmer hält und mich Gott weiß wessen noch alles beschuldigt."

Digitized by Google

„Sind Sie ... sind Sie von Sinnen!" Der Fürst sprang fast auf vor Schreck. „Wessen beschuldigt man Sie, wer beschuldigt Sie?"

„Zu Hause tun's alle, Mama, Alexandra, Adelaida, Papa, Fürst Sch., sogar Ihr dummer naseweiser Bengel Koljá! Wenn sie es auch nicht direkt sagen, so denken sie es doch. Ich habe es ihnen aber allen ins Gesicht gesagt, beiden, Mama sowohl wie Papa. Mama war den ganzen Tag krank; am nächsten Tage aber sagten mir Alexandra und Papa, daß ich selbst nicht wüßte, was ich da schwatzte und welche Worte ich gebrauchte. Ich sagte ihnen aber direkt ins Gesicht, daß ich bereits alles begriffe, alle Worte, daß ich kein Baby mehr sei, daß ich schon vor zwei Jahren absichtlich zwei Romane von Paul de Kock gelesen habe, um endlich alles zu erfahren. Als Mama das hörte, fiel sie sofort in Ohnmacht."

Dem Fürsten kam plötzlich ein seltsamer Gedanke. Er blickte Aglaja prüfend an ... und lächelte.

Er konnte es kaum glauben, daß er dasselbe unnahbare Mädchen vor sich hatte, das ihm einst mit so hochmütigem Stolz Gawrila Ardalionytschs Brief zurückgegeben hatte. Es schien ihm unerklärlich, wie sich in einer so kühlen, abweisenden Schönheit ein solches Kind verbergen konnte, ein Kind, das offenbar auch jetzt noch nicht „alle Worte begriff".

„Haben Sie immer zu Hause gelebt, Aglaja Iwanowna?" fragte er. „Ich meine – haben Sie nie eine öffentliche Schule besucht, sind Sie nie in einem Institut gewesen?"

„Nein, niemals und nirgends; ich habe immer

Digitized by Google

nur zu Haus geſeſſen, wie in einer Flaſche verkorkt, und aus der Flaſche werde ich verheiratet. Worüber lachen Sie wieder? Ich ſehe, daß auch Sie, wie es ſcheint, ſich über mich luſtig machen und zu den anderen halten," ſagte ſie ſchroff mit finſter gerunzelter Stirn. „Ärgern Sie mich nicht, ich weiß ohnehin nicht, was mit mir geſchieht . . . ich bin überzeugt, Sie ſind hierhergekommen in der Meinung, daß ich in Sie verliebt ſei und Sie zu einem Stelldichein gerufen habe", verſetzte ſie gereizt.

„Geſtern habe ich das in der Tat gefürchtet," verriet der Fürſt in ſeiner treuherzigen Offenheit – er war äußerſt verwirrt –, „doch heute bin ich überzeugt, daß Sie . . ."

„Was!" rief Aglaja ganz entſetzt aus, und ihre Unterlippe begann zu beben. „Sie haben gefürchtet, daß ich . . . Sie haben zu denken gewagt, daß ich . . . Herr des Himmels! Sie haben dann am Ende gar vermutet, daß ich Sie hergerufen habe, um Sie ins Netz zu locken und damit man uns dann hier antrifft und Sie zwingt, mich zu heiraten . . ."

„Aglaja Iwanowna! Schämen Sie ſich denn nicht! Wie kann ein ſo ſchmutziger Gedanke in Ihrem reinen, unſchuldigen Herzen entſtehen? Ich bin überzeugt, daß Sie an kein einziges Ihrer Worte glauben und . . . ſelbſt nicht wiſſen, was Sie ſagen!"

Aglaja rührte ſich nicht und blickte unverwandt zu Boden, als hätten ihre Worte ſie jetzt ſelbſt erſchreckt.

„Ich ſchäme mich nicht ein bißchen," murmelte ſie ſchließlich eigenſinnig. „Woher wiſſen Sie, daß mein

Digitized by Google

Herz unſchuldig iſt? Wie haben Sie mir damals einen Liebesbrief zu ſchreiben gewagt?"

„Einen Liebesbrief? Mein Brief ſoll ein – Liebesbrief geweſen ſein! Das war der ehrerbietigſte Brief, den ich je geſchrieben habe; was ich Ihnen ſchrieb, ſtrömte aus meinem Herzen in der ſchwerſten Stunde meines Lebens! Ich entſann mich Ihrer, wie einer lichten Erſcheinung . . . ich . . ."

„Nun gut, gut," unterbrach ſie ihn plötzlich, doch bereits nicht mehr im alten Tone, ſondern in aufrichtiger Reue und faſt erſchrocken, ja ſie beugte ſich ſogar etwas näher zu ihm, jedoch immer noch bemüht, ihn nicht offen anzuſehen, und ſie ſchien ihn leiſe an der Schulter berühren zu wollen, um ihn noch dringender zu bitten, ſich doch nicht zu ärgern. „Nun gut," ſagte ſie unſäglich beſchämt. „Ich fühle, daß ich einen ſehr dummen Ausdruck gebraucht habe. Das habe ich aber nur ſo . . . nur, um Sie zu prüfen. Vergeſſen Sie es, tun Sie, als wäre es überhaupt nicht geſprochen. Und wenn ich Sie gekränkt habe, ſo verzeihen Sie mir. Sehen Sie mich, bitte, nicht ſo an, blicken Sie dorthin, wenden Sie ſich von mir ab. Sie ſagen, das ſei ein ſchmutziger Gedanke: ich habe ihn aber abſichtlich ausgeſprochen, um Sie zu reizen. Bisweilen habe ich ſelber Angſt vor dem, was ich ſagen will, und dann plötzlich ſage ich es doch. Sie ſagten ſoeben, daß Sie dieſen Brief in der ſchwerſten Stunde Ihres Lebens geſchrieben hätten . . . Ich weiß, in welch einer Stunde das geweſen iſt", fügte ſie leiſe hinzu, den Blick wieder zu Boden geſenkt.

„O, wenn Sie alles wüßten!"

„Ich weiß alles!" rief sie plötzlich von neuem erregt aus. „Sie lebten damals in ein und demselben Zimmer mit jenem gemeinen Weibe, mit dem Sie entflohen waren . . ."

Sie wurde nicht rot, sondern bleich, als sie das sagte, und plötzlich erhob sie sich von der Bank, wie in Gedanken verloren, doch besann sie sich sogleich wieder und setzte sich: ihre Unterlippe fuhr noch lange fort, zu zucken. Das Schweigen dauerte wohl eine ganze Minute. Der Fürst war unsäglich betroffen durch diesen plötzlichen Umschlag in ihrem Wesen und wußte nicht, welch einer Ursache er ihn zuschreiben sollte.

„Ich liebe Sie ganz und gar nicht", sagte sie plötzlich auffallend unvermittelt und barsch – wie gehackt klang der Satz.

Der Fürst entgegnete hierauf nichts. Wieder schwiegen sie.

„Ich liebe Gawrila Ardalionytsch . . ." sagte sie dann hastig, jedoch kaum hörbar, und sie senkte noch mehr den Kopf.

„Das ist nicht wahr", sagte der Fürst, gleichfalls fast flüsternd.

„Sie wollen mich also Lügen strafen? Nein, es ist wahr: ich habe ihm vor drei Tagen hier auf dieser Bank mein Jawort gegeben."

Der Fürst erschrak und sann eine Weile nach.

„Nein, das ist nicht wahr," sagte er entschieden, „Sie haben sich das alles jetzt hier ausgedacht."

„Sie sind wirklich ausnehmend höflich. So hören

Digitized by Google

Sie denn: er hat ſich ſehr gebeſſert und liebt mich mehr als ſein Leben. Er hat vor meinen Augen ſeine Hand verbrannt, nur um mir zu beweiſen, daß er mich mehr als ſein Leben liebt."

„Seine Hand verbrannt?"

„Ja, ſeine Hand. Glauben Sie's, oder glauben Sie's nicht, mir iſt es gleich."

Der Fürſt ſchwieg wieder. Es war nicht der geringſte Scherzton aus Aglajas Stimme herauszuhören.

„Wie, hat er denn eine Kerze mitgebracht, wenn es hier geſchehen ſein ſoll? Anders kann ich es mir gar nicht vorſtellen . . ."

„Ja . . . eine Kerze. Was iſt denn dabei ſo unwahrſcheinlich?"

„Eine ganze Kerze oder . . . eine im Leuchter?"

„Nun ja . . . nein . . . eine halbe Kerze, einen Lichtſtumpf . . . eine ganze Kerze, – gleichviel, hören Sie auf! . . . Und auch eine Streichholzſchachtel hat er, wenn Sie wollen, mitgebracht. Er hat hier die Kerze angezündet und eine ganze halbe Stunde lang den Finger in die Flamme gehalten. Klingt denn das ſo unmöglich?"

„Ich habe ihn geſtern geſehen: er hat keinen verbrannten Finger."

Aglaja platzte endlich laut heraus und lachte wie ein Kind.

„Wiſſen Sie, warum ich ſoeben gelogen habe?" wandte ſie ſich ebenſo plötzlich an den Fürſten – mit der kindlichſten Zutraulichkeit und einem Lachen, das ſchalkhaft um ihre Lippen zuckte. „Weil jedesmal, wenn man beim Lügen geſchickt etwas nicht ganz Gewöhn-

Digitized by Google

liches hineinflicht, irgend etwas, nun wissen Sie, etwas, das ganz selten vorkommt, oder sogar überhaupt nicht, dann die Lüge sogleich viel wahrscheinlicher wird. Das habe ich oft bemerkt. Mir ist es diesmal nur leider nicht gelungen, ich verstand nicht, es richtig zu machen . . ."

Plötzlich wurde sie wieder ernst und runzelte die Stirn, wie wenn sie sich besonnen hätte.

„Wenn ich Ihnen damals," wandte sie sich an den Fürsten, indem sie ihn ernst und beinahe traurig ansah, „wenn ich Ihnen damals auch die Ballade vom ‚armen Ritter' vortrug, so wollte ich Sie damit . . . wenn ich Sie auch damit einesteils loben wollte – doch andernteils für Ihr Benehmen brandmarken und Ihnen zeigen, daß ich alles weiß . . ."

„Sie sind sehr ungerecht zu mir . . . und zu jener Unglücklichen, über die Sie sich soeben so häßlich geäußert haben, Aglaja."

„Weil ich eben alles weiß, alles, deshalb habe ich mich auch so ausgedrückt. Ich weiß, daß Sie ihr vor einem halben Jahr in Gegenwart aller Gäste einen Heiratsantrag gemacht haben. Unterbrechen Sie mich nicht, Sie sehen, ich rede ohne Kommentar. Darauf entfloh sie mit Rogoshin; dann lebten Sie mit ihr in irgendeinem Dorf oder kleinen Städtchen, bis sie von Ihnen wieder fortging zu einem anderen." Aglaja errötete entsetzlich. „Dann kehrte sie wieder zu Rogoshin zurück, der sie immer noch liebte, wie . . . wie ein Irrsinniger. Darauf sind nun Sie, gleichfalls ein sehr kluger Mann, hierher ihr nachgereist, sobald Sie nur erfahren hatten, daß sie in Petersburg eingetroffen ist. Gestern abend beeilten Sie sich, sie zu verteidi-

Digitized by Google

gen, und soeben haben Sie sie hier im Traum gesehen. – Sehen Sie jetzt, daß ich alles weiß! Sie sind doch ihretwegen, einzig ihretwegen hergekommen?"

„Ja, ihretwegen," antwortete der Fürst leise, traurig und nachdenklich, indem er den Kopf senkte, ohne auch nur zu ahnen, mit welch glühendem Blick Aglaja an ihm hing. „Ihretwegen . . . nur um zu erfahren . . . Ich glaube nicht an ihr Glück mit Rogoshin, wenn auch . . . mit einem Wort, ich weiß nicht, was ich hier für sie tun könnte, wie ihr helfen, aber ich bin in der Tat um ihretwillen gekommen."

Er zuckte zusammen und blickte Aglaja an, die ihm mit Verachtung zuhörte.

„Wenn Sie gekommen sind, ohne selbst zu wissen weshalb, so müssen Sie sie ja sehr lieben", sagte sie schließlich.

„Nein," antwortete der Fürst, „nein, ich liebe sie nicht. Oh, wenn Sie wüßten, mit welch einem Entsetzen ich an jene Zeit, die ich mit ihr zusammen verbracht habe, jetzt zurückdenke!"

Ein Zittern überlief bei diesen Worten seinen Körper.

„Erzählen Sie alles", sagte Aglaja.

„Hier ist nichts, was ich Ihnen nicht erzählen dürfte. Weshalb ich gerade Ihnen alles erzählen will, und zwar nur Ihnen allein – das weiß ich nicht; vielleicht, weil ich Sie in der Tat sehr liebe. Diese unglückliche Frau ist unerschütterlich davon überzeugt, daß sie das in der ganzen Welt am tiefsten gefallene, lasterhafteste Wesen sei. Oh, schmähen Sie sie nicht, werfen Sie keinen Stein auf sie! Sie hat sich selbst

Digitized by Google

ſchon gar zu ſehr mit dem Bewußtſein ihrer unverdienten Schande gemartert! Und worin beſteht ihre Schuld, mein Gott! Oh, ſie ſchreit es ja täglich wie außer ſich: daß ſie nicht die geringſte Schuld ſich zuzuſchreiben hat, daß ſie ein Opfer der Menſchen iſt, das Opfer eines Lüſtlings und Buben; aber was ſie Ihnen auch ſagen mag, ſie iſt doch ſelbſt die erſte, die ihren eigenen Worten nicht glaubt, ſondern mit ihrem ganzen Gewiſſen überzeugt iſt, daß ſie im Gegenteil . . . ſelbſt ſchuld iſt. Als ich dieſe unſeligen, düſteren Gedanken aus ihrer Seele verſcheuchen wollte, da wurde ihre Qual, ihre Seelenpein ſo groß – ich ſah doch, wie ihre Seele ſich wand unter der Marter – daß . . . daß mein Herz nie aufhören wird zu bluten, ſolange ich dieſe furchtbaren Stunden nicht aus meinem Gedächtnis bannen kann. Es war mir damals, als würde mein Herz für immer durchbohrt. Wiſſen Sie, weshalb ſie von mir fortlief? – Nur um mir zu beweiſen, daß ſie tatſächlich ein – gefallenes Weib ſei. Doch das Furchtbarſte war gerade das, daß ſie vielleicht ſelbſt nicht einmal wußte, daß ſie nur mir das hatte beweiſen wollen, und innerlich in dem Glauben befangen war, daß ſie nur deshalb geflohen ſei, weil ſie innerlich unbedingt das Bedürfnis nach einer neuen ſchamloſen Tat gehabt habe, um ſich dann immerfort ſagen zu können: ‚Sieh, was du jetzt getan haſt, beweiſt doch mehr als deutlich, daß du nichts anderes als eben nur ein niedriges, verworfenes, ſchmutziges Geſchöpf biſt!‘ Oh, vielleicht werden Sie das alles gar nicht verſtehen, Aglaja! Wiſſen Sie auch, daß in dieſem immerwährenden Sich-ihrer-Schmach-bewußt-ſein

Digitized by Google

ein unheimlicher, unnatürlicher Genuß für ſie liegen kann, wie eine gewiſſe Rache an irgend jemandem ... Bisweilen gelang es mir, ſie ſo weit zu bringen, daß ſie etwas Licht in der Finſternis um ſich zu ſehen begann; aber ſogleich empörte ſie ſich wieder und ging dann ſo weit, daß ſie mir, mir bitter vorwarf, ich ſtelle mich hoch und hochmütig über ſie – während ich doch nicht einmal im Traum daran gedacht hatte – und ſchließlich ſagte ſie mir, als ich um ſie anhielt, daß ſie von keinem weder anmaßendes Mitleid, noch Hilfe, noch ‚Erhebung zu ihm empor' verlange. Sie haben ſie geſtern geſehen; glauben Sie denn, daß ſie in dieſer Geſellſchaft glücklich iſt, daß dieſes Leben ihr zuſagt? Sie wiſſen nicht, wie ſie geiſtig entwickelt iſt, und was ſie alles begreifen kann! Sie hat mich bisweilen geradezu in Erſtaunen geſetzt!"

„Haben Sie ihr dort auch ſolche ... Predigten gehalten?"

„O nein," fuhr der Fürſt gedankenverloren fort, ohne daß ihm der Ton der Frage irgendwie aufgefallen wäre, „ich habe faſt immer geſchwiegen. Oft genug habe ich reden wollen, aber, offen geſtanden, ich habe dann nie gewußt, was ich ſagen ſollte. Wiſſen Sie, in manchen Fällen iſt es beſſer, überhaupt nicht zu ſprechen. Oh, ich habe ſie geliebt; oh, ſehr geliebt ... dann aber ... dann ... dann erriet ſie alles."

„Was erriet ſie?"

„Daß ich nur unendliches Mitleid mit ihr hatte, und daß ich ſie ... bereits nicht mehr liebte."

„Woher wiſſen Sie, daß ſie ſich nicht tatſächlich in

jenen . . . Gutsbeſitzer verliebt hatte, mit dem ſie losgezogen war?"

„Nein, ich weiß . . . ſie hat ſich über ihn nur luſtig gemacht."

„Und über Sie hat ſie ſich niemals luſtig gemacht?"

„N–ein. Sie hat vielleicht aus Bosheit über mich gelacht; oh, ſie hat mir auch entſetzliche Vorwürfe gemacht, im Zorn – und litt doch ſelbſt mehr als ich darunter! Doch . . . dann . . . oh, erinnern Sie mich nicht, erinnern Sie mich nicht daran!"

Er bedeckte das Geſicht mit den Händen.

„Aber wiſſen Sie auch, daß ich faſt täglich einen Brief von ihr erhalte?"

„So iſt es alſo wahr!" rief der Fürſt erregt. „Ich habe davon gehört, aber ich konnte es nicht glauben."

„Von wem haben Sie es gehört?" fuhr Aglaja erſchrocken auf.

„Rogoſhin ſagte es mir geſtern, nur ſprach er es nicht ganz deutlich aus."

„Geſtern? Geſtern morgen? Wann geſtern? Vor dem Konzert oder nachher?"

„Nachher; ſpät am Abend, kurz vor zwölf."

„A–a, nun, wenn's Rogoſhin . . . Aber wiſſen Sie auch, was ſie in dieſen Briefen ſchreibt?"

„Ich würde mich über nichts wundern, ſie iſt ja wahnſinnig."

„Hier ſind dieſe Briefe." Aglaja zog aus ihrer Taſche drei Briefe in drei Kuverts hervor und warf ſie dem Fürſten hin. „Schon ſeit einer ganzen Woche fleht ſie mich an, beredet, beſchwört ſie mich, Sie zu heiraten. Sie iſt . . . nun ja, ſie iſt klug, wenn ſie

Digitized by

auch wahnſinnig iſt, und Sie haben recht, wenn Sie ſagen, daß ſie viel klüger ſei als ich . . . ſie ſchreibt, daß ſie in mich verliebt ſei, daß ſie jeden Tag eine Gelegenheit ſuche, um mich, wenn auch nur von ferne, zu ſehen. Sie ſchreibt, daß Sie mich lieben, ſie wiſſe es ganz genau, habe es ſchon längſt bemerkt, und Sie hätten dort mit ihr auch über mich geſprochen. Sie will Sie glücklich ſehen; ſie iſt überzeugt, daß nur ich Ihr Glück ausmachen könne . . . Sie ſchreibt ſo ſonderbar . . . ſo ungeheuerlich . . . Ich habe ihre Briefe keinem Menſchen gezeigt, ich habe Sie erwartet; wiſſen Sie, was das alles zu bedeuten hat? Erraten Sie nichts?"

„Das iſt Wahnſinn, ein Beweis ihres Irrſinns", ſagte der Fürſt mit bebenden Lippen.

„Weinen Sie nicht gar?"

„Nein, Aglaja, nein, ich weine nicht." Er blickte ſie an.

„Was ſoll ich nun hier tun? Wozu würden Sie mir raten? Ich kann doch nicht ewig dieſe Briefe empfangen!"

„O, laſſen Sie ſie, ich beſchwöre Sie!" rief der Fürſt. „Und was ſollten Sie auch in dieſer Finſternis . . . ich werde alles tun, damit ſie keine Briefe mehr an Sie ſchreibt."

„Wenn Sie das tun, dann ſind Sie ein herzloſer Menſch!" rief Aglaja. „Oder ſehen Sie denn wirklich nicht, daß ſie nicht in mich verliebt iſt, ſondern in Sie, daß ſie nur Sie allein liebt! Sollte Ihnen wirklich gerade dieſes entgangen ſein, während Sie doch alles andere bemerkt haben? Wiſſen Sie, was dieſe Briefe be-

Digitized by Google

deuten? – Eifersucht bedeuten sie! Es ist sogar noch mehr als Eifersucht! Sie wird . . . Glauben Sie, daß sie Rogoshin wirklich heiraten wird, wie sie es hier in diesen Briefen schreibt? Töten wird sie sich am nächsten Tage nach unserer Hochzeit!"

Der Fürst fuhr zusammen. Sein Herz stand still. Doch verwundert sah er Aglaja an und plötzlich begriff er, daß dieses Kind längst Weib war.

„Aglaja, um ihr die Ruhe wiederzugeben und sie glücklich zu machen, würde ich mein Leben hingeben, aber . . . jetzt kann ich sie nicht mehr lieben und das weiß sie!"

„So opfern Sie sich doch, das würde Ihnen ja so gut stehen. Sie sind ja ein so großer Wohltäter! Und, bitte, nennen Sie mich nicht ‚Aglaja' . . . Sie haben dreimal einfach ‚Aglaja' gesagt . . . Sie meinen, es ist Ihre Pflicht, sie wieder aufzurichten, Sie müssen wieder mit ihr reisen, um ihr Herz zu beruhigen und zu versöhnen. Sie lieben doch keine andere als gerade sie!"

„Ich habe mich nicht so opfern können, obschon ich es einmal wollte und . . . vielleicht auch jetzt noch will. Ich weiß aber, ich weiß, daß sie mit mir unglücklich werden würde, und deshalb verlasse ich sie. Ich sollte sie heute um sieben Uhr sehen; jetzt werde ich vielleicht nicht zu ihr gehen. In ihrem Stolz wird sie mir nie meine Liebe verzeihen – und so würden wir beide zugrunde gehen. Das ist unnatürlich, aber ist hier nicht alles unnatürlich? Sie sagen, daß sie mich liebt, aber ist denn das Liebe? Kann denn hier wirklich noch von Liebe die Rede sein, nach

Digitized by Google

allem, was ich erduldet habe! Nein, hier iſt es etwas ganz anderes, nicht aber Liebe!"

„Wie bleich Sie ſind!" ſagte Aglaja plötzlich erſchrocken.

„Ich habe wenig geſchlafen, es iſt nichts ... ich bin abgeſpannt, ich ... wir haben damals in der Tat von Ihnen geſprochen, Aglaja ..."

„So iſt es wahr? Sie haben wirklich mit ihr über mich ſprechen können und ... und wie konnten Sie mich liebgewinnen, wenn Sie mich doch nur erſt einmal geſehen hatten?"

„Ich weiß nicht, wie ich es konnte. In jenem Dunkel, in dem ich mich damals befand, träumte ich ... träumte ich vielleicht von einer Morgenröte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich an Sie dachte, an Sie zuerſt und vor allen anderen. Ich habe Ihnen damals die volle Wahrheit geſchrieben, ich wußte es wirklich nicht. Alles das war nur eine Illuſion ... die durch das damalige Entſetzen heraufbeſchworen wurde ... Dann begann ich zu lernen; ich wäre wohl vor drei Jahren nicht wieder hergereiſt ..."

„Sie ſind alſo ihretwegen gekommen?"

Es war ein Beben in Aglajas Stimme.

„Ja, ihretwegen."

Zwei Minuten lang herrſchte düſteres Schweigen zwiſchen ihnen. Dann erhob ſich Aglaja von ihrem Platz.

„Wenn Sie ſagen," begann ſie mit unſicherer Stimme, „wenn Sie ſelbſt glauben, daß dieſes ... Ihr Frauenzimmer ... wahnſinnig iſt, ſo ... habe ich mit ihren wahnſinnigen Phantaſien nichts zu ſchaffen ... Ich bitte Sie, Lew Nikolajewitſch, dieſe drei

Briefe an ſich zu nehmen und ſie ihr vor die Füße zu werfen, in meinem Namen! Und wenn ſie," ſchrie plötzlich Aglaja wie raſend, „wenn ſie es noch einmal wagt, mir auch nur eine Zeile zu ſchreiben, ſo – ſagen Sie ihr das – werde ich mich bei meinem Vater beklagen, und dann wird man ſie ins Zuchthaus werfen . . ."

Der Fürſt ſprang auf und blickte ſie verſtändnislos an, ganz erſchrocken durch ihre plötzliche Heftigkeit. Und plötzlich fiel es auch ihm wie Schuppen von den Augen . . .

„Sie können nicht ſo fühlen . . . das iſt nicht wahr", murmelte er.

„Doch! Es iſt wahr, es iſt wahr!" ſchrie Aglaja wie raſend, als hätte ſie jede Beſinnung verloren.

„Was iſt wahr? Was ſoll hier wahr ſein?" ertönte plötzlich eine angſtvolle Stimme.

Vor ihnen ſtand Liſaweta Prokofjewna.

„Das iſt wahr, daß ich Gawrila Ardalionytſch heiraten werde! Daß ich Gawrila Ardalionytſch liebe und morgen noch mit ihm entfliehe!" wandte ſich Aglaja zornbebend an die Mutter. „Haben Sie es jetzt gehört? Iſt Ihre Neugier befriedigt? Sind Sie zufrieden damit?"

Und ſie wandte ſich ſchroff um und lief davon.

„Nein, mein Beſter, ſo gehen Sie mir nicht fort," hielt Liſaweta Prokofjewna den Fürſten auf, „haben Sie die Güte, ſich zu uns zu bemühen und mir das ein wenig zu erklären . . . Hat mich doch meine Ahnung die ganze Nacht gequält und nicht ſchlafen laſſen! . . ."

Der Fürſt folgte ihr.

Digitized by Google

IX.

Als sie in der Villa angelangt waren, blieb Lisaweta Prokofjewna sogleich im ersten Zimmer stehen: weiter konnte sie nicht mehr gehen und völlig erschöpft ließ sie sich auf eine kleine Chaiselongue nieder, ohne in der Zerstreutheit auch den Fürsten zum Platznehmen aufzufordern. Es war das in einem ziemlich großen Saal, mit reichen Blumenarrangements vor den Fenstern, einem schweren runden Tisch in der Mitte, einem Kamin und einer großen Glastür in der anderen Wand, durch die man in den Garten gelangte.

Kaum waren sie eingetreten, als auch Alexandra und Adelaida erschienen und in fragender Verständnislosigkeit die Mutter und den Fürsten anblickten.

Die jungen Mädchen pflegten in der Sommerfrische gewöhnlich gegen neun Uhr aufzustehen; nur Aglaja hatte sich in den letzten zwei oder drei Tagen etwas früher erhoben, um dann im Garten spazieren zu gehen, doch immerhin war das noch nicht um sieben geschehen, sondern erst so um acht, halb neun herum. Lisaweta Prokofjewna, deren unzählige Sorgen sie während der Nacht in der Tat keinen Schlaf hatten finden lassen, hatte sich schließlich kurz vor acht an-

Digitized by Google

gekleidet, um Aglaja im Garten zu treffen, doch siehe da: ihre Jüngste war weder im Schlafzimmer noch im Garten zu finden. Von dem Stubenmädchen erfuhr sie, daß Aglaja Iwanowna bereits um sieben in den Park gegangen sei. Die Schwestern hatten über Aglajas neuen phantastischen Einfall zu lachen begonnen und gemeint, Aglaja würde sich sicherlich sehr ärgern, wenn die Mutter sie im Park aufsuchte. Sie hatten dabei geäußert, daß sie bestimmt mit einem Buch auf jener grünen Bank sitze, um derentwillen sie sich noch vor drei Tagen mit Fürst Sch. gezankt hatte, weil es diesem nicht gegeben war, in der Lage dieser Bank etwas Besonderes zu erblicken. So begab sich denn die Generalin zur grünen Bank und erschrak unsäglich über das Stelldichein, dessen Zeuge sie wurde, und über die Worte, die sie noch auffing. Als sie aber jetzt dem Fürsten gegenübersaß, wurde ihr bange bei dem Gedanken daran, was sie angestiftet hatte. „Weshalb sollte denn Aglaja nicht mit ihm zusammenkommen dürfen, selbst wenn es auch ein verabredetes Rendezvous war?"

„Glauben Sie nicht, mein Lieber," sagte sie schließlich, sich zusammennehmend, „daß ich Sie hergebeten habe, um Sie auszuforschen ... Ich hätte nach dem, mein Täubchen, was gestern geschah, vielleicht lange nicht den Wunsch gehabt, dich wiederzusehen ..."

Sie stockte ein wenig.

„Doch immerhin würden Sie gern erfahren wollen, wie es kam, daß ich heute mit Aglaja Iwanowna zusammengetroffen bin?" beendete der Fürst mit der größten Ruhe ihren Satz.

Digitized by Google

„Nun ja, gewiß wollte ich das!“ ſagte Liſaweta Prokofjewna ſogleich ärgerlich und ſie errötete plötzlich. „Ich fürchte mich nicht vor offener Ausſprache, denn ich trete keinem zu nah und habe auch nicht die Abſicht gehabt, jemanden zu beleidigen ...“

„Aber ich bitte Sie, da bedarf es doch gar keiner Entſchuldigungen, es iſt doch nur natürlich, daß Sie es wiſſen wollen. Sie ſind – ihre Mutter. Wir trafen uns heute, Aglaja Iwanowna und ich, um ſieben Uhr, bei der grünen Bank, weil ſie mich dazu aufgefordert hatte. Sie teilte mir geſtern abend ſchriftlich mit, daß ſie mich in einer wichtigen Angelegenheit ſprechen müſſe. Wir trafen uns und ſprachen eine ganze Stunde von Dingen, die eigentlich nur Aglaja Iwanowna angehen – und das war alles.“

„Selbſtverſtändlich war das alles, Väterchen, und ſogar ohne jeden Zweifel alles“, ſagte die Generalin würdevoll.

„Vortrefflich, Fürſt!“ ſagte Aglaja, die plötzlich in den Saal trat. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie auch mich für unfähig gehalten haben, mich zur Lüge zu erniedrigen. Genügt Ihnen dieſe Erklärung, Mama, oder beabſichtigen Sie, noch weiter zu fragen?“

„Du weißt, daß ich vor dir noch niemals zu erröten gebraucht habe, wenn du es vielleicht auch gern ſehen würdeſt,“ antwortete Liſaweta Prokofjewna zurechtweiſend. „Leben Sie wohl, Fürſt, und verzeihen Sie mir, daß ich Sie beunruhigt habe. Ich hoffe, daß Sie von meiner unveränderlichen Hochachtung für Sie überzeugt bleiben werden.“

Der Fürſt verbeugte ſich ſogleich nach beiden Seiten und verließ ſchweigend den Saal. Alexandra und Adelaida lächelten und flüſterten ein paar Worte unter ſich. Die Generalin maß ſie beide mit ſtrengem Blick.

„Wir lachen ja nur darüber, Mama," ſagte Adelaida auflachend, „daß der Fürſt ſich ſo wundervoll verbeugt hat; mitunter tut er es wie ein Sack, und nun auf einmal wie . . . wie Jewgenij Pawlowitſch!"

„Zartgefühl und Würde lehrt das eigene Herz und nicht der Tanzmeiſter", bemerkte Liſaweta Prokofjewna und ſie rauſchte hinaus, ohne Aglaja auch nur mit einem Blick zu ſtreifen. Sie begab ſich in ihr Zimmer, das im oberen Stockwerk lag.

Als der Fürſt nach Hauſe kam – es war mittlerweile faſt ſchon neun geworden –, traf er auf der Terraſſe Wjera Lukjanowna und die Stubenmagd beim Aufräumen an, und das war nach der letzten Nacht auch dringend nötig.

„Gott ſei Dank, wir ſind gerade fertig geworden!" ſagte Wjera erfreut.

„Guten Morgen! Mein Kopf geht mir ein wenig in die Runde, ich habe ſchlecht geſchlafen und würde es jetzt gern nachholen."

„Wollen Sie nicht wieder auf der Terraſſe ſchlafen, ſo wie geſtern? Gut, ich werde allen ſagen, daß man Sie nicht wecken ſoll. Papa iſt irgendwohin gegangen."

Die Magd ging hinaus, Wjera wollte ihr folgen, doch plötzlich kehrte ſie zurück und näherte ſich mit beſorgter Miene dem Fürſten.

Digitized by

„Fürſt, haben Sie Mitleid mit dieſem . . . Unglücklichen, jagen Sie ihn heute nicht fort.“

„Ich denke nicht daran, er ſoll ſo lange bleiben wie er will.“

„Er wird jetzt nichts tun und . . . ſeien Sie nicht ſtreng gegen ihn.“

„O nein, weshalb ſollte ich?“

„Und . . . lachen Sie nicht über ihn, das iſt das Wichtigſte.“

„Oh, das fällt mir gar nicht ein!“

„Ach, ich bin dumm, daß ich das einem Menſchen, wie Ihnen, auch noch ſage!“ ſagte Wjera errötend. „Übrigens wenn Sie auch noch müde ſind,“ lachte ſie, bereits halb abgewandt, um hinauszugehen, „ſo haben Sie jetzt doch ſo prächtige Augen . . . ſo glückliche Augen.“

„Ja? In der Tat glückliche?“ fragte der Fürſt lebhaft und lachte gleichfalls erfreut.

Doch Wjera, die ſonſt wie ein Knabe harmlos und unbefangen war, geriet plötzlich aus irgendeinem Grunde in Verwirrung, errötete noch mehr und zog ſich, immer noch lachend, ſchnell zurück.

„Was für ein . . . liebes Ding . . .“ dachte der Fürſt, vergaß ſie aber ſchon im nächſten Augenblick. Er ſetzte ſich auf die Chaiſelongue an der Rückwand der Terraſſe, bedeckte das Geſicht mit den Händen und verharrte in dieſer Stellung wohl zehn Minuten; plötzlich griff er ſchnell und erregt in die Rocktaſche und zog die drei Briefe hervor. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Tür und Koljá trat ein. Der Fürſt ſchien gleichſam erfreut darüber, daß er die

Digitized by Google

Briefe in die Tasche zurückschieben mußte und so der Augenblick des Lesens ein wenig hinausgeschoben wurde.

„Nun, das war was!" sagte Koljá, ließ sich gleichfalls auf die Chaiselongue nieder und ging wie alle seinesgleichen ohne Umschweife auf die Hauptsache über. „Mit welchen Augen sehen Sie jetzt auf Hippolyt? Ohne jede Achtung?"

„Wieso, weshalb das? ... Nur ... wissen Sie, Koljá, ich bin sehr müde ... Zudem wäre es auch gar zu traurig, wieder davon anzufangen ... Übrigens, was macht er jetzt?"

„Er schläft und wird noch seine zwei Stunden schlafen. Ich begreife, Sie haben die ganze Nacht nicht geschlafen, sind im Park gewesen ... versteht sich, die Aufregung ... das fehlte noch!"

„Woher wissen Sie, daß ich im Park gewesen bin und nicht zu Hause geschlafen habe?"

„Wjera sagte es mir. Sie wollte mich bereden, Sie nicht zu stören: ich hielt's aber nicht aus – nur auf einen Augenblick. Ich habe zwei Stunden an seinem Bett gewacht. Jetzt habe ich Kostjá Lebedeff zur Ablösung hingepflanzt. Burdowskij ist abgezogen. So legen Sie sich denn hin, Fürst. Gute N–n ... nein, guten Tag! Nur, wissen Sie, ich bin baff!"

„Natürlich ... alles das ..."

„Nein, Fürst, nein; ich bin baff über die ‚Beichte'! Namentlich über die Stelle, wissen Sie, wo er von der Vorsehung und dem künftigen Leben spricht. Dort ist ein gi–gan–tischer Gedanke!"

Der Fürst blickte Koljá freundlich an, der offenbar

Digitized by Google

nur deshalb gekommen war, um so bald wie möglich von dem ‚gigantischen Gedanken' reden zu können.

„Doch die Hauptsache, die Hauptsache liegt nicht in dem einen Gedanken allein, sondern in dem ganzen Aufbau der Sache! Wenn das ein Voltaire, Rousseau oder Proudhon geschrieben hätte – gut, ich würde es gelesen und mir gemerkt haben, aber ich würde doch nicht in dem Maße baff sein. Wenn jedoch ein Mensch, der genau weiß, daß ihm nur noch zehn Minuten geblieben sind, so spricht – das ist doch stolz! Das ist doch eine höhere Unabhängigkeit des Selbstbewußtseins, das bedeutet doch einfach direkte Herausforderung . . . Nein, das ist eine wahrhaft gigantische Geisteskraft! Und danach behaupten, er habe absichtlich das Zündhütchen nicht hineingelegt – das ist doch einfach niedrig, einfach abscheulich! Aber wissen Sie, das war doch gar nicht wahr, das eine, was er da gestern sagte: ich hatte ihm ja gar nicht beim Einpacken geholfen, das war nur eine Finte von ihm, ich hatte seine Pistole nie gesehn; er selbst hatte alles eingepackt, so daß ich im Augenblick ganz perplex war. Wjera sagt, Sie würden ihn hierbehalten. Ich schwöre Ihnen, daß Sie nichts zu befürchten brauchen, es liegt ja gar keine Gefahr vor, um so weniger, als doch ständig jemand bei ihm ist."

„Wer war heute nacht bei ihm?"

„Ich, Kostjá Lebedeff und Burdowskij. Keller blieb nur kurze Zeit bei ihm, dann ging er zu Lebedeff schlafen, bei uns war kein Platz. Ferdyschtschenko schlief gleichfalls bei Lebedeff, der ging um sieben. Der General schläft ja stets bei Lebedeff, jetzt ist er

Digitized by Google

auch schon fortgegangen . . Lebedeff wird vielleicht bald zu Ihnen kommen, er suchte Sie, fragte zweimal nach Ihnen, – ich weiß nicht, was er vor hat. Soll man ihn hereinlassen oder nicht, wenn Sie sich jetzt hinlegen? Ich gehe gleichfalls schlafen. Ach, ja, das muß ich Ihnen doch noch sagen: der General hat mich vorhin überaus in Erstaunen gesetzt. Burdowskij weckte mich vor sieben, oder vielmehr fast schon um sechs; ich ging auf einen Augenblick aus dem Zimmer – da kommt mir der General entgegen, und zwar noch so berauscht, daß er mich kaum erkannte, und bleibt wie ein Pfosten vor mir stehen, bis er dann ganz plötzlich zu sich kam. ‚Was macht der Kranke?' fragte er. ‚Ich wollte nach dem Kranken sehn . . .' Ich rapportierte, nun, soundso. ‚Das ist gut,' meinte er, ‚aber ich kam hauptsächlich – deshalb stand ich auch auf –, um dich zu warnen: ich habe Grund, anzunehmen, daß man in Herrn Ferdyschtschenkos Gegenwart nicht alles reden darf und . . . die Taschen zuknöpfen muß.' Begreifen Sie, Fürst, was das bedeuten soll?"

„Ist's möglich? Übrigens . . . wir haben nichts auf dem Gewissen, uns kann das gleichgültig sein."

„Versteht sich, wir sind keine Verschwörer! Aber ich wunderte mich wirklich, daß mein General deshalb in der Nacht aufsteht und mich weckt."

„Ferdyschtschenko ist fortgegangen, sagen Sie?"

„Ja, er ging schon um sieben, kam aber noch im Vorübergehen zu mir: ich wachte bei Hippolyt. Er sagte nur, er gehe zu Wilkin, um weiter zu schlafen, – hier gibt's nämlich so einen gewissen Trunkenbold

Digitized by Google

Wilkin. Na, jetzt gehe ich. Ah! Da ist ja auch schon Lebedeff . . . Der Fürst will schlafen, Lukjan Timofeïtsch, also linksum kehrt!"

„Nur auf eine Sekunde, hochverehrter Fürst, in einer gewissen, meiner Ansicht nach, höchst bedeutsamen Angelegenheit", begann eintretend Lebedeff in einem gezwungenen und von Ernst durchdrungenen Tone nicht gerade laut, und verbeugte sich würdevoll.

Er war soeben erst zurückgekehrt und ohne in seine Wohnung zu gehen, beim Fürsten eingetreten, weshalb er denn auch den Hut noch in der Hand hielt. In seinem Gesicht drückte sich Besorgnis aus, sowie ein gewisser Schimmer von Selbstbewußtsein. Der Fürst bat ihn, Platz zu nehmen.

„Sie haben zweimal nach mir gefragt? Beunruhigen Sie sich wegen des gestrigen Vorfalls?"

„Wegen jenes Knaben, meinen Sie, Fürst? O nein. Gestern befanden sich meine Gedanken in nicht ganz klarem Zustande . . . heute jedoch beabsichtige ich nicht, Ihnen, gleichviel worin es sei, zu konterkarieren."

„Zu konterka . . . wie sagten Sie?"

„Ich sagte: zu konterkarieren; ein französisches Wort, das, wie auch unzählige andere seinesgleichen, in den Bestand der russischen Sprache aufgenommen ist; doch ist mir, genau genommen, nicht viel an ihm gelegen."

„Was ist mit Ihnen heute, Lebedeff, Sie sind so würdevoll und gesetzt und reden ja wie ein Buch", fragte der Fürst, erheitert durch die Komik des würdevollen Ernstes, der zu der ganzen Erscheinung Lebedeffs so wenig paßte.

Digitized by Google

„Nikolai Ardalionytsch!“ wandte sich Lebedeff in fast beschwörendem Tone an Koljá, „da ich dem Fürsten etwas mitzuteilen habe, das eigentlich und im besonderen nur . . .“

„Ich versteh', ich versteh' schon, geht mich nichts an! Auf Wiedersehen, Fürst!“ Und Koljá entfernte sich sogleich.

„Ich schätze das Kind wegen seines Begriffsvermögens,“ äußerte sich Lebedeff, ihm nachblickend. „Ein feiner Knabe, wenn auch mitunter etwas naseweis. Doch ein ungeheures Unglück ist mir widerfahren, hochverehrter Fürst, gestern abend oder heut bei Tagesanbruch – noch schwanke ich selbst in der definitiven Zeitangabe.“

„Was ist denn geschehen?“

„Vierhundert Rubel sind aus meiner Rocktasche verduftet, hochverehrter Fürst, da haben wir die Bescherung!“ erklärte Lebedeff mit saurem Lächeln.

„Sie haben vierhundert Rubel verloren? Das ist schade.“

„Und namentlich wenn's noch nota bene einem armen, ehrlich von seiner Arbeit lebenden Familienvater passiert.“

„Gewiß, gewiß, – aber wie ist denn das zugegangen?“

„Dank dem Alkohol, der bekanntlich die Hauptsubstanz jedes Weines ist. Ich, sehen Sie, hochverehrter Fürst, ich wende mich an Sie, wie an meine leibhaftige Vorsehung. Die Summe von vierhundert Rubeln erhielt ich gestern Punkt fünf Uhr nachmittags von einem Schuldner, worauf ich mit dem nächsten

Digitized by Google

Zuge hierher zurückkehrte. Die Brieftaſche hatte ich in der Bruſttaſche. Nachdem ich dann, zu Hauſe angelangt, meinen Uniformrock mit einem Hausrock vertauſcht hatte, ſteckte ich die Brieftaſche mit dem Gelde in die Rocktaſche meines Hausrocks, da ich die Abſicht hatte, ſelbiges Geld noch am gleichen Abend meinem Bevollmächtigten . . . zu einem gewiſſen Zweck einzuhändigen."

„Iſt es wahr, Lukjan Timofeïtſch, daß Sie, wie Sie in den Zeitungen bekanntgemacht haben ſollen, auf Gold- und Silberſachen Geld leihen?"

„Durch einen Vermittler, jawohl. Mein eigener Name iſt in der Annonce nicht genannt. Zumal ich nur geringes Kapital beſitze und in Anbetracht deſſen, daß meine Familie mit den Jahren heranwächſt – ſo iſt ein ehrlicher Prozentverdienſt, das werden Sie doch zugeben . . ."

„Nun ja, gewiß, ich fragte ja nur ſo . . . verzeihen Sie, daß ich Sie unterbrochen habe."

„Doch mein Vermittler erſchien nicht. Da wurde der Kranke gebracht; ich befand mich bereits in einem etwas forcierten Zuſtande – um ſechs, nach dem Mittagsmahl. Darauf kamen dieſe Gäſte, tranken . . . Tee, und . . . meine Stimmung hob ſich, zu meinem Pech, verſteht ſich. Als aber dann – das war ſchon ziemlich ſpät – dieſer Keller mit der Nachricht von Ihrem Geburtstage erſchien und als Champagner verlangt wurde, begab ich mich, werter, hochverehrter Fürſt, da ich ein Herz habe – das werden Sie wahrſcheinlich ſchon bemerkt haben, denn ich verdiene es – alſo ein Herz habe, das . . . ich will nicht

Digitized by Google

gerade ſagen, daß es gefühlvoll ſei, aber jedenfalls iſt es ein dankbares Herz, weſſen ich mich auch mit Stolz rühme, – alſo wie geſagt, da begab ich mich zur Erhöhung der Feierlichkeit des bevorſtehenden Empfanges und um mich auf eine perſönliche Ausſprache meines Glückwunſches vorzubereiten, in mein Schlafgemach, um meinen alten Hausrock wieder mit meinem Uniformrock zu vertauſchen, woran Sie offenbar nicht zweifeln werden, zumal Sie mich während der ganzen Nacht im Uniformrock zu ſehen geruht haben. Bei dieſer Prozedur vergaß ich jedoch die Brieftaſche in der Taſche des Hausrocks . . . Kurz und gut, wenn Gott der Herr zu ſtrafen beabſichtigt, ſo beraubt er uns zuerſt und vor allen Dingen der Vernunft. Und erſt heute morgen, ſo um halb acht herum, ſprang ich plötzlich wie ein Beſeſſener aus dem Bett und griff nach meinem Hausrock – die Rocktaſche war noch da, aber die Brieftaſche war nicht mehr da! Die hatte nicht mal 'ne Spur von ſich hinterlaſſen!"

„Ach, das iſt aber unangenehm!"

„Sehr richtig, gerade ‚unangenehm'. Da haben Sie mit feinem Taktgefühl ſogleich den entſprechenden Ausdruck gefunden", fügte er bei allem Humor doch mit einem gewiſſen Ingrimm hinzu.

„Aber wie, einſtweilen . . ." ſagte der Fürſt nach kurzem Nachdenken, „das iſt doch etwas ſehr Ernſtes."

„Sehr richtig, etwas ſehr Ernſtes – da haben Sie eine zweite überaus zutreffende Bezeichnung gefunden..."

„Ach, laſſen Sie doch das, Lukjan Timofeïtſch, was ſoll das jetzt? Hier kommt es doch nicht auf Rede-

Digitized by Google

wendungen und Worte an ... Glauben Sie, daß Sie in betrunkenem Zustande die Brieftasche haben verlieren können?"

„Können kann man alles. Namentlich in betrunkenem Zustande, wie Sie sich mit aller Aufrichtigkeit ausgedrückt haben, hochverehrter Fürst! Doch bitte ich, eines zu bedenken: wenn die Brieftasche beim Umkleiden aus der Rocktasche gefallen wäre, so müßte sie doch auf dem Fußboden liegen. Wenn sie nun aber da nicht liegt?"

„Haben Sie sie nicht irgendwohin fortgelegt, in einen Kasten vielleicht, oder in ein Schubfach?"

„Ich habe alles durchgesucht, überall nachgewühlt, um so mehr, als ich genau wußte, daß ich keinen einzigen Kasten geöffnet und kein Schubfach auch nur angerührt habe, dessen entsinne ich mich ganz genau."

„Haben Sie auch im Schränkchen nachgesehen?"

„Versteht sich, dort ganz zuerst, und nicht nur einmal, sondern immer wieder ... Aber wie hätt' ich's denn ins Schränkchen tun können, mein aufrichtig hochverehrter Fürst?"

„Ich muß gestehen, Lebedeff, die Sache regt mich nicht wenig auf. Dann hat es vielleicht jemand auf dem Fußboden gefunden?"

„Oder in der Rocktasche entdeckt! Wir sind allerdings vor eine solche Alternative gestellt, wie Sie sehen!"

„Es regt mich tatsächlich auf, denn wer hätte es wohl sein können ... Das ist die Frage!"

„Ganz ohne allen Zweifel ist das die Frage! Sie bekunden ja heute eine wahrhaft erstaunliche Be-

gabung im Finden treffender Worte und bezeichnender Gedanken, und ebenso in der klaren Darlegung der Sachlage, durchlauchtigster Fürst."

„Ach, Lukjan Timofeïtsch, lassen Sie doch jetzt den Spott, hier . . ."

„Spott!" Lebedeff hob wie in Entrüstung abwehrend die Hände empor.

„Nun, nun, nun, schon gut, ich ärgere mich ja nicht, hier handelt es sich doch um etwas ganz anderes . . . Ich fürchte nur für den Menschen, der . . . Wen verdächtigen Sie denn?"

„Das ist eben die schwierige und . . . nicht minder komplizierte Frage! Die Magd – kann ich nicht verdächtigen, die hat in ihrer Küche gesessen. Meine leiblichen Kinder – das geht auch nicht gut . . ."

„Das fehlte noch!"

„Also folglich – jemand von den Gästen."

„Aber . . . ist denn das möglich?"

„Absolut und im höchsten Grade unmöglich, nur muß es nichtsdestoweniger unbedingt der Fall sein. Indessen bin ich bereit, zuzugeben, oder ich bin vielmehr überzeugt, daß, wenn es sich um einen Diebstahl handelt, dieser dann nicht am Abend geschehen ist, als alle noch versammelt waren, sondern in der Nacht oder sogar erst gegen Morgen, und zwar von einem der Herren, die hier genächtigt haben."

„Ach, mein Gott!"

„Burdowskij und Nikolai Ardalionytsch schließe ich selbstverständlich aus; sie sind überhaupt nicht in meinem Zimmer gewesen."

„Das fehlte noch! – und selbst wenn sie in Ihrem

Digitized by Google

Zimmer geweſen wären! Wer hat denn ſonſt noch bei Ihnen geſchlafen?"

„Mit mir zuſammen waren's vier – in zwei nebeneinander liegenden Zimmern: ich, der General, Keller und Herr Ferdyſchtſchenko. Alſo einer von uns vieren."

„Das heißt einer von dreien; aber wer denn?"

„Der Ordnung und Gewiſſenhaftigkeit halber habe ich auch mich mitgezählt, aber Sie werden doch zugeben, Fürſt, daß ich mich nicht ſelbſt beſtohlen haben werde, obſchon auch ſolche Fälle in der Welt vorgekommen ſind . . ."

„Ach, Lebedeff, wie langweilig Sie ſind!" unterbrach ihn der Fürſt ungeduldig. „So bleiben Sie doch bei der Sache . . ."

„Alſo; es bleiben drei. Erſtens Herr Keller – ein äußerſt unbeſtändiger Menſch, ein Menſch, dem das Weſen nüchterner Tage ſchon längſt in nebelhafte Ferne entrückt iſt, und ein Menſch, der in gewiſſen Dingen höchſt liberale Anſichten hat, wollte ſagen in Taſchendingen, im übrigen jedoch ein Menſch mit ſozuſagen mehr alt-ritterlichen Neigungen als mit liberalen. Zuerſt ſchlief er im Zimmer des Kranken und krabbelte erſt nachher zu uns herüber, und zwar mit der Motivierung, daß auf dem Fußboden zu ſchlafen nichts weniger als weich, reſpektive angenehm ſei."

„Und Sie haben ihn im Verdacht?"

„Gehabt. Als ich um acht erwachte und wie'n Beſeſſener aufgeſprungen war, griff ich mit der Hand an die Stirn und weckte ſogleich den General, der noch den Schlaf des Gerechten ſchlief. Nachdem wir dann das ſeltſame Verſchwinden Herrn Ferdyſchtſchenkos

wohl erwogen hatten, was wiederum manchen Argwohn in uns erweckt hatte, beschlossen wir sogleich, Herrn Keller näher zu untersuchen, da dieser noch nicht verschwunden war, sondern wie . . . wie festgenagelt dalag. Wir verrichteten unsere Sache mit aller Gründlichkeit: in seinen Taschen fand sich aber auch keine einzige Kopeke. Dafür entdeckten wir ein Schnupftuch, ein blaukariertes, baumwollenes, in einem Zustande, über den man besser Schweigen wahrt. Ferner beförderten wir einen Liebesbrief zutage, von einem Stubenmädchen, das Geld verlangt und mit Verschiedenem droht; und schließlich noch Fetzen des bekannten Feuilletons. Der General entschied, daß er unschuldig sei. Zur Vergewisserung der Richtigkeit des Urteiles weckten wir ihn auf, was durchaus nicht so einfach war und uns erst nach längeren Bemühungen gelang: er begriff aber kaum, um was es sich handelte, tat nur den Mund auf, stierte vor sich hin, mit einem Gesichtsausdruck: blödsinnig und unschuldig, sogar dumm, kann man sagen, – nein, der war es nicht!"

„Nun, das freut mich!" atmete der Fürst erfreut auf. „Ich fürchtete wirklich für ihn!"

„Sie fürchteten? . . . Dann hatten Sie also Ursache dazu?" forschte Lebedeff blinzelnd.

„O nein, das nicht, ich meinte nur . . ." Der Fürst stockte. „Ich habe mich da sehr dumm ausgedrückt und unüberlegt . . . Seien Sie so gut, Lebedeff, und erzählen Sie es keinem . . ."

„Fürst! Fürst! Ihre Worte ruhen in meinem Herzen . . . in der tiefsten Tiefe meines Herzens! Und dort ist ein Grab! . . ." beteuerte Lebedeff halb wie

Digitized by Google

in Verzückung, indem er den Hut in der Herzgegend an sich drückte.

„Gut, gut . . . Also dann Ferdyschtschenko? Das heißt, ich meine nur, dann verdächtigen Sie wohl Herrn Ferdyschtschenko?"

„Wen denn sonst?" fragte Lebedeff leise mit aufmerksamem Blick auf den Fürsten.

„Nun ja, versteht sich . . . wen könnte man denn sonst . . . das heißt, haben Sie denn Beweise?"

„Die habe ich. Erstens: sein Verschwinden um sieben Uhr oder noch früher."

„Ich weiß, Koljá erzählte mir, daß er zu ihm gekommen sei und gesagt habe, daß er lieber zu . . . ich habe den Namen vergessen – zu seinem Freunde schlafen gehen wolle."

„Zu Wilkin. Dann weiß es Nikolai Ardalionytsch schon?"

„Von dem Diebstahl hat er nichts gesagt."

„Kann er auch gar nicht, denn er weiß ja doch noch nichts davon. Ich behandle die Sache vorläufig als größtes Geheimnis. Also: er geht zu Wilkin. Nun sollte man meinen, nicht wahr, daß es doch nichts auf sich haben könne, wenn ein betrunkener Mensch zu einem ebenso betrunkenen geht, selbst wenn er es ohne jeden triftigen Grund und womöglich schon bei Tagesanbruch tut? Aber sehen Sie, gerade hier beginnt die Spur deutlich zu werden: beim Fortgehen hinterläßt er noch die Adresse . . . Passen Sie jetzt auf, Fürst, jetzt fragt es sich: weshalb sagte er, wohin er geht? . . . Weshalb geht er absichtlich zu Nikolai Ardalionytsch, obgleich das einen Umweg bedeutet, um ihm zu sagen,

Digitized by Google

daß er zu Wilkin geht? Und wen kann's denn schließlich interessieren, daß er fortgeht, selbst wenn er zu Wilkin geht? Weshalb meldet er das vorher? Nein, sehen Sie, das ist Raffiniertheit, diebische Gerissenheit! Das bedeutet soviel wie: ‚Seht, ich verheimliche meine Schritte absichtlich nicht, wie kann ich also ein Dieb sein? Würde denn ein Dieb sagen, wohin er geht?' Das aber ist doch nichts als ein Ausdruck des Verlangens, den Verdacht von sich abzulenken und seine Spuren sozusagen im Sande zu verwischen ... Haben Sie meinen Gedanken begriffen, hochverehrter Fürst?"

„Ja, sogar sehr gut begriffen, aber das allein ist doch zu wenig!"

„Warten Sie 'n bißchen, jetzt folgt sogleich der zweite Beweis: die Spur ist falsch und die gegebene Adresse ungenau. Nach einer Stunde, schon um acht, klopfte ich bei Wilkin – der wohnt hier nicht sehr weit, in einer der nächsten Straßen ... ich bin sogar bekannt mit ihm. Von meinem Ferdyschtschenko war jedoch dort nichts vorhanden, noch zu entdecken. Von der Dienstmagd erfuhr ich dann mit Müh und Not – es ist ein dummes Weibsbild –, daß vor etwa einer Stunde allerdings jemand Einlaß begehrt habe, und zwar ziemlich nachdrücklich, da der Betreffende den Klingelzug abgerissen habe. Doch die Dienstmagd hatte ihm die Tür nicht aufgemacht, um, wie sie vorgab, den Herrn nicht zu wecken, vielleicht aber auch, um sich selbst nicht zu wecken. So etwas pflegt mitunter vorzukommen."

„Sind das alle Ihre Beweise? Es ist wenig."

Digitized by Google

„Fürſt, wen ſoll man denn ſonſt verdächtigen, bedenken Sie doch nur das!“ bat Lebedeff nicht ohne Galgenhumor – doch lag in ſeinem Augenzwinkern und Lächeln eine gewiſſe Liſtigkeit.

„Suchen Sie doch noch einmal im Zimmer und in den Schubfächern!“ rief der Fürſt nachdenklich und mit beſorgter Miene.

„Fürſt, das habe ich ſchon bedeutend mehr als einmal getan“, ſeufzte Lebedeff in komiſcher Ergebenheit.

„Hm! . . . aber weshalb, wozu hatten Sie es nötig, ſich umzukleiden?“ ärgerte ſich der Fürſt, und er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch – allerdings nicht allzu ſtark.

„Die Frage ſtammt aus einer alten Komödie. Aber, edelſter, beſter Fürſt, Sie nehmen ſich mein Unglück nachgerade doch gar zu ſehr zu Herzen! Das bin ich ja gar nicht wert. Das heißt, ich allein bin es nicht wert, aber Sie leiden ja auch für den Verbrecher . . . für den nichtsnutzigen Herrn Ferdyſchtſchenko!“

„Nun ja, ich bin in der Tat beſorgt,“ ſagte der Fürſt zerſtreut. „Aber was beabſichtigen Sie nun zu tun . . . wenn Sie ſo überzeugt ſind, daß es Ferdyſchtſchenko geweſen iſt?“

„Fürſt, hochverehrter Fürſt, wer ſoll's denn ſonſt geweſen ſein?“ entſchuldigte ſich mit wachſender Rührung Lebedeff. „Iſt doch ſchon der Mangel an einer anderen Verdachtsmöglichkeit, ich meine, der Mangel an jeder Möglichkeit, einen anderen als Ferdyſchtſchenko zu verdächtigen, ein neuer Beweis gegen Ferdyſchtſchenko, der dritte Beweis! Denn, ich frage Sie nochmals, wer hätte ſie ſonſt nehmen können?

Digitized by Google

Ich kann doch nicht Herrn Burdowskij verdächtigen, he=he=he!"

„Ach, reden Sie nicht solch einen Blödsinn!"

„Und schließlich doch auch nicht den General, he=he=he?"

„Welch ein Unsinn!" sagte der Fürst ärgerlich und bewegte sich ungeduldig auf seinem Platz.

„Selbstverständlich ist das Unsinn! He=he=he! Aber hat mich der Mensch doch erheitert heute, weiß Gott! – ich rede vom General. Wir gehen beide flugs auf frischer Spur zu Wilkin . . . aber ich muß Ihnen doch noch sagen, daß der General zu Anfang fast noch mehr erschrocken war als ich! Ganz zuerst als ich ihn im ersten Schrecken sogleich aufweckte, erschrak er so, daß er sich sogar im Gesicht vollkommen veränderte: wurde bleich, wurde rot, und geriet dann plötzlich in solche Wut, war so aufrichtig entrüstet und empört, daß ich mich wirklich nur wunderte, zumal ich's von ihm gar nicht erwartet hätte. Ein edler Mensch, wie man sieht! Er lügt zwar ununterbrochen, aber er birgt die höchsten Gefühle in seiner Brust, zudem ist er nicht gerade sehr gedankenreich und flößt einem durch seine Unschuld das größte Zutrauen ein. Ich habe Ihnen bereits einmal gesagt, hochverehrter Fürst, daß ich für ihn nicht nur eine Schwäche, sondern geradezu Liebe empfinde. Plötzlich bleibt er mitten auf der Straße stehen, reißt seinen Rock auf, entblößt die Brust. Durchsuche mich', sagt er, ‚du hast Keller durchsucht, weshalb durchsuchst du nicht auch mich? Du mußt es tun, das verlangt die Gerechtigkeit!' Seine Hände und Füße aber zittern nur so, er erbleicht sogar und

Digitized by Google

ſteht faſt drohend vor mir. Ich lachte. ‚Hör' mal, General,' ſagte ich, ‚wenn jemand anderes dich deſſen verdächtigen wollte, ſo würde ich mit meinen eignen Händen meinen Kopf abnehmen, auf eine große Schale ſetzen und ihn perſönlich allen Zweiflern anbieten.' „Seht ihr dieſen Kopf?" würde ich ſie fragen, „nun dann ſeht: mit dieſem meinen eigenen Kopf ſtehe ich für ihn ein, und nicht nur mit dem Kopf, ſondern auch mit dem ganzen Körper, wenn's beliebt, und das nicht nur in der Luft, ſondern ſogar im Feuer!" ‚Siehſt du jetzt,' fragte ich, ‚wie groß mein Vertrauen in dich iſt!' Da ſtürzte er mir in die Arme – alles mitten auf der Straße, nicht zu vergeſſen – brach in Tränen aus, zitterte nur ſo und preßte mich ſo feſt an ſeine Bruſt, daß ich kaum noch atmen konnte. ‚Du biſt mein einziger Freund,' ſagte er, ‚der einzige, der mir in meinem Unglück treugeblieben iſt!' Tja, ein gefühlvoller Menſch iſt er, das muß man ihm laſſen! Nun und dann, verſteht ſich, erzählte er ſogleich eine Geſchichte: wie er in ſeiner Jugend einmal gleichfalls eines Diebſtahls verdächtigt worden ſei, und zwar hatte es ſich damals um fünfhunderttauſend Rubel gehandelt. Doch am nächſten Tage hatte er ſich in ein brennendes Haus geſtürzt und aus den Flammen den ihn verdächtigenden Grafen ſamt Nina Alexandrowna hervorgezogen, die damals noch nicht mit ihm verheiratet war. Der Graf hatte ihn umarmt, und das Ereignis hatte ſeine Verlobung mit Nina Alexandrowna zur Folge gehabt, am nächſten Tage aber hatte man unter den Trümmern des Hauſes die Schatulle mit dem vermißten Gelde gefunden. Sie war in England gefertigt, von ganz be-

Digitized by Google

ſonderer Bauart aus Stahl und Eiſen, mit doppeltem Verſchluß und noch etlichen Geheimſchlöſſern, und war vorher auf irgendeine Weiſe unter den Fußboden geraten, ſo daß niemand ſie hatte finden können: nun und durch dieſen Brandſchaden war ſie wieder zutage befördert worden. Kurzum – alles wüſte Lüge und blühende Phantaſie. Als er aber auf Nina Alexandrowna zu ſprechen kam, ſchluchzte er. Eine edle Dame, dieſe Nina Alexandrowna, obſchon ſie auf mich böſe iſt."

„Sie kennen ſie?"

„Beinahe. Das heißt, beinahe nicht, aber ich wünſchte es von Herzen, wenn auch nur, um mich vor ihr rechtfertigen zu können. Sie behauptet nämlich von mir, daß ich ihren Gatten hier zum Trinken verführe, während ich doch in Wirklichkeit eher das Gegenteil tue, indem ich ihn vor einer noch verderblicheren Geſellſchaft bewahre. Zudem iſt er mein Freund, und ich garantiere Ihnen, daß ich ihn hinfort nicht mehr verlaſſen werde, und das ſogar ſo buchſtäblich, daß überall, wo er iſt und ſteht, auch ich bin und ſtehe – denn ihn kann man doch wirklich nur mit Gemüt behandeln. Jetzt hat er ſeine Viſiten bei der Kapitanſcha ganz eingeſtellt, obſchon es ihn innerlich noch ſehr zu ihr drängt, was er mitunter durch Seufzer verrät, was wiederum namentlich jeden Morgen geſchieht, wenn er ſich erhebt und ſtöhnend ſeine Stiefel anzieht – weshalb jedoch gerade zu dieſer Zeit, vermag ich Ihnen nicht zu ſagen. Geld hat er nicht, das iſt das ganze Unglück, ohne Geld aber darf er ihr nicht unter die Augen kommen.

Digitized by Google

Hat er Sie noch nicht um Geld gebeten, hochverehrter Fürſt?"

„Nein, er hat mich nicht darum gebeten."

„Schämt ſich. Aber er wollte es tun, geſtand mir ſogar, daß er Sie zu beunruhigen beabſichtige, doch ſchäme er ſich, da Sie ihn ja vor kurzem noch ausgekauft hätten, und überdies iſt er der Meinung, daß Sie ihm nichts geben würden. Er hat mir als ſeinem Freunde ſein ganzes Herz ausgeſchüttet."

„Und Sie, Sie geben ihm kein Geld?"

„Fürſt! Durchlauchtigſter Fürſt! Dieſem Menſchen würde ich nicht nur Geld, ſondern ſozuſagen ſogar mein Leben . . . übrigens, nein, ich will nicht übertreiben, – mein Leben nicht, aber ſozuſagen 'ne kleine Influenza, irgend ſo'n Geſchwür oder ſelbſt einen Huſten – das, bei Gott, das bin ich bereit für ihn zu erdulden, wenn es nun gerade wirklich ſehr nötig ſein ſollte . . . denn ich halte ihn für einen großen, wenn auch verdorbenen Menſchen! Jawohl! Sehen Sie, nicht nur Geld!"

„So geben Sie ihm alſo welches?"

„N-n-nein, Geld habe ich ihm noch nicht gegeben und er weiß es ſelbſt, daß ich es ihm nicht geben werde, aber das geſchieht doch nur im Hinblick auf ſeine Mäßigung und Beſſerung. Heute begab er ſich mit mir nach Petersburg – ich fuhr doch ſogleich hin, um Herrn Ferdyſchtſchenko auf friſcher Spur zu verfolgen, denn ich wußte genau, daß er nach Petersburg gefahren war. Mein General kochte nur ſo. Mir ahnte ſo was, daß er in Petersburg von meiner Seite verſchwinden würde, um ſeine Ka-

Digitized by Google

pitanſcha aufzuſuchen. Ich, ich muß geſtehen, ich ließ ihn beinahe mit Abſicht von mir fort. Wir waren überein gekommen, uns bei der Ankunft ſogleich zu trennen, da es uns auf dieſe Weiſe leichter ſein würde, den Schuldigen zu ertappen. Alſo wir trennten uns – und jetzt will ich ihn bei der Kapitanſcha aufſuchen . . . wenn auch eigentlich nur deshalb, um ihn als Familienvater und als Menſchen überhaupt zu beſchämen."

„Nur machen Sie keinen unnützen Lärm, Lebedeff, ſagen Sie um Gotteswillen keinem ein Wort davon", bat der Fürſt halblaut in großer Unruhe.

„O nein, ich will ja im Grunde nur deshalb hingehen, um ihn zu beſchämen, und dann auch, um zu ſehen, was für eine Phyſiognomie er machen wird, – denn aus der Phyſiognomie kann man auf vieles ſchließen, hochverehrter Fürſt, und beſonders noch bei ſolch einem Menſchen! Ach, Fürſt! Wie groß aber auch mein eigenes Unglück im gegenwärtigen Augenblick iſt, ſo kann ich doch nicht umhin, auch an die Hebung ſeiner Sittlichkeit zu denken. Deshalb habe ich an Sie eine große Bitte, durchlauchtigſter Fürſt, die genau genommen auch der Grund meines Kommens iſt: Sie ſind mit ſeiner Familie bekannt, haben ſogar dort gewohnt – wenn Sie nun alſo, edelſter Fürſt, ſich dazu entſchließen könnten, mir ein wenig behilflich zu ſein, einzig zum Glücke des Generals . . ."

Lebedeff faltete die Hände in inſtändiger Bitte.

„Aber, wie ſoll ich Ihnen denn behilflich ſein? Ich verſtehe Sie nicht, Lebedeff."

Digitized by Google

„. . . Einzig in dieser meiner Überzeugung bin ich zu Ihnen gekommen! Zum Beispiel könnte man doch durch Nina Alexandrowna auf ihn einwirken, indem man sozusagen im Schoße der eigenen Familie liebevoll ein achtsames Auge auf ihn hat. Ich selbst bin zum Unglück nicht mit ihr bekannt . . . ferner könnte auch Nikolai Ardalionytsch, der Ihnen doch mit allen Fasern seines jungen Herzens ergeben ist, gleichfalls behilflich sein . . ."

„Nein, Nina Alexandrowna darf von dieser ganzen Sache nichts erfahren, und Koljá ebensowenig . . . Ich verstehe Sie aber noch nicht ganz, Lebedeff."

„Aber hier ist doch nichts zu verstehen!" rief Lebedeff und sprang vom Stuhl auf. „Nichts, nichts als Zärtlichkeit und Gefühl sind hier nötig – das ist das einzige Mittel für unseren Kranken. Sie, Fürst, werden mir doch erlauben, ihn als Kranken zu betrachten?"

„Das zeugt nur von Ihrem Zartgefühl und Ihrer Einsicht."

„Ich will es Ihnen durch ein Beispiel erklären, das ich um der größeren Klarheit willen aus der Praxis nehme. Sehen Sie, was das für ein Mensch ist: da hat er nun diese seine Schwäche für die Kapitanscha, der er sich aber ohne Geldmittel nicht zeigen darf, und bei der ich ihn heute zu ertappen gedenke, zu seinem eigenen Glück, versteht sich. Doch gesetzt den Fall, daß er ein richtiges Verbrechen begangen, nun, . . . irgendeine ehrlose Handlung – wenn er dazu auch absolut unfähig ist – so würde man doch dann, sage ich, einzig mit so einer gewissen

Digitized by Google

Sensibilität alles bei ihm erreichen, denn er ist ein selten feinfühliger Mensch! Glauben Sie mir, keine fünf Tage würde er es aushalten! – Würde sich selbst verraten, in Tränen ausbrechen, alles gestehen, – und namentlich, namentlich wenn man noch geschickt vorgeht und edelmütig – und durch das Auge der liebenden Familie oder durch Ihr Auge alle seine Schritte sorgsam verfolgt . . . Oh, edelster Fürst!" Lebedeff wollte fast aufspringen vor Begeisterung. „Ich behaupte ja nicht, daß er es unfehlbar sei . . . Ich bin ja sozusagen sogar bereit, mein ganzes Blut für ihn sogleich hinzugeben, aber ein solches Leben, dazu die Trunkenheit und die Kapitanscha – das alles kann einen doch noch zu ganz anderen Dingen verleiten!"

„Wenn es sich so verhält, dann werde ich Ihnen gern behilflich sein," sagte der Fürst, sich gleichfalls erhebend, „nur will ich Ihnen gestehen, Lebedeff, daß mich die Sache ernstlich beunruhigt. Sagen Sie, Sie . . . Sie sagten doch selbst, daß Sie Herrn Ferdyschtschenko verdächtigten?"

„Ja, aber wen denn sonst? Ich bitte Sie, wen denn sonst, mein gütigster Fürst?" Lebedeff legte mit rührendem Lächeln wieder wie betend die Hände zusammen.

„Sehen Sie, Lukjan Timofeïtsch, hier kann es sich um ein großes Versehen handeln. Dieser Ferdyschtschenko . . . ich meine nur, daß man doch schließlich nicht wissen kann, ob nicht er . . . Das heißt, ich will nur sagen, daß er vielleicht tatsächlich eher dazu fähig ist, als . . . als der andere . . ."

Digitized by Google

Lebedeff ſpitzte Ohren und Augen.

„Sehen Sie," verwirrte und ärgerte ſich der Fürſt immer mehr, indem er auf und ab zu gehen begann und ſich bemühte, Lebedeff nicht anzuſehen, „man hat mir mitgeteilt ... man hat mir von dieſem Herrn Ferdyſchtſchenko geſagt, daß er ... außerdem ſolch ein Menſch ſei ... daß man beſſer tut, in ſeiner Gegenwart nichts ... Überflüſſiges zu reden – Sie verſtehen? Ich meine ja nur, daß er vielleicht wirklich eher fähig dazu wäre, als der andere ... Ich teile es Ihnen bloß mit, um einen vielleicht grauſamen Irrtum zu verhüten, Sie verſtehen mich doch?"

„Wer hat Ihnen das von Herrn Ferdyſchtſchenko mitgeteilt?" fragte Lebedeff faſt zitternd vor Spannung.

„So ... man hat es mir ſo zu verſtehen gegeben. Übrigens glaube ich ſelbſt noch nicht daran ... es iſt mir ſehr unangenehm, daß ich es habe weitererzählen müſſen, aber ich verſichere Ihnen nochmals, daß ich ſelbſt nicht daran glaube ... das iſt beſtimmt nur leeres Geſchwätz ... Pfui, wie dumm ich gehandelt habe!"

„Sehen Sie, Fürſt," begann Lebedeff, immer noch am ganzen Körper zitternd, „das iſt ſehr wichtig, was Sie da von Herrn Ferdyſchtſchenko ſagen, und namentlich, namentlich iſt's die Frage, wie Ihnen das zu Ohren gekommen iſt." Und Lebedeff lief, während er ſprach, in größter Aufregung hinter dem Fürſten her, von einer Ecke zur anderen und wieder zurück, bemüht, mit ihm gleichen Schritt zu halten. „Sehen Sie, Fürſt, jetzt werde auch ich Ihnen etwas

mitteilen: als wir vorhin beide zu Wilkin eilten, begann der General, nach der Erzählung des Brandes, und natürlich in edler Entrüstung, ähnliche Anspielungen auf Herrn Ferdyschtschenko zu machen, doch kamen sie mir so ungereimt vor, daß ich einige Fragen an ihn stellte. Auf diese Weise überzeugte ich mich vollkommen, daß diese ganze Verdächtigung Ferdyschtschenkos einzig, sagen wir, auf das Betätigungsbedürfnis der Phantasie des Generals zurückzuführen war ... Oder eigentlich, sozusagen, auf seine Seelengröße. Denn er lügt ja doch nur deshalb, weil er seinen Überschwang nicht meistern kann. Nun beachten Sie folgendes: wenn er nun gelogen hat, wovon ich überzeugt bin, und die ganze Geschichte folglich von ihm frei erfunden ist, wie ist es dann zugegangen, daß auch Sie dasselbe haben hören können? Das ist sehr wichtig ... das ist von ungeheurer Wichtigkeit ..."

„Mir hat es vorhin Koljá mitgeteilt und dem hatte es der Vater, der General, gesagt, als er ihm um sechs oder nach sechs im Flur begegnet war."

Und der Fürst erzählte ausführlicher, was Koljá ihm gesagt hatte.

„Das ... das ... da haben wir jetzt genau das, was man eine richtige Fährte nennt!" lachte händereibend Lebedeff leise vor sich hin. „So dacht' ich's mir! Das bedeutet, daß der General absichtlich seinen unschuldigen Schlaf um sechs Uhr morgens unterbrochen hat, um sein Söhnchen zu wecken und ihm mitzuteilen, daß es gefährlich sei, Ferdyschtschenko zum Nachbar zu haben! Wie kann nun Herr Ferdyschtschenko

Digitized by Google

noch gefährlich sein, ich bitte Sie! – und wie gefällt Ihnen die väterliche Besorgnis seiner Exzellenz, he-he-he! . . .“

„Hören Sie, Lebedeff,“ – der Fürst war äußerst betreten – „hören Sie, daß Sie aber keinen Lärm machen! Handeln Sie im stillen! Ich bitte Sie darum, Lebedeff, ich bitte Sie inständig! . . . Nur in dem Falle werde ich Ihnen behilflich sein, wenn niemand etwas davon erfährt, es darf niemand auch nur ein Wort erfahren!“

„Seien Sie versichert, bester, edelster, durchlauchtigster Fürst,“ rief Lebedeff in Ekstase, „seien Sie versichert, daß das Ganze einzig in meinem gleichfalls edelmütigen Herzen wie in einem Grabe ruhen wird! Und mit leisen Schritten gehen wir gemeinsam vor, mit leisen Schritten! Ich würde sogar mein ganzes Blut . . . Durchlauchtigster Fürst, ich bin sowohl geistig wie seelisch ein niedriger Mensch, aber fragen Sie wen Sie wollen, sogar einen richtigen Schuft, nicht nur einen bloß niedrigen Menschen: mit wem er lieber zu tun hat, mit einem Schuft, wie er selbst einer ist, oder mit dem edelsten Menschen, wie Sie einer sind, hochverehrter Fürst? Sie können sicher sein, daß er die Frage zugunsten des letzteren beantworten wird und eben darin liegt der Triumph der Tugend! . . . Auf Wiedersehen, hochverehrter Fürst! Also mit leisen Schritten . . . Ganz sacht! . . . Und vorsichtig . . .“

Digitized by Google

X.

Als der Fürſt am Abend dieſes Tages wieder im Park umherſtrich, begriff er endlich, weshalb ihn jedesmal ein Kältegefühl durchrieſelte, ſobald er die drei Briefe in ſeiner Taſche berührte, und weshalb er das Leſen derſelben bis jetzt noch immer hinausgeſchoben hatte. Er hatte ſich am Morgen, bevor er ſich hingelegt, nicht entſchließen können, auch nur einen der drei Briefe hervorzuziehen, und ſpäter hatte ihn der Schlaf übermannt – und wieder hatte er einen ſchweren Traum gehabt. Wieder war ſie zu ihm gekommen, jene „Verbrecherin". Wieder hatte ſie ihn angeſehen mit glänzenden Tränen an den langen Wimpern. Wieder hatte ſie ihn zu ſich gerufen, und wieder mußte er, ganz wie am Morgen, mit Qual an ihr Geſicht denken. Er hatte ſich erheben und ſogleich zu ihr gehen wollen, hatte es jedoch nicht vermocht. Und dann hatte er endlich faſt verzweifelt die Briefe hervorgezogen und zu leſen begonnen . . .

Dieſe Briefe glichen gleichfalls einem Traum. Wie oft hat man nicht ganz unmögliche und widernatürliche Träume. Beim Erwachen entſinnt man ſich ihrer noch genau und wundert ſich über die ſeltſamen Tatſachen.

Digitized by Google

Zuerſt entſinnt man ſich, daß die Vernunft einen während der ganzen Dauer des Traumes keinen Augenblick verlaſſen hat, man entſinnt ſich ſogar, daß man während der ganzen langen, langen Zeit, in der man von Räubern und Mördern umgeben war, tatſächlich ſehr ſchlau und logiſch gehandelt hat. Man entſinnt ſich, wie ſie mit einem ſcherzten und dabei doch klug ihre Abſicht verbargen und ſich freundſchaftlich benahmen, wenn ſie auch alle ihre Waffen ſchon in Bereitſchaft hatten und nur noch auf einen Wink warteten. Man entſinnt ſich, wie ſchlau man ſie ſchließlich betrogen und ſich vor ihnen verſteckt hat, und wie man dann erraten, daß ſie den ganzen Betrug ſchon längſt durchſchauten und es nur nicht merken laſſen wollten, daß ſie ganz genau wußten, wo man ſich verſteckt hielt – dann aber wurde man ſelbſt noch ſchlauer und betrog ſie erſt recht. Wie aber geht es zu, daß die Vernunft zu derſelben Zeit ſo augenſcheinlichen Blödſinn und ſo auf der Hand liegende Unmöglichkeiten – aus denen der ganze Traum faſt ausſchließlich beſtanden –, hat zulaſſen können? Einer der Mörder verwandelt ſich zum Beiſpiel in eine Frau und die Frau in einen kleinen, ſchlauen, abſcheulichen Zwerg, die Vernunft aber ſträubt ſich nicht im geringſten dagegen – ſie akzeptiert die Metamorphoſe vollkommen, eben als vollendete Tatſache. Und das geſchieht ohne die geringſte Verwunderung, während doch die Vernunft gleichzeitig ungewöhnlich ſcharf arbeitet und eine geradezu ſeltene Schlauheit und Logik beweiſt. Weshalb hat man dann, wenn man aus dem Traum bereits erwacht und wieder ganz in der Wirklichkeit iſt, jedesmal das Gefühl

Digitized by Google

– bisweilen ist der Eindruck sogar von ungeheurer Stärke –, daß einen zusammen mit dem Traum etwas für uns ganz Unerratbares, Unwißbares verlassen habe? Man lächelt über die Absurdität des Traumes und fühlt doch gleichzeitig, daß in der Verflechtung dieser Absurditäten irgendein Sinn enthalten ist, und zwar ein wirklicher Sinn, der bereits zu unserem wirklichen Leben gehört, ein Etwas, das in unserem Herzen vorhanden und sogar immer vorhanden gewesen ist; der Traum scheint uns etwas Neues, Prophetisches, von uns Erwartetes gesagt zu haben; der Eindruck ist stark, gleichviel ob freudiger oder quälender Art, doch worin er bestanden, was er enthält, und was einem gesagt worden ist – das können wir weder begreifen, noch uns dessen entsinnen.

Fast dasselbe empfand der Fürst auch nach dem Lesen dieser Briefe. Doch noch bevor er den ersten dem Kuvert entnommen hatte, empfand der Fürst die Tatsache der Existenz dieser Briefe, die bloße Möglichkeit, daß sie überhaupt geschrieben werden konnten, als etwas traumhaft Unmögliches, das auch jetzt in wachem Zustande wie ein Alp auf ihm lag. „Wie hat sie sich entschließen können, an Aglaja zu schreiben?" fragte er sich gequält immer wieder, als er – es war inzwischen Abend geworden – umherging, ohne selbst zu wissen, wo er sich befand. „Wie konnte sie davon schreiben, wie konnte nur ein so wahnsinniger Gedanke in ihrem Gehirn entstehen?" Doch der Gedanke war bereits Wirklichkeit geworden, und am meisten wunderte ihn jetzt nur noch das, daß er schon während des Lesens an die Möglichkeit dieses Gedankens zu glauben

Digitized by Google

und ihn faſt ſogar zu rechtfertigen begonnen hatte. Natürlich war das alles nur Traum, Alpdruck und Wahnſinn, doch war hier außerdem noch irgend etwas, etwas quälend Wirkliches und märtyrerhaft Gerechtes, das alles zuſammen, den Traum und den Alpdruck und den Wahnſinn rechtfertigte. Nachdem er die Briefe geleſen, befand er ſich mehrere Stunden wie in einem Traumzuſtand, in dem einzelne Sätze und Worte phantaſtiſch durch ſeine Gedanken zogen, bis ihn dann irgendein Ausdruck ſtutzig machte und er grübelnd über ihn nachzudenken begann. Bisweilen wollte er ſich ſogar ſagen, daß er alles das ſchon vorausgeahnt habe, ja es ſchien ihm ſogar, daß er alles das ſchon früher, irgend einmal vor langer, langer Zeit geleſen habe, und daß alles, was ihn ſeit der Zeit gequält und geängſtigt hatte – daß alles das in dieſen ſchon vor langer Zeit von ihm geleſenen Briefen enthalten war.

„Wenn Sie dieſen Brief entfaltet haben", begann das erſte Schreiben, „ſo blicken Sie zuerſt nach der Unterſchrift. Die Unterſchrift wird Ihnen alles ſagen und alles erklären, ſo daß ich mich weiter nicht zu rechtfertigen und Ihnen auch nichts mehr zu erklären brauche. Wenn ich auch nur einigermaßen als Ihnen gleichſtehend gelten könnte, würde dieſe Dreiſtigkeit meinerſeits Sie vielleicht beleidigen, aber wer bin ich und wer ſind Sie? Wir ſind zwei ſolche Gegenſätze und ich ſtehe ſo außerhalb Ihres Lebenskreiſes, daß ich Sie überhaupt nicht beleidigen könnte, ſelbſt wenn ich es wollte."

An einer anderen Stelle ſchrieb ſie weiter:

„Halten Sie meine Worte nicht für krankhafte Be-

geisterung eines kranken Geistes, wenn ich Ihnen sage, daß Sie in meinen Augen die – Vollkommenheit selbst sind! Ich habe Sie gesehen, ich sehe Sie jeden Tag. Ich kritisiere Sie dabei nicht, ich habe nicht etwa mit meiner Vernunft eingesehen, daß Sie vollkommen sind – es ist einfach mein Glaube und dieser Glaube macht mich selig. Aber ich muß Ihnen auch meine große Schuld gestehn: ich liebe Sie. Eine Vollkommenheit kann man aber doch nicht lieben! die kann man doch nur als Vollkommenheit betrachten, nicht wahr? Und doch bin ich verliebt in Sie. Nur beunruhigen Sie sich deshalb nicht, denn wenn auch Liebe die Menschen gleich macht, so habe ich dabei doch nicht an irgendeine Gleichheit zwischen uns gedacht, nicht einmal in meinen heimlichsten Gedanken, glauben Sie es mir. Da habe ich geschrieben: ‚beunruhigen Sie sich nicht', – können Sie sich denn überhaupt deshalb beunruhigen? . . . Wenn es möglich wäre, würde ich die Spuren Ihrer Füße küssen. Oh, ich will mich nicht mit Ihnen gleichstellen . . . Blicken Sie nach der Unterschrift, blicken Sie schnell nach der Unterschrift!"

„Ich bemerke soeben," schrieb sie im zweiten Brief, „daß ich Sie mit ihm vereinigen will, ohne überhaupt gefragt zu haben, ob auch Sie ihn lieben. Er hat Sie liebgewonnen, nachdem er Sie nur einmal gesehen hat. In seiner Erinnerung waren Sie ihm etwas ‚Lichtes' – das ist sein eigener Ausdruck, ich habe ihn von ihm selbst gehört. Doch ich habe auch ohne Worte begriffen, daß Sie für ihn ‚Licht' sind. Ich habe einen ganzen Monat neben ihm gelebt und

Digitized by Google

da habe ich es gefühlt, daß auch Sie ihn lieben. Sie und er sind für mich eines."

„Gestern ging ich an Ihnen vorüber," schrieb sie weiter, „und ich glaubte zu bemerken, daß Sie errötet-ten. Aber das kann doch nicht sein, ich muß mich ge-täuscht haben. Selbst wenn man Sie in die schmutzigste Höhle führen und Ihnen das nackte Laster zeigen würde, dürften Sie nicht erröten; es ist ganz aus-geschlossen, daß eine Beleidigung Sie kränken könnte. Sie können wohl alle Gemeinen und Niedrigen hassen, aber nicht . . . von sich aus, sondern für andere, für jene, die von ihnen gekränkt werden. Sie dagegen wird niemand beleidigen können. Wissen Sie, ich glaube, daß Sie mich sogar lieben müssen. Für mich sind Sie dasselbe, was Sie für ihn sind: ein lichter Geist. Ein Engel kann nicht hassen, er kann nur lieben. Kann man aber alle lieben, alle Menschen, alle seine Nächsten? (Ich habe oft diese Frage an mich gestellt.) Gewiß nicht, und das ist sogar ganz natürlich. (In der abstrakten Liebe zur Menschheit liebt man fast immer nur sich selbst.) Uns ist jene Liebe unmöglich, Sie aber sind etwas ganz anderes: wie wäre es Ihnen möglich, nicht jemanden zu lieben, da Sie sich doch mit keinem vergleichen können und über jeder Beleidigung stehen, sogar über jedem per-sönlichen Unwillen. Sie allein können ohne Egois-mus lieben, Sie allein können es nicht für sich selbst, sondern für jenen tun, den Sie lieben. Oh, wie bitter wäre es für mich, zu erfahren, daß Sie bei dem Ge-danken an mich Scham oder Zorn empfänden! Das wäre ja dann Ihr Sturz: Sie würden sofort bis

Digitized by Google

zu mir herabsinken, mit mir auf einer Stufe stehen ...“

„Als ich gestern nach der Begegnung mit Ihnen nach Hause kam, sah ich im Geiste ein Bild vor mir, das noch nie gemalt worden ist. Christus wird von den Malern immer nach irgendeiner Schilderung des Evangeliums dargestellt, und nie als völlig Abseitsstehender, als einsamer Mensch. Ich würde ihn gern einmal mit einem kleinen Kinde dargestellt sehen, dessen Kindererzählung er vielleicht soeben noch angehört, dessen blondes Kinderköpfchen er vielleicht soeben noch gestreichelt hat. Vielleicht ist auch seine Hand noch auf dem Kinderkopf ruhen geblieben, während er schon gedankenversunken in die Ferne blickt und in seinem Blick ein Gedanke so groß wie die Welt ruht. Dieser schweigende Mensch in der Abendstimmung, vor dem fernen Horizont – das wäre ein Bild, das ich gern einmal sehen möchte ... Sie sind unschuldig, und in Ihrer Unschuld liegt Ihre ganze Vollkommenheit. Oh, vergessen Sie das nie! Was geht Sie meine Leidenschaft für Sie an? Jetzt sind Sie bereits mein, und ich werde mein ganzes Leben lang bei Ihnen sein ... Ich werde bald sterben.“

Schließlich, im letzten Brief schrieb sie:

„Um Gottes willen, denken Sie nichts von mir. Denken Sie auch nicht, daß ich mich erniedrige, wenn ich so an Sie schreibe, oder daß ich zu jenen Geschöpfen gehöre, denen Selbsterniedrigung ein Genuß ist, und wenn sie es auch nur aus Stolz tun. Nein, ich habe meinen besonderen Trost, doch fiele es mir schwer, Ihnen das zu erklären. Es würde mir sogar schwer fallen, mir selbst das klar zu machen, wenn

Digitized by Google

ich mich auch ſelbſt gerade damit quäle. Doch ich weiß, daß ich mich auch nicht einmal in einem Anfall von Stolz erniedrigen könnte. Und zu einer Selbſterniedrigung aus Herzensreinheit bin ich unfähig. Folglich aber erniedrige ich mich auch jetzt nicht."

„Weshalb ich Sie beide vereinigen will – um Ihretwillen oder um meinetwillen? Selbſtverſtändlich um meinetwillen, die ganze Willenshandlung geht hier von mir aus; ich habe gehört, daß Ihre Schweſter Adelaida beim Betrachten meines Bildes geſagt haben ſoll, mit einer ſolchen Schönheit könne man die ganze Welt umdrehen. Ich habe aber auf die Welt verzichtet. Es wird Ihnen vielleicht lächerlich erſcheinen, gerade von mir das zu hören, nachdem Sie mich in Spitzen und Brillanten in Geſellſchaft von Lebemännern und Nichtswürdigen geſehen haben. Beachten Sie das nicht, faſt leb ich ja gar nicht mehr, und das weiß ich auch; was aber ſtatt meines Ichs in mir lebt, mag Gott allein wiſſen. Ich leſe das Tag für Tag in zwei grauenvollen Augen, die mich ununterbrochen anſehen, ſelbſt dann, wenn ſie nicht vor mir ſind. Dieſe Augen ſchweigen jetzt (ſie ſchweigen immer), doch ich kenne ihr Geheimnis. Ich bin überzeugt, daß er in irgendeinem Kaſten ein Raſiermeſſer liegen hat, deſſen Gelenk ebenſo mit einem Seidenfaden umwickelt iſt, wie das Meſſer jenes Moskauer Mörders; jener lebte gleichfalls mit ſeiner Mutter in einem Hauſe und hatte auch ſein Raſiermeſſer bereit, um eine Kehle zu durchſchneiden. Die ganze Zeit, während der ich in ſeinem Hauſe war, ſchien es mir immer, daß dort irgendwo eine Leiche

Digitized by Google

verſteckt ſein müſſe; vielleicht noch von ſeinem Vater her, und ebenſo mit einem Wachstuch bedeckt, wie jene Moskauer Leiche, und umſtellt von kleinen Gläſern mit irgendeiner ſcharfen Flüſſigkeit. Ich könnte Ihnen ſogar den Winkel zeigen, wo ſie liegen muß. Er ſchweigt ununterbrochen; aber ich weiß ja doch, daß er mich viel zu ſehr liebt, um mich nicht zu haſſen – er kann ja gar nicht anders, als mich haſſen! Sobald Ihre Hochzeit iſt, wird auch meine Hochzeit ſein, an ein und demſelben Tage: ſo haben er und ich es beſchloſſen. Ich habe kein Geheimnis vor ihm. Ich würde ihn töten vor Angſt . . . Doch er wird mich früher töten . . . Er lacht ſoeben und ſagt, ich deliriere. Er weiß, was ich an Sie ſchreibe."

Und noch vieles andere von der Art ſchrieb ſie in dieſen Briefen. Der zweite Brief war der längſte: zwei Briefbogen großen Formats eng beſchrieben . . .

Endlich verließ der Fürſt den dunkleren Teil des Parks, wo er lange ziellos umhergeſchweift war. Die helle, klare Sommernacht erſchien ihm heller als ſonſt. „Sollte es noch ſo früh ſein?" fragte er ſich verwundert. Seine Taſchenuhr hatte er nicht bei ſich. Aus der Ferne glaubte er einmal Muſik zu vernehmen, „die ſpielt wohl vor dem Kurhaus," dachte er bei ſich. „Natürlich werden ſie heute nicht hingegangen ſein." Und als er das dachte, bemerkte er plötzlich, daß er dicht vor ihrer Villa ſtand. Es war ihm, als hätte er es geahnt, daß er zu guter Letzt unfehlbar hier anlangen würde. Mit klopfendem Herzen trat er auf die Veranda. Es war niemand dort. Er wartete eine Weile und öffnete dann die Glastür

Digitized by Google

zum Saal. „Dieſe Tür wird bei ihnen nie zugeſchloſſen," dachte er bei ſich. Doch auch im Saal war kein Menſch. Es war ganz dunkel um ihn. Verwundert blieb er ſtehen. Da öffnete ſich plötzlich eine Tür und Alexandra Iwanowna trat mit einer Kerze in der Hand ein. Als ſie den Fürſten erblickte, erſchrak ſie und blieb wie fragend vor ihm ſtehen. Offenbar hatte ſie nur hindurchgehen wollen, von einer Tür zur anderen.

„Wie ſind Sie hierher gekommen?" fragte ſie ſchließlich.

„Ich . . . ich bin gekommen . . ."

„Mama iſt nicht ganz geſund und auch Aglaja fühlt ſich nicht wohl. Adelaida iſt ſoeben ſchlafen gegangen und ich wollte jetzt auch gehen. Wir ſind heute den ganzen Abend allein geweſen . . . Papa und der Fürſt ſind in Petersburg."

„Ich kam . . . ich kam zu Ihnen . . . jetzt . . ."

„Wiſſen Sie auch, wieviel die Uhr iſt?"

„N-nein . . ."

„Halb eins. Wir gehen gewöhnlich um eins ſchlafen."

„Ach, und ich dachte, es wäre erſt . . . halb zehn."

„Na, tut nichts," lachte Alexandra. „Aber warum ſind Sie heute abend nicht zu uns gekommen? Vielleicht wurden Sie erwartet."

„Ich . . . dachte . ." murmelte der Fürſt, im Begriff fortzugehen.

„Auf Wiederſehen!" lachte Alexandra. „Morgen will ich aber auch die anderen zum Lachen bringen mit der Erzählung unſerer nächtlichen Begegnung."

Digitized by Google

Er kehrte auf dem Fahrwege, der sich durch den Park schlängelte, zu seiner Villa zurück. Sein Herz klopfte laut, seine Gedanken waren verwirrt und alles um ihn her war im Helldunkel der Sommernacht wie ein Traum. Und plötzlich, ganz wie an diesem Tage schon zweimal im Traume, sah er wieder jene Erscheinung vor sich. Dieselbe Frauengestalt trat plötzlich aus dem Park, als hätte sie hier auf ihn gewartet, und blieb vor ihm stehen. Er zuckte zusammen; sie ergriff seine Hand und umklammerte sie krampfhaft. „Nein, das ist kein Traumbild!"

Da stand sie ihm nun endlich zum erstenmal nach ihrer Trennung – von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Sie sprach auch irgendetwas zu ihm, doch er starrte sie nur wortlos an: sein Herz war zum Zerspringen voll und zitterte vor Schmerz. Oh, so oft er an diese Begegnung später noch zurückdachte, jedesmal empfand er denselben unerträglichen Schmerz. Sie sank vor ihm auf die Knie nieder, mitten auf dem Fahrweg, wie eine Wahnsinnige. Erschrocken trat er einen Schritt zurück, doch sie ergriff seine Hände, um sie mit Küssen zu bedecken, und ganz wie er es im Traum gesehen, glänzten Tränen an ihren langen Wimpern.

„Steh auf, steh auf!" flüsterte er erschrocken, indem er sie mit Gewalt zu erheben suchte. „Steh schnell auf!"

„Bist du glücklich? Glücklich?" fragte sie. „Sag mir nur ein Wort, sag mir nur, ob du jetzt glücklich bist? Heute, jetzt? Du warst bei ihr? Was hat sie gesagt?"

Digitized by Google

Sie erhob ſich nicht, ſie achtete nicht auf ſein Flehen; ſie fragte ſo ſchnell, als würde ſie gehetzt, als wären Verfolger hinter ihr her.

„Ich reiſe morgen ab, wie du befohlen haſt. Ich werde nicht . . . Zum letztenmal ſehe ich dich jetzt, zum letztenmal! Jetzt iſt es endgültig das letztemal!“

„Beruhige dich, ſteh auf!“ bat er verzweifelt.

Gierig hing ſie mit ihren Blicken an ſeinem Antlitz, und krampfhaft hielt ſie ſeine Hände umklammert.

„Leb wohl!“ ſagte ſie dann endlich, erhob ſich ſchnell und verließ ihn eilig – faſt lief ſie von ihm fort. Der Fürſt ſah nur noch, wie plötzlich Rogoſhin neben ihr auftauchte, ſie mit einem Griff unter den Arm faßte und ſchnell fortführte.

„Wart, Fürſt,“ rief ihm Rogoſhin über die Schulter zu, „nach fünf Minuten kehr ich zu dir zurück!“

Und ſo war es auch: nach fünf Minuten kam er – der Fürſt hatte ihn erwartet und ſich noch nicht von der Stelle gerührt.

„Hab ſie in den Wagen gebracht,“ ſagte Rogoſhin kurz. „Dort hinter der Wegbiegung hat er ſeit zehn Uhr abends gewartet. Sie wußte es, daß du den ganzen Abend bei den anderen verbringen würdeſt. Was du an mich geſchrieben haſt, habe ich genau ſo wiedergegeben. Sie wird jetzt nicht mehr an jene ſchreiben, und von hier wird ſie auf deinen Wunſch morgen noch fortreiſen. Sie wollte dich nur noch zum letztenmal ſehen, wenn du es ihr auch verboten hatteſt. Dort haben wir dich erwartet, um dich auf dem Heimwege abzufangen, dort auf jener Bank haben wir geſeſſen.“

Digitized by Google

„Sie hat dich freiwillig mitgenommen?“

„Warum nicht?“ meinte Rogoſhin mit einem Lächeln, das ſeine Zähne zeigte. „Hab geſehen, was ich ſchon längſt wußte. Die Briefe haſt du wohl ſchon geleſen?“

„Hat ſie dieſelben wirklich auch dir zu leſen gegeben?“ fragte der Fürſt, der nicht wußte, was er davon denken ſollte.

„Natürlich doch! Jeden Brief hat ſie mir gezeigt. Haſt du vergeſſen, was ſie da vom Raſiermeſſer ſchreibt, he – he!“

„Sie iſt ja doch wahnſinnig!“ rief der Fürſt faſſungslos in ſeiner Verzweiflung.

„Wer kann das wiſſen, vielleicht iſt ſie's auch nicht,“ ſprach Rogoſhin vor ſich hin – gewiſſermaßen wie zu ſich ſelbſt.

Der Fürſt entgegnete nichts.

„Nun, leb wohl,“ ſagte plötzlich Rogoſhin, „auch ich reiſe ja doch morgen ab. Gedenke meiner nicht im ſchlechten. Aber was, Bruder,“ fragte er, ſich plötzlich nach ihm umblickend, „weshalb haſt du ihr denn auf ihre Frage nichts geantwortet? Biſt du nun glücklich oder nicht?“

„Nein, nein, nein!“ rief der Fürſt in grenzenloſer Verzweiflung.

„Das hätte auch noch gefehlt, daß du ‚ja‘ geſagt hätteſt!“ meinte Rogoſhin mit boshaftem Auflachen und entfernte ſich ſchnell, ohne ſich nach dem Fürſten auch nur einmal umzublicken.

Digitized by Google

Vierter Teil

Digitized by Google

I.

Es gibt Menschen, von denen sich nur schwer etwas sagen läßt, was sie einem in ihrer typischen, charakteristischsten Art sogleich handgreiflich-deutlich vor Augen führte. Es sind das jene Leute, die man gewöhnlich „Dutzendmenschen" oder kurzweg „die Mehrzahl" nennt, und die auch in Wirklichkeit die ungeheure Mehrzahl in einer jeden Gesellschaft ausmachen. In der Regel schildern die Schriftsteller in ihren Romanen und Novellen nur solche Typen der Gesellschaft, die es in Wirklichkeit nur äußerst selten in so vollkommenen Exemplaren gibt, wie die Künstler sie darstellen, die aber als Typen nichtsdestoweniger fast noch wirklicher als die Wirklichkeit selbst sind. Podkoljossin*) ist in seiner typischen Gestalt vielleicht ein wenig übertrieben, doch deshalb nichts weniger als frei erdichtet und erfunden. Finden nicht alle Menschenkenner, die Gogols Lustspiel sehen oder lesen, daß eine Menge ihrer alten Freunde und Bekannten

*) Hauptfigur in Gogols Lustspiel „Die Heirat", ein ältlicher Junggeselle, der sich schließlich dank tatkräftiger Unterstützung seiner Freunde und Bekannten verlobt, dann aber, kurz vor der Trauung, durch das Fenster entflieht und die Braut im Stich läßt.

E. K. R.

Digitized by Google

zu dieser Figur Modell gestanden haben könnten? Sie haben wohl auch schon früher gewußt, daß dieser oder jener Bekannte wie Podkoljossin war, bloß war ihnen der Name für diesen Typ noch nicht gegeben worden. In Wirklichkeit springen zwar nur sehr wenige kurz vor der Trauung aus dem Fenster, denn eine solche Handlungsweise ist schließlich doch, ganz abgesehen von allem übrigen, ziemlich unbequem; aber wieviel Heiratskandidaten sind nicht kurz vor der Trauung bereit gewesen, sich trotz ihrer mitunter wirklich vorhandenen Würde und Klugheit im tiefsten Inneren dennoch für Seitenstücke Podkoljossins zu halten! Auch nicht alle Männer werden auf Schritt und Tritt sagen: „Tu l'as voulu, George Dandin!" Aber, o Gott, wieviel millionen- und billionenmal ist dieser Herzensschrei von den Männern der ganzen Welt nach Ablauf ihres Honigmonds oder – wer kann es wissen? – vielleicht schon am Tage nach der Hochzeit ausgestoßen worden!

Indes wollen wir hier nur sagen, ohne uns auf weitere ernste Erklärungen einzulassen, daß in der Wirklichkeit die Typik der einzelnen Personen gewissermaßen wie mit Wasser verdünnt ist, und wenn es George Dandins und Podkoljossins auch in Wirklichkeit gibt und sie einem sogar täglich in den Weg laufen, so sind sie doch gleichsam noch in verdünntem Zustande. Zum Schluß sei nur noch bemerkt, daß man nichtsdestoweniger auch einen George Dandin, wie ihn Molière geschaffen hat, unter lebenden Menschen antreffen kann, allerdings nicht auf Schritt und Tritt, und damit wollen wir unsere Betrachtung

Digitized by Google

schließen, die sonst gar zu lebhaft an ein Feuilleton erinnern könnte. Doch wie dem auch sei, jedenfalls bleibt eine recht schwierige Frage bestehen, und die ist: was soll ein Romanschriftsteller mit den Durchschnittserscheinungen, mit den absolut „gewöhnlichen Menschen" beginnen, wie soll er sie darstellen, um sie seinem Leser wenigstens einigermaßen interessant erscheinen zu lassen? Ganz übergehen kann man sie in keinem Roman, denn gerade die gewöhnlichen Menschen sind die unentbehrlichen Bindeglieder in der Kette der Ereignisse des großen Lebens; wollte man sie dennoch umgehen, so würde man nicht wirklichkeitsgetreu schreiben. Ein Roman, der nur „Typen" enthält, nur Sonderlinge und Ausnahmemenschen, würde nicht Wiedergabe der Wirklichkeit und vielleicht sogar nicht einmal interessant sein. Meiner Meinung nach muß der Schriftsteller sich bemühen, selbst in den gewöhnlichen Menschen interessante Züge zu entdecken und lehrreich hervorzuheben. Wenn z. B. das Wesen gewisser „Dutzendmenschen" gerade in ihrer unveränderlichen „Gewöhnlichkeit" liegt, oder wenn diese Leute ungeachtet all ihrer Anstrengungen, um jeden Preis aus dem Geleise der Gewöhnlichkeit und Gewohnheit herauszukommen, dennoch unveränderlich bei der Gewöhnlichkeit bleiben, so werden auch sie zu einem gewissen Typ – in ihrer Art, versteht sich – zum Typ der Gewöhnlichkeit eben, die um keinen Preis das bleiben will, was sie ist, sondern um jeden Preis originell und selbständig erscheinen möchte, ohne auch nur im geringsten die nötigen Gaben zur Selbständigkeit zu besitzen.

Digitized by Google

In dieſe Kategorie gewöhnlicher Menſchen gehören auch einzelne Perſonen dieſer Erzählung, und zwar: Warwara Ardalionowna Ptizyn, deren Gatte Iwan Petrowitſch und deſſen Schwager Gawrila Ardalionytſch Iwolgin.

In der Tat, es gibt nichts Ärgerlicheres, als z. B. reich, aus anſtändiger Familie, von gutem Äußeren, nicht ungebildet, nicht dumm, ſogar ein ſogenannter guter Menſch zu ſein und dabei gleichzeitig doch kein einziges Talent zu beſitzen, keine einzige beſondere Eigenſchaft, nicht einmal beſondere Schrullen und auch keine einzige eigene Idee zu haben, kurzum – „genau ſo wie alle" zu ſein. Man beſitzt ein gewiſſes Kapital, jedoch kein Rothſchildſches; die Familie iſt durchaus ehrenwert, hat ſich aber niemals auch nur im geringſten ausgezeichnet; das Äußere iſt anſtändig, drückt aber ſehr wenig aus; die Bildung iſt nicht gering, doch was man mit ihr beginnen ſoll, weiß man nicht; Verſtand iſt gleichfalls vorhanden, nur leider ohne daß die geringſten eigenen Ideen mit ihm verbunden wären; ſogar Herz iſt da, nur fehlt ihm wiederum Großmut, und ſo iſt es auch in jeder anderen Beziehung. Solcher Leute gibt es in der Welt eine ungeheure Menge, ſogar viel mehr als es den Anſchein hat. Unter ihnen kann man zwei Arten unterſcheiden: die einen ſind ausgeſprochen beſchränkt, die anderen „viel geſcheiter". Die erſteren ſind natürlich die glücklicheren. Einem beſchränkten „gewöhnlichen" Menſchen fällt z. B. nichts leichter, als ſich für einen ungewöhnlichen, originellen Menſchen zu halten und ſich durch dieſen Glauben das Leben

Digitized by Google

ruhigen Gewiſſens zu verſüßen. Genügte es doch gar mancher Dame, ſich das Haar abzuſchneiden, eine blaue Brille auf die Naſe zu ſetzen und ſich „Nihiliſtin" zu nennen, um ſogleich davon überzeugt ſein zu können, daß ſie nun auch eigene „Überzeugungen" habe. Es braucht ſo manch einer nur ein etwas menſchenfreundlicheres Gefühl in ſeinem Herzen zu hegen, und er wäre ohne weiteres überzeugt, daß er der fortgeſchrittenſte und feinfühligſte Menſch ſei. Und wie vielen genügte es, in irgendeiner Broſchüre einen beliebigen Abſchnitt mitten heraus zu leſen, um ſich einzubilden, die geleſenen Gedanken ſeien im eigenen Gehirn entſtanden. Die Frechheit der Naivität, wenn man ſich ſo ausdrücken kann, iſt in ſolchen Fällen oft geradezu wunderbar, und ſollte ſie auch noch ſo unwahrſcheinlich ſein, ſie iſt und bleibt Tatſache. Dieſe bodenloſe Unverſchämtheit der Naivität, dieſe ſozuſagen unerſchütterliche Überzeugung eines dummdreiſten Menſchen, daß er ein großes Talent ſei, iſt von Gogol meiſterhaft in dem Typ der Leutnants Pirogoff*) dargeſtellt. Pirogoff zweifelt keinen Augenblick daran, daß er ein Genie ſei oder ſogar noch mehr als das. Ja, er iſt ſogar ſo überzeugt davon, daß er einen Zweifel daran überhaupt nicht für möglich halten würde. Gogol war ſogar gezwungen, ihn zur Beruhigung des verletzten Sittlichkeitsgefühls ſeines Leſers durchprügeln zu laſſen, doch als er dann ſah, daß der große Mann ſich nach der Strafe nur einmal wie ein Pudel nach dem Bade

*) Typ in Gogols „Newskij Proſpekt". E. K. R.

Digitized by Google

schüttelte, und zur Stärkung eine Pastete verzehrte, blieb ihm schließlich nichts anderes übrig, als mit der Achsel zu zucken und den Leser vor dem Berge sitzen zu lassen. Es hat mir nur von jeher sehr leid getan, daß Gogol diesem großen Pirogoff einen so geringen Titel beigelegt hat. Ist er doch von sich selbst so eingenommen, daß ihm nichts leichter fallen würde, als sich proportional mit seiner Rangerhöhung für einen immer größeren Feldherrn zu halten, oder nicht einmal bloß zu halten, sondern einfach überzeugt zu sein, daß er der größte Feldherr sei. Und wie viele von solchen machen dann auf dem Schlachtfelde in so erbärmlicher Weise Fiasko! Und wie viele Pirogoffs hat es doch unter unseren Literaten, Gelehrten und Propagandisten gegeben! Ich sage „hat gegeben", aber selbstverständlich kann man auch „gibt" sagen ...

Von den Personen unseres Romans gehörte Gawrila Ardalionowitsch Iwolgin zur zweiten Kategorie der „gewöhnlichen Menschen", zu den „bedeutend gescheiteren", und war demgemäß vom Kopf bis zu den Füßen nur von dem einen Wunsch nach Originalität erfüllt. Leider sind die Menschen dieser Kategorie sehr viel schlimmer daran als die der ersten. Das ist es ja, daß der „gescheite" gewöhnliche Mensch, selbst wenn er sich vorübergehend – oder meinetwegen auch sein ganzes Leben lang – für den genialsten und originellsten Menschen hält, nichtsdestoweniger in seinem Herzen einen Wurm des Zweifels sitzen hat, der ihn mitunter zur größten Verzweiflung bringt. Doch übrigens haben wir hier ein wenig übertrieben,

Digitized by Google

denn gewöhnlich sind diese „gescheiteren" Leute längst nicht so tragisch zu nehmen, sie werden zum Schluß höchstens leberleidend – mehr oder weniger, je nachdem – und das ist alles. Doch immerhin sind sie von einer ungeheuren Zähigkeit im Festhalten an ihren Illusionen: oft beginnen sie damit schon in der grünsten Jugend und lassen selbst im höchsten Alter nicht um Haaresbreite von ihren Illusionen ab, so stark ist ihr Verlangen, originell zu sein. Ja, es gibt sogar recht eigentümliche Fälle: manch ein grundehrlicher Mensch ist aus Originalitätssucht sogar zu einer gemeinen Handlungsweise bereit, und wie oft kommt es vor, daß manch einer dieser Unglücklichen, der nicht nur ehrlich, sondern auch herzensgut und die Vorsehung seiner Familie ist, einer, der nicht nur die Seinigen, sondern auch noch Fremde ernährt und ... ja, und der doch sein ganzes Leben lang nicht zu einer wirklichen Ruhe mit sich und über sich selbst kommen kann! Der Gedanke, daß er so gut seine Pflichten erfüllt, tröstet ihn nicht im geringsten, im Gegenteil, er regt ihn nur auf und ärgert ihn: „Da seht ihr, wofür ich mein Leben hingeben muß, was mich an Händen und Füßen fesselt, was mich gehindert hat, das Pulver zu erfinden! Wäre das nicht gewesen, so hätte ich unbedingt etwas Ungeheures entdeckt, ob gerade das Pulver oder ob Amerika, das weiß ich selbst noch nicht genau, nur wäre es unbedingt etwas Großes gewesen!" Das Charakteristischste dieser Menschen ist das, daß sie tatsächlich bis zum Grabe nicht wissen, was sie nun eigentlich entdeckt hätten, „wenn" – oder was zu entdecken sie ihr Leben

Digitized by Google

lang bereit waren. Doch ihre Seelenqualen und ihre Sehnsucht nach dem zu Entdeckenden reichten selbst für einen Kolumbus oder Galilei aus.

Gawrila Ardalionytsch begann gerade in dieser Art, nur war er, wie gesagt, noch ein Anfänger. Das immerwährende Sich-seiner-Talentlosigkeit-bewußt-sein und gleichzeitig das unbezwingbare Verlangen, sich überzeugungsvoll einzureden, daß er der selbständigste Mensch sei, hatten sein Herz tief verwundet, und zwar schon im frühesten Jünglingsalter. Er war ein Mensch mit neidischen und heftigen Wünschen, und seine Reizbarkeit schien ihm bereits angeboren zu sein. Die Heftigkeit seiner Wünsche hielt er für Willenskraft. Bei seinem leidenschaftlichen Wunsch, sich auszuzeichnen, war er bisweilen sogar zu einem sehr unüberlegten Sprung bereit, nur führte er ihn im letzten Augenblick nicht aus, da er sich dann als doch zu vernünftig dazu erwies – und gerade dies marterte ihn. Vielleicht hätte er sich gegebenenfalls sogar zu einer äußerst niedrigen Tat entschlossen, nur um endlich das Erwünschte zu erlangen, aber sobald es dann zur Ausführung kam, war er doch wieder zu anständig dazu. Übrigens: zu kleinen Gemeinheiten hätte man ihn immer bereit gefunden. Mit Haß und Ekel dachte er an die Armut und die „Heruntergekommenheit" seiner Familie. Selbst seine Mutter behandelte er nichtachtend, obschon er selbst sehr wohl begriff, daß gerade der Ruf und Charakter seiner Mutter bisher der wichtigste Stützpunkt seiner Karriere gewesen waren. Als er die Stellung bei Jepantschin angenommen, hatte er sich gesagt: „Hat man sich einmal

Digitized by Google

erniedrigt, dann bleibt man auch bis zum Schluß konsequent bei den Gemeinheiten, wenn man nur das Gewünschte auf diese Weise erreicht," und dabei hatte er doch noch keine einzige Gemeinheit wirklich begangen! Wie er überhaupt nur darauf gekommen war, daß Gemeinheiten notwendig wären? Aglaja hatte ihm damals allerdings einen Schrecken eingejagt, doch hatte er sie deshalb noch nicht aufgegeben, wenn er auch genau genommen niemals glauben konnte, daß eine Aglaja zu ihm herabsteigen würde. Als er dann Nastassja Filippowna heiraten sollte, hatte er sich eingeredet, daß die Quintessenz alles Erstrebenswerten Geld und nichts als Geld sei. „Wenn schon, denn schon," hatte er sich täglich mit großer Selbstzufriedenheit, jedoch auch nicht ohne eine gewisse Angst, gesagt, „wenn ich mich einmal auf Schändlichkeiten verlege, dann aber auch ohne Wenn und Aber, dann soll es kein Zurück mehr geben!" Doch nachdem er dann auch noch Nastassja Filippowna verloren hatte, war ihm aller Mut abhanden gekommen, und er hatte die hunderttausend Rubel tatsächlich dem Fürsten eingehändigt, was er später wohl tausendmal bereute, obschon er unermüdlich vor sich selbst damit prahlte. Allerdings hatte er ganze drei Tage, so lange der Fürst noch in Petersburg war, geweint, doch gleichzeitig hatte er den Fürsten auch zu hassen begonnen, weil dieser ihn gar zu mitleidig betrachtet hatte, während „sich doch nicht ein jeder zu einer solchen Tat entschließen könnte!" Am meisten aber quälte ihn ein Eingeständnis, das er sich selbst wohl oder übel machen mußte: daß sein ganzer Kum-

Digitized by Google

mer nichts anderes als ewig unbefriedigter Ehrgeiz war. (Erst lange nachher sah er ein, welch eine ernste Wendung seine Beziehungen zu Aglaja hätten nehmen können, und dann ergriff ihn quälende Reue.) Er gab sogar seine Stellung auf und versenkte sich ganz und gar in trübe Betrachtungen. Wie bereits erwähnt, lebte er mit seiner Mutter und seinem Vater bei Ptizyn, den er ohne Heuchelei verachtete, wenn er auch seine Ratschläge befolgte und vernünftig genug war, ihn um seinen Rat zu bitten. Unter anderem ärgerte er sich auch deshalb über Ptizin, weil dieser nicht den Ehrgeiz hatte, ein zweiter Rothschild werden zu wollen. „Wenn du ein Wucherer bist, so sei es doch ganz, presse den Leuten den letzten Saft aus, präge Geld aus ihrem Schweiß, sei doch ein großes Geldgenie, werde ‚König der Juden'!" Ptizyn war aber ein bescheidener, stiller Mensch, der auf solche Ausfälle gewöhnlich mit nichts als einem Lächeln antwortete. Nur ein einziges Mal fand er es nötig, sich über diesen Punkt auszusprechen, was er dann sehr ernst und sogar mit einer gewissen Würde tat. Vor allem suchte er Ganjá zu beweisen, daß er nichts Unredliches tue, und Ganjá ihn mit Unrecht einen „Manichäer" nenne; wenn flüssiges Geld mit jedem Tag im Preise steige, so sei das nicht seine Schuld; er handle durchaus offen und ehrlich und sei schließlich nur ein Agent in „diesen" Geschäften, und dank seiner Akkuratesse sei er eben in gewissen Kreisen von einer sehr guten Seite bekannt geworden, weshalb sich denn auch sein „Bekanntenkreis" stetig vergrößere und desgleichen seine Einnahmen. „Ein

Digitized by Google

Rothschild werde ich nie werden, und ich will es auch gar nicht," sagte er lachend, „aber ein Haus an der Liteinaja werde ich zu guter Letzt unfehlbar besitzen, vielleicht sogar zwei Häuser, und das genügt für mich." Bei sich dachte er zwar noch: „Vielleicht werde ich auch drei Häuser besitzen," sprach aber diesen Gedanken nicht laut aus. Die Natur liebt solche Menschen und das Schicksal erfüllt ihre Wünsche: sie gibt solchen Ptizyns nicht nur drei, sondern vier Häuser, und zwar einzig deshalb, weil sie schon von Kindheit an wissen, daß sie nie so reich wie Rothschild werden würden. Doch über vier Häuser geht das Schicksal dann nie hinaus, weiter bringen es die Ptizyns unter keinen Umständen.

Ein ganz anderer Mensch war Warwara Ardalionowna, Gawrilas Schwester, trotz aller Charakterähnlichkeit mit ihrem Bruder. Ihre Wünsche zeichneten sich nicht durch Heftigkeit, sondern durch Beständigkeit und Hartnäckigkeit aus. Wenn man vom Bruder sagen konnte, daß er im letzten Augenblick, d. h. wenn die Sache zur Entscheidung kam, regelmäßig zur Einsicht gelangte, so konnte man von Warjá sagen, daß Einsicht bei ihr stets vorhanden war und sich nicht nur im letzten Augenblick einstellte. Freilich gehörte auch sie zu den Dutzendmenschen, die originell sein möchten, nur begriff und gestand sie sich sehr bald – letzteres will viel besagen –, daß sie keine Spur von Originalität besaß, und da war sie klug genug, sich nicht darob zu grämen – vielleicht unterließ sie es auch aus einem gewissen Stolz. Ihren ersten praktischen Schritt im Leben tat sie mit be-

Digitized by Google

wundernswerter Entschlossenheit, indem sie Ptizyn heiratete. Nur sagte sie sich bei dieser Gelegenheit durchaus nicht, „wenn schon, denn schon" wie ihr Bruder – der ihr seine Meinung auch fast mit denselben Worten zu verstehen gab, als sie ihn um sein Gutachten in betreff ihres Entschlusses bat. Im Gegenteil: Warwara Ardalionowna heiratete erst, nachdem sie sich gründlich überzeugt hatte, daß ihr zukünftiger Gatte ein bescheidener, sympathischer, nicht ungebildeter Mann war und eine große Gemeinheit nie begehen würde. Um kleine Gemeinheiten kümmerte sie sich nicht, und wo waren die schließlich nicht zu finden? Man kann doch nicht auf ein Ideal warten! Zudem wußte sie, daß sie durch diese Heirat ihren Eltern und Geschwistern ein Unterkommen gab, und da sie den Bruder im Unglück sah, wollte sie ihm helfen; ihre früheren Streitigkeiten mit ihm vergaß sie völlig. In der Folge versuchte Ptizyn in Ganjá Interesse für eine neue Arbeit zu erwecken, was er natürlich immer nur ganz freundschaftlich tat: „Da verachtest du nun Generäle und die Generalswürde," meinte er scherzend, „aber sieh sie dir doch nur einmal an, diese junge Generation: wie sehr sie sie jetzt auch verachten, nach einer kleinen Weile sind sie selbst Generäle und haben das Verachten vergessen. Und du wirst ebenso sein." „Wie kommt er nur darauf, daß ich Generäle und die Generalswürde verachten soll?" dachte Ganjá sich etwas sarkastisch, ließ ihn jedoch in dem Glauben. Desgleichen erweiterte Warwara Ardalionowna nur um des Bruders willen ihren Bekanntenkreis: es gelang ihr, sich bei Jepant-

Digitized by Google

schins auf Grund ihres früheren Verkehrs einzudrängen: sie und Ganjá hatten als Kinder mit den drei kleinen Jepantschins gespielt. Hätte Warwara Ardalionowna mit diesen Besuchen bei Jepantschins irgendein großes Ziel verfolgt, so wäre sie vielleicht mit einem Schlage über das Niveau der gewöhnlichen Menschen hinausgewachsen, doch von einem großen Ziel oder einer besonderen Idee konnte hier überhaupt nicht die Rede sein: sie verfolgte eine ganz kleinliche Berechnung, auf Grund ihrer genauen Kenntnis aller Charaktere der Familie Jepantschin – namentlich hatte sie Aglajas Charakter trefflich beobachtet. Vorläufig aber wollte sie nichts weiter, als Aglaja mit ihrem Bruder wieder aussöhnen und die beiden gegenseitig näherbringen. Vielleicht hatte sie auch schon einiges erreicht, vielleicht hatte sie auch Fehler begangen, indem sie vom Bruder mehr Beistand erwartet hatte, als er fähig war zu leisten. Jedenfalls aber wußte sie sich bei Jepantschins sehr geschickt zu benehmen: erwähnte oft wochenlang mit keinem Wort ihres Bruders, zeigte sich stets sehr aufrichtig und wahrheitsliebend und gab sich schlicht, doch ohne sich dabei etwas in ihrer Würde zu vergeben. Was ihr Gewissen betrifft, so scheute sie sich nicht, auch in die letzte Kammer desselben hineinzublicken: sie hatte sich keine Vorwürfe zu machen, und gerade das verlieh ihr Kraft. Nur eines bemerkte sie bisweilen an sich: daß auch sie sich ärgerte, daß auch sie Eigenliebe besaß und fast bis zur Reizbarkeit ehrgeizig war – was ihr in der Regel übrigens gerade dann auffiel, wenn sie von Jepantschins kam.

Digitized by Google

Es war nach jener Zusammenkunft des Fürsten mit Aglaja im Park ungefähr eine Woche vergangen, als Warwara Ardalionowna eines schönen Morgens gegen halb elf recht nachdenklich und niedergeschlagen von einem Besuch bei Jepantschins nach Hause zurückkehrte. Nur lag in dieser Niedergeschlagenheit doch etwas bitter Spöttisches. Ptizyn bewohnte in Pawlowsk ein von außen nicht sehr schönes, wenn nicht gar unansehnliches hölzernes Haus, das aber dafür sehr geräumig war. Es lag an einer staubigen Straße, und da es bald ganz in Ptizyns Besitz übergehen sollte, so sah er sich bereits nach einem Käufer um. Als Warjá sich der Haustür näherte, hörte sie, daß im oberen Stock des Hauses geschrien und gelärmt wurde, und sie unterschied sogar die Stimmen ihres Bruders und ihres Vaters. Als sie nach einer Weile ins Zimmer trat, raste Ganjá daselbst bleich vor Wut auf und ab und raufte sich fast das Haar aus. Sie runzelte die Stirn und ließ sich müde auf das Sofa nieder, ohne den Hut abzunehmen. Da sie sehr wohl begriff, daß der Bruder sich unfehlbar ärgern würde, wenn sie sich nicht nach der Ursache seiner rasenden Wut erkundigte, beeilte sie sich zu fragen:

„Immer dasselbe?"

„Was heißt hier dasselbe!" schrie Ganjá. „Dasselbe! Nein, hier geht weiß der Teufel was vor sich, aber nicht dasselbe! Der Alte ist total verrückt geworden, Mama weint. Bei Gott, Warjá, tu' was du willst, aber ich werfe ihn hinaus oder . . . oder geh' selbst von euch fort", fügte er wütend hinzu, da es ihm offenbar noch rechtzeitig in den Sinn gekommen

Digitized by Google

ſein mochte, daß er doch nicht aus fremden Häuſern Menſchen hinausjagen konnte.

„Man muß nachſichtig ſein", brummte Warjá.

„Wozu nachſichtig? Gegen wen? Gegen was?" fuhr Ganjá zornig auf. „Nachſichtig gegen ſeine Gemeinheiten? Nein, ſag', was du willſt, aber das geht nicht ſo weiter! Das geht nicht, geht nicht, geht nicht! Und was ſoll das heißen: er ſelbſt iſt der Schuldige, und je mehr er's iſt, um ſo mehr nimmt er das Maul voll . . . Was ſitzt du ſo? Was machſt du für ein Geſicht?"

„Ach, laß das doch", verſetzte Warjá übellaunig.

Ganjá blickte ſie aufmerkſamer an.

„Warſt du dort?" fragte er plötzlich.

„Ja."

„Da, dieſes Geſchrei! Das iſt doch wirklich . . . und noch dazu zu einer ſolchen Zeit!"

„Was iſt denn jetzt für eine ſo beſondere Zeit?"

Ganjá betrachtete die Schweſter aufmerkſamer.

„Haſt du etwas erfahren?" fragte er.

„Nichts Unerwartetes. Ich habe erfahren, daß alles ſeine Richtigkeit hat. Mein Mann hatte recht: ſo wie er es von Anfang an vorausſagte, ſo iſt es nun auch gekommen. Wo iſt er?"

„Nicht zu Hauſe. Aber was iſt denn jetzt auch ſo gekommen?"

„Der Fürſt iſt erklärter Bräutigam, die Sache iſt entſchieden. Die älteren Schweſtern ſagten's mir: Aglaja hat eingewilligt, und es wird auch gar nicht mehr verheimlicht. Bis jetzt war es ja dort eine Geheimnistuerei, daß Gott erbarm'! Adelaidas Hochzeit

wird wieder aufgeschoben, denn die Trauungen sollen an ein und demselben Tage stattfinden – irgendein poetischer Einfall . . . Du aber tätest jetzt wirklich besser, ein Hochzeitsgedicht zu verfassen, als hier auf und ab zu rennen! Heute abend wird die Bjelokonskaja bei ihnen sein; die ist sehr zur rechten Zeit angekommen. Außerdem sind auch noch andere Gäste eingeladen. Wie es scheint, soll er der Bjelokonskaja vorgestellt werden, wenn er auch mit ihr schon bekannt ist; ich glaube, sie wollen ihn heute als ‚offiziellen Bräutigam' präsentieren. Nur fürchten sie, er könne irgend etwas umstoßen, zerschlagen, wenn er ins Zimmer tritt, oder gar selbst hinfallen – all dessen muß man ja bei ihm gewärtig sein."

Ganjá hörte seiner Schwester sehr aufmerksam zu, doch machten diese Nachrichten zu Warjás nicht geringer Verwunderung durchaus keinen so erschütternden Eindruck auf ihn, wie sie eigentlich erwartet hatte.

„Das war ja schließlich vorauszusehen," meinte er nach einer Weile ziemlich ruhig. „Also aus!" fügte er dann noch mit einem eigentümlichen Lächeln hinzu, und listig blickte er seiner Schwester in die Augen; worauf er seinen Spaziergang durchs Zimmer fortsetzte, wenn auch bereits viel ruhiger.

„Gut wenigstens, daß du die Sache als Philosoph aufnimmst. Das hatte ich kaum erwartet", sagte Warjá.

„Ach was, jetzt ist man die Geschichte los, du wenigstens."

„Ich glaube, dir aufrichtig gedient zu haben, unablässig und ohne meinen eigenen Vorteil zu verfolgen.

Digitized by Google

Ich habe dich nicht gefragt, welches Glück du bei Aglaja suchtest."

„Ja, habe ich denn . . . Glück bei ihr gesucht?"

„Ach, bitte, laß jetzt das Philosophieren! Selbstverständlich hast du's gesucht. Jetzt können wir mit einer langen Nase abziehen und damit ist es aus. Wenn ich offen sein soll, so kann ich dir nur sagen, daß ich nie ernstlich an einen Erfolg gedacht habe. Ich nahm es nur auf alle Fälle in die Hand, indem ich auf ihren lächerlichen Charakter rechnete, doch in erster Linie wollte ich eigentlich nur dich etwas zerstreuen. Natürlich hatten wir mindestens neunzig Chancen von hundert, daß die Sache ins Wasser fällt. Ich begreife bis jetzt noch nicht, was du eigentlich sonst erreichen wolltest."

„Jetzt werdet ihr mich beide wieder bereden, eine Stelle anzunehmen, mir wieder Lektionen über Ausdauer und Willenskraft halten, und den weisen Rat erteilen, daß man auch Weniges nicht mißachten soll, und so weiter, und so weiter, ich kann's ja schon auswendig", sagte Ganjá lachend.

„Er muß etwas Neues im Sinn haben", dachte Warjá bei sich.

„Nun und – wie ist man dort? Freuen sie sich?" fragte plötzlich Ganjá.

„N-ein, nicht besonders, wie es scheint. Kannst es dir ja selbst denken. Der General ist zufrieden, die Mutter fürchtet sich. Sie hat ihn ja auch früher nur mit Widerwillen als Freier betrachtet, das weiß man doch schon."

„Ich rede nicht davon. Als Freier ist er ja ganz

Digitized by Google

unmöglich, einfach undenkbar, das iſt doch klar. Ich frage nur, wie es jetzt dort iſt? Hat ſie ihm offiziell ihr Jawort gegeben?"

„Sie hat bis jetzt nicht ‚nein' geſagt und das iſt alles, aber mehr iſt ja von ihr auch nicht zu erwarten. Du weißt doch, bis zu welch einer Blödſinnigkeit ſie früher ſchüchtern und verſchämt war: Kroch ſie doch als kleines Mädchen, wenn Beſuch bei ihnen war, immer in irgendeinen Schrank und ſaß dort ſtundenlang, nur um nicht zu den Gäſten gehen und einen Knix machen zu müſſen, und ebenſo albern iſt ſie auch heute noch. Weißt du, ich glaube eigentlich, daß es jetzt wirklich ernſt iſt, ſogar ihrerſeits. Über den Fürſten, ſagten die Schweſtern, mache ſie ſich den ganzen Tag luſtig, vom Morgen bis zum Abend, damit man nur ja nicht glauben ſolle, daß ſie ihn liebe; nur wird ſie es ſchon ſo einzurichten wiſſen, daß ſie ihm täglich unter vier Augen etwas ſagen kann, denn er ſcheint ja förmlich in den Himmel entrückt zu ſein, ſtrahlt einfach ... Soll dabei entſetzlich komiſch ſein. Das ſagten ſie ſelbſt. Auch ſchien es mir, daß ſie ſich über mich ein wenig luſtig machten, wenigſtens lachten ſie mir ins Geſicht, die beiden älteren."

Ganjá wurde ſchließlich doch ärgerlich und runzelte die Stirn. Warjá hatte vielleicht nicht unbeabſichtigt die letzte Bemerkung gemacht. Sie wollte ſeine geheimen Gedanken ausforſchen.

Da begann plötzlich der Lärm und das Geſchrei im oberen Stockwerk von neuem.

„Nein! Ich jage ihn hinaus!" ſchrie Ganjá wütend, doch gleichſam erfreut darüber, daß er ſeinem

Digitized by Google

Ärger freien Lauf lassen konnte und ein anderes Objekt gefunden hatte.

„Damit wäre nichts gewonnen, im Gegenteil, er würde dann noch zu Gott weiß wem gehen, um über uns zu klatschen, wie er es gestern schon getan hat."

„Wie – was gestern? Was heißt das, was hat er gestern getan? Ist er etwa . . ." fragte Ganjá plötzlich sehr erschrocken.

„Ach, mein Gott, weißt du es denn noch nicht?" unterbrach ihn Warjá.

„Wie . . . was . . . ist es denn wirklich möglich, daß er dort war?" rief Ganjá außer sich vor Scham und Unwillen. „Gott, du kommst ja von dort her! Was hast du denn erfahren? Ist der Alte dort gewesen? War er? oder war er nicht?"

Ganjá stürzte zur Tür. Warjá lief ihm nach und packte ihn am Arm.

„Was tust du? Wohin gehst du? Wenn du ihn jetzt hinauswerfen willst, um so schlimmer, er wird überall herumgehen, allen wird es bekannt werden! . . ."

„Was hat er dort angerichtet? Was hat er gesprochen?"

„Ja, das wußten sie selbst nicht zu sagen, haben ihn offenbar gar nicht verstanden; er hat sie nur alle erschreckt. Gekommen war er zu Iwan Fedorowitsch, – traf ihn nicht zu Hause; verlangte nach Lisaweta Prokofjewna. Bat sie zuerst um Protektion: er suche einen Dienst, sagte er, sie möge ihm eine Stelle verschaffen; darauf hat er sich über uns beklagt, über mich, über meinen Mann, besonders aber über dich . . . Wer weiß, worüber er noch alles gesprochen hat."

Digitized by Google

„Und das konntest du nicht mehr erfahren?“ schrie Ganjá hysterisch, fast kreischend auf.

„Wie sollt' ich denn! Er wird wohl selbst kaum gewußt haben, wovon er sprach – oder vielleicht hat man mir nicht alles wiedererzählt.“

Ganjá faßte mit beiden Händen nach seinem Kopf und lief ans Fenster. Warjá saß am anderen Fenster.

„Diese sonderbare Aglaja,“ bemerkte sie plötzlich, „als ich fortging, hielt sie mich noch zurück und sagte mir: ‚Drücken Sie Ihren Eltern meine persönliche Hochachtung für sie aus, ich hoffe bestimmt, in diesen Tagen Ihren Vater wiederzusehen.‘ Und das sagte sie so ernst. Wirklich sonderbar . . .“

„Machte sie sich nicht etwa lustig?“

„Nein, das ist ja das Sonderbare.“

„Weiß sie das vom Alten, oder weiß sie es nicht, was glaubst du?“

„Daß man im Hause nichts weiß, davon bin ich fest überzeugt; doch du hast mich auf einen Gedanken gebracht. Aglaja wird es vielleicht wissen. Ja: Sie allein weiß es, denn auch die Schwestern waren sehr erstaunt, als sie mir so ernst einen Gruß an Papa auftrug. Und warum gerade an ihn? Wenn sie es aber weiß, so hat der Fürst es ihr gesagt!“

„Interessant zu wissen, wer ihr das gesagt haben mag? Das fehlte noch! Ein Dieb in unserer Familie, ‚das Haupt der Familie‘!“

„Ach, Unsinn,“ rief Warjá ärgerlich aus. „Eine Sache, in der Trunkenheit geschehen, hat doch nichts zu sagen. Und wer hat sie sich ausgedacht? Lebedeff,

Digitized by Google

der Fürſt . . . das ſind die Rechten. Ich mache mir nicht ſoviel draus!"

„Der Alte iſt ein Dieb," fuhr Ganjá bitter fort, „ich bin ein Bettler, der Mann meiner Schweſter ein Wucherer – recht verlockend für Aglaja! Da iſt nichts zu ſagen, das iſt wirklich ſchön!"

„Dieſer Mann deiner Schweſter, der Wucherer iſt . . ."

„Ernährt mich, nicht wahr? bitte, mache keine Umſtände, und ſag es nur gerade heraus."

„Warum ärgerſt du dich denn?" fragte Warjá. „Von alledem verſtehſt du nichts, biſt wie ein Schuljunge. Du glaubſt, das könnte dir in den Augen Aglajas ſchaden? Du kennſt ihren Charakter nicht. Sie würde ſich vom beſten Bewerber abwenden und zu irgendeinem Studenten gehen, um mit ihm unter dem Dach zu wohnen und vielleicht Hungers zu ſterben. So denkt ſie. Du haſt es immer noch nicht begriffen, wie intereſſant du in ihren Augen ſein würdeſt, wenn du unſere Verhältniſſe mit Feſtigkeit und Stolz ertrügeſt. Der Fürſt hat ſie nur damit gefangen, daß er ſich gar nicht um ſie kümmerte, und zweitens, daß er in den Augen aller als Idiot gilt. Schon allein, daß ſie ſeinetwegen die ganze Familie aufregt – das iſt es, was ſie will. Ach, ihr Männer verſteht auch gar nichts davon."

„Nun, wir werden noch ſehen, ob wir etwas davon verſtehen oder ob wir nichts davon verſtehen," äußerte ſich Ganjá rätſelhaft, „doch trotzdem möchte ich nicht haben, daß ſie das vom Alten erfährt. Ich hoffe, der Fürſt wird darüber ſchweigen. Er hat auch

Digitized by Google

Lebedeff zum Schweigen verpflichtet; auch hat er mir gegenüber geschwiegen, als ich ihn versuchsweise ausfragte . . ."

„Du mußt aber doch einsehen, daß es trotzdem allen bekannt werden wird. Ja, und was erhoffst du denn jetzt noch? Wenn dir eine einzige Hoffnung geblieben, so wäre es die, in ihren Augen als Märtyrer zu erscheinen."

„Ungeachtet aller Romantik würde sie sich doch vor dem Skandal fürchten. Alles nur bis zu einer gewissen Grenze, so seid ihr Weibsmenschen nun mal."

„Aglaja sich vor dem Skandal fürchten?" fuhr Warjá heftig auf und sah den Bruder verächtlich an. „Hast doch eine niedrige Seele! Ihr seid alle nicht viel wert. Wenn sie auch wunderlich und lächerlich erscheinen mag, so ist sie doch tausendmal anständiger als wir alle."

„Nun, sei nur nicht so böse", brummte Ganjá einlenkend.

„Mir tut nur die Mutter leid," fuhr Warjá fort, „wenn nur diese Geschichte mit Papa nicht zu ihren Ohren kommt, ach, das fürchte ich!"

„Sicher hat sie es schon erfahren", bemerkte Ganjá.

Warjá hatte sich erhoben, um zu Nina Alexandrowna hinaufzugehen, sie blieb jetzt stehen und sah den Bruder aufmerksam an.

„Wer hätte es ihr denn sagen können?"

„Hippolyt sicherlich. Er wird es für seine erste Pflicht gehalten haben, bei seiner Einquartierung bei uns, es der Mutter zu hinterbringen."

„So, woher soll er es denn erfahren haben, sag'

Digitized by

mir es doch, bitte? Der Fürſt und Lebedeff werden darüber ſchweigen, Koljá weiß auch nichts davon."

„Hippolyt? Hat es vielleicht irgendwie – erraten. Du kannſt es dir nicht vorſtellen, was das für eine ſchlaue Pflanze iſt. Eine Klatſchbaſe und eine Spürnaſe, die alles Schlechte, jeden Skandal wittert. Glaub' es oder glaub' es nicht, ich bin überzeugt, daß er auf Aglaja einen großen Einfluß gewinnen wird. Wenn noch nicht jetzt, ſo doch ſpäter! Mit Rogoſhin hat er ſich ſchon angefreundet. Daß der Fürſt das nicht bemerkt hat? Jetzt möchte er mich unterkriegen! Mich hält er für ſeinen perſönlichen Feind, doch wozu das alles? Bald wird er ſterben – ich kann es nicht begreifen. Doch werde ich ihn ... Du wirſt ſehen, ich werde ihn unterkriegen!!"

„Warum bemühſt du dich um ihn, wenn du ihn nicht magſt? Und iſt er es denn überhaupt wert, daß er untergekriegt werden muß?"

„Du haſt mir doch geraten, ihn zu uns einzuladen."

„Ich dachte, daß er uns von Nutzen ſein könnte. Weißt du, daß er ſelbſt in Aglaja verliebt iſt und ihr geſchrieben hat? Man hat mich über ihn ausgefragt ... er ſoll ſogar Liſaweta Prokofjewna einen Brief geſchrieben haben ..."

„In der Hinſicht – iſt er ungefährlich!" bemerkte Ganjá boshaft lächelnd. „Daß er verliebt iſt, das kann ja möglich ſein, denn er iſt doch ein Jüngling! Er wird aber hoffentlich der Alten keinen anonymen Brief ſchicken? Er iſt ja eine ſo boshafte, ſelbſtzufriedene Mittelmäßigkeit, der Menſch! ... Ich bin

Digitized by Google

überzeugt, ich weiß es genau: er hat mich ihr gegenüber als einen Intriganten hingestellt. Damit hat es bei ihm angefangen. Ich gebe es zu, daß ich mich ihm anfangs recht wie ein Dummkopf anvertraut habe; ich dachte, daß er nur aus Rache gegen den Fürsten auf meine Interessen eingehen würde. Oh, so ein hinterlistiges Geschöpf! Aber dafür habe ich ihn jetzt vollständig erkannt. Vom Diebstahl hat er sicher durch seine Mutter erfahren. Der Alte hat den Diebstahl doch nur der Kapitanscha, seiner Mutter, wegen verbrochen! Neulich teilte er mir wie zufällig mit, daß der ‚General' seiner Mutter dreihundert Rubel versprochen habe, und das einfach – nun, eben so, ohne alle Umstände. Ich begriff sofort. Dabei sah er mir mit sichtlichem Vergnügen in die Augen; auch Mama wird er es erzählt haben, nur, um ihr das Herz schwer zu machen. Und warum stirbt er nicht endlich, sage mir das doch, bitte? Er verpflichtete sich, in drei Wochen zu sterben, und jetzt hat er sich hier wieder erholt, hat zugenommen, hustet weniger. Gestern abend sagte er, daß er schon den zweiten Tag kein Blut mehr speit."

„Wirf ihn doch hinaus."

„Ich kann ihn nicht leiden, ich verachte ihn. Ja, ja, ich verachte ihn!" schrie Ganjá außer sich vor Wut. „Und das werde ich ihm ins Gesicht sagen, und wenn er auch im gleichen Augenblick in seinen Kissen sterben sollte! Wenn du nur seine Beichte gelesen hättest ... Gott, welch eine Naivetät der Gemeinheit! Oh, mit was für einem Vergnügen hätte ich ihn damals durchgeprügelt, nur, um ihn gründlich

Digitized by

in Erſtaunen zu ſetzen. Jetzt möchte er ſich an allen rächen, dafür, daß es ihm nicht gelingen konnte, uns ... Doch, was iſt das für ein Lärm! Was ſoll das bedeuten? Ich werde es nicht mehr dulden ... Ptizyn!“ rief er dem ins Zimmer tretenden Ptizyn entgegen. „Was iſt denn das? Soweit iſt es alſo bei uns ſchon gekommen? Das iſt ... das iſt ...“

Der Lärm kam näher und näher, die Tür öffnete ſich plötzlich und – der alte Iwolgin ſtürzte ſich wütend, gereizt, außer ſich auf Ptizyn. Dem General folgten Nina Alexandrowna, Koljá und ganz zuletzt Hippolyt.

II.

Hippolyt wohnte bereits seit fünf Tagen im Hause Ptizyns. Das hatte sich so ganz von selbst gemacht, ohne besondere Erklärungen zwischen Hippolyt und dem Fürsten. Beide schieden als Freunde voneinander. Gawrila Ardalionytsch, der sich an dem Abend so feindselig gegen Hippolyt verhalten hatte, kam schon am dritten Tage zu Hippolyt, um ihn zu Ptizyns überzuführen, wahrscheinlich mit einer besonderen Absicht. Auch Rogoshin besuchte den Kranken. Dem Fürsten schien es, daß es für den „armen Knaben" am besten wäre, dieses Haus zu verlassen. Hippolyt teilte ihm mit, daß er zu Ptizyns wolle, da Ptizyn so gut sei und ihm einen Winkel gebe, doch vermied er zu sagen, daß er zu Ganjá ginge, denn Ganjá war es eigentlich gewesen, der darauf bestanden hatte, daß man ihn ins Haus nahm. Ganjá hatte das wohl bemerkt und fühlte sich darob sehr gekränkt.

Er hatte recht, als er zu seiner Schwester die Bemerkung machte, der Kranke habe sich erholt. In der Tat, Hippolyt sah besser aus, was man auf den ersten Blick bemerkte. Er folgte den anderen, ohne sich zu beeilen, ins Zimmer, auf seinen Lippen lag ein spöttisches, böses Lächeln. Nina Alexandrowna

Digitized by Google

ſchien ganz erſchrocken zu ſein. Sie hatte ſich in dieſem halben Jahr ſehr verändert. Seit ſie ihre Tochter verheiratet hatte und bei ihr lebte, miſchte ſie ſich überhaupt nicht mehr in die Angelegenheiten ihrer Kinder. Koljá war beſorgt und offenbar ſehr unwillig über irgend etwas, doch ſchien er „die Grillen des Generals", wie er ſich ausdrückte, nicht zu begreifen, denn er wußte ja nicht den Hauptgrund der Unruhe im Hauſe ... Es war ihm klar, daß der Vater ſich in jeder Hinſicht ſo verändert hatte, als wäre er nicht mehr derſelbe Menſch. Es beunruhigte ihn geradezu, daß der Alte bereits ſeit drei Tagen nichts mehr getrunken. Er wußte, daß der Vater ſich ſogar mit Lebedeff und dem Fürſten überworfen hatte. Koljá ſelbſt war ſoeben mit einem Liter Schnaps zurückgekehrt, den er für ſein eigenes Taſchengeld gekauft.

„Laſſen Sie ihn trinken, Mama," hatte er ſchon oben ſeiner Mutter zugeredet, „wirklich, laſſen Sie ihn lieber trinken. Seit drei Tagen ſchon hat er nichts getrunken. Er muß einen Kummer haben. Darum wäre es beſſer, er trinkt etwas; ich habe ihm auch dorthin ..."

Der General ſtieß die Tür weit auf und ſtand auf der Schwelle, zitternd vor Erregung und Unwillen.

„Mein werter Herr!" donnerte er Ptizyn entgegen. „Wenn Sie wirklich beſchloſſen haben, dieſem Milchbart und Atheiſten einen ehrwürdigen Greis, Ihren Vater, oder wenigſtens den Vater Ihrer Frau, und einen Mann, der ſeinem Herrſcher treu gedient hat,

zu opfern, so wird mein Fuß dieses Haus nicht mehr betreten. Wählen Sie, mein Herr, wählen Sie sofort, ihn oder mich ... diesen dort, diesen Bohrer! Ja, Bohrer! Ich habe es nur so ausgesprochen, doch es stimmt, diesen – Bohrer! Denn er bohrt in meiner Seele, und ohne jede Achtung ... wie mit einer Schraube!"

„Warum nicht wie mit einem Korkzieher?" fragte ihn spöttisch Hippolyt.

„Nein, nicht Korkzieher, denn ich bin ein General und keine Flasche. Ich besitze Auszeichnungen, Orden ... was besitzt denn du? Er oder ich. Entscheiden Sie sich, mein Herr, aber sofort, sofort!" schrie er wieder Ptizyn an.

Koljá reichte ihm einen Stuhl, auf dem er sich ganz erschöpft niederließ.

„Wirklich, es wäre besser, Sie legten sich ein wenig hin", murmelte Ptizyn ganz betreten.

„Er droht uns sogar!" bemerkte Ganjá halblaut zur Schwester.

„Mich hinlegen!" schrie der General. „Ich bin nicht betrunken, mein werter Herr, Sie beleidigen mich. Ich sehe," und er erhob sich wieder vom Stuhl, „daß hier alle gegen mich sind, alle und alles. Genug! Ich gehe ... Doch wissen Sie, werter Herr, wissen Sie ..."

Man ließ ihn nicht weiter reden, man setzte ihn hin, man versuchte ihn zu beruhigen. Ganjá ging wutschnaubend in die äußerste Ecke des Zimmers. Nina Alexandrowna zitterte und weinte.

„Was habe ich ihm getan? Worüber beklagt er

Digitized by Google

ſich eigentlich!" rief Hippolyt wieder ſpöttiſch zu der Gruppe hinüber.

„Wie, Sie hätten ihm nichts getan?" erwiderte ihm plötzlich Nina Alexandrowna. „Sie ſollten ſich ſchämen, einen alten Mann ſo unmenſchlich zu quälen ... und dazu noch an Ihrer Stelle."

„Was heißt das, an Ihrer Stelle, gnädige Frau! Ich achte Sie ſehr, gerade Sie perſönlich, doch ..."

„Das iſt ein Bohrer!" ſchrie wieder der General. „Er bohrt mir die Seele, das Herz durch! Er will mich zum Atheismus bekehren! Weißt du auch, du Milchbart, als du noch nicht geboren warſt, da hatte man mich ſchon mit Ehren überhäuft; du aber biſt nur ein neidiſcher Wurm, der in zwei Hälften gebrochen wird, vom Huſten ... und der vor Bosheit und Unglauben ſtirbt ... Warum hat Gawrila dich hierher gebracht? Alle ſind ſie gegen mich, alle, und ſelbſt der eigene Sohn!"

„Genug, ſpielen Sie hier keine Tragödie vor!" rief Ganjá. „Es wäre beſſer, wenn Sie uns nicht vor der ganzen Stadt Schande bereiten wollten!"

„Was, ich mache dir Schande, du Gelbſchnabel! Ich – dir? Ich kann dir nur Ehre machen, doch nicht Schande."

Er war ſchon völlig außer ſich und konnte ſich nicht mehr beherrſchen, doch auch Gawrila Ardalionytſch ſchien die Geduld zu reißen.

„Was reden Sie von Ehre!" rief er boshaft.

„Was haſt du geſagt?" donnerte der General erbleichend und einen Schritt auf ihn zugehend.

„Ich brauchte nur den Mund zu öffnen, um ..." brüllte Ganjá, doch brach er plötzlich ab.

Digitized by Google

Beide ſtanden ſich in höchſter Erregung gegenüber.

„Ganjá, was tuſt du!“ rief Nina Alexandrowna und warf ſich ihrem Sohn entgegen.

„Was für Torheiten!“ unterbrach ſie Warjá unwillig. „Laſſen Sie ihn doch, Mama!“

„Nur der Mutter wegen ſchon ich dich“, rief Ganjá pathetiſch aus.

„Sprich!“ brüllte der General in maßloſer Wut, „ſprich, oder fürchte meinen väterlichen Fluch! Sprich!“

„Als ob ich Ihren Fluch fürchtete, haha! Wer iſt denn daran ſchuld, daß Sie ſeit acht Tagen ganz wie wahnſinnig ſind? Den achten Tag, Sie ſehen, ich weiß ſogar das Datum ... Sehen Sie zu, daß Sie mich nicht zum Äußerſten bringen, ſonſt ſage ich alles ... Warum ſind Sie geſtern zu Jepantſchin gegangen? Das nennt ſich ein ehrenwerter Greis mit weißen Haaren, Familienvater! Wundervoll!“

„Schweige, Ganjka!“ ſchrie Koljá, „ſchweige, Dummkopf!“

„Und ich, und ich, womit habe ich ihn denn beleidigt?“ miſchte ſich Hippolyt wieder in ſpöttiſchem Tone ein. „Warum nennt er mich einen Bohrer, fragen Sie ihn doch? Er hat ſich mir ſelbſt aufgedrängt, kam und erzählte mir von einem Kapitän Jeropjegoff. Ich habe, wie Sie wiſſen, immer Ihre Geſellſchaft gemieden, General, das ſollten Sie wenigſtens wiſſen. Was geht mich der Kapitän Jeropjegoff an? Sagen Sie ſich das doch ſelbſt. Ich bin doch nicht dieſes Kapitäns wegen hierher gekommen?

Digitized by Google

Ich habe ihm nur meine Meinung gesagt, daß dieser Kapitän Jeropjekoff vielleicht überhaupt nicht existiert hat. Er erhob natürlich sofort ein großes Geschrei."

„Selbstverständlich hat er nicht existiert", schnitt ihm Ganjá das Wort ab.

Der General stand wie vom Schlage gerührt da und blickte sinnlos im Kreise herum. Die Worte des Sohnes hatten ihn durch ihre kaltblütige Offenheit vollständig niedergeschmettert. Im ersten Augenblick konnte er keine Worte finden. Nur zuletzt, als Hippolyt lachend auf die Antwort Ganjás ausrief: „Nun haben Sie's gehört, Ihr eigener Sohn hat es doch gesagt, daß es einen Kapitän Jeropjegoff gar nicht gegeben hat!" – da murmelte er schließlich ganz leise vor sich hin:

„Kapiton Jeropjegoff, nicht Kapitän, Kapiton*) ... Oberst a. D. Jeropjekoff ... Kapiton ..."

„Auch einen Kapiton hat es nicht gegeben!" rief Ganjá ärgerlich.

„Warum .. hat es keinen gegeben?" murmelte der General und eine Röte stieg ihm ins Gesicht.

„Lassen Sie doch!" lenkten Ptizyn und Warjá ein.

„Schweig, Ganjka!" rief wieder Koljá dazwischen.

Der General jedoch schien es nicht begreifen zu wollen.

„Wie, gab es denn keinen? Warum hat es denn keinen gegeben?" schrie er drohend Ganjá an.

„Weil es eben keinen gegeben hat. Und damit basta. Er kann überhaupt nicht existiert haben! Verstehen

*) Kapitou (familiär Kapitoschka) — russischer Vorname. E.K.R.

Digitized by Google

Sie jetzt? Bitte, lassen Sie mich nun in Ruh, sage ich Ihnen."

„Und das soll mein Sohn sein ... mein leiblicher Sohn, den ich ... o, mein Gott! Jeropjegoff, Jeroschka Jeropjegoff soll nicht existiert haben!"

„Da, sehen Sie mal, einmal heißt er Jeroschka, das andere Mal Kapitoschka!" bemerkte Hippolyt.

„Kapitoschka, mein Herr, Kapitoschka und nicht Jeroschka! Kapiton, Kapiton Alexejewitsch, so ist's, Kapiton ... Oberstleutnant ... außer Diensten ... verheiratet mit Marja ... mit Marja ... Petrowna ... Ssu ... Ssu ... mein Freund und Kriegskamerad ... Ssutugowa, seit meiner Fähnrichszeit her. Ich habe für ihn vergossen ... ich habe ihn ... ich bin vernichtet! Einen Kapitoschka Jeropjegoff soll es nicht gegeben haben! Nicht gegeben!"

Der General rief Hölle und Himmel an, doch hätte man denken können, daß sein Geschrei ganz anderen Dingen galt. Zu anderer Zeit freilich hätte ihn eine viel beleidigendere Vermutung, als es die der absoluten Nichtexistenz Kapiton Jeropjegoffs war, überhaupt nicht weiter aufgeregt. Vielleicht hätte er auch geschrien, eine lange Geschichte erfunden, wäre vielleicht sogar außer sich geraten, zu guter Letzt aber würde er ruhig nach oben in sein Zimmer schlafen gegangen sein. Dieses Mal jedoch, infolge der bekannten Unberechenbarkeit des menschlichen Herzens, geschah es, daß dieser Zweifel an der Existenz Jeropjegoffs den Krug zum Überlaufen brachte. Der General, totenblaß, wie er war, schlug seine Hände über dem Kopf zusammen und schrie:

Digitized by Google

„Genug, mein Fluch komme über dieſes Haus! Nikolai, hole meinen Reiſeſack, ich gehe . . . fort, hinaus!“

Er ſtürzte hinaus, Nina Alexandrowna, Koljá, Ptizyn bemühten ſich, ihn zurückzuhalten.

„Was haſt du jetzt angerichtet!“ wandte ſich Warjá an den Bruder. „Er wird ſich womöglich wieder dahin ſchleppen. Dieſe Schande! Dieſe Schande!“

„Dann ſoll er nicht ſtehlen!“ ſchrie Ganjá immer noch wutſchnaubend. Plötzlich begegneten ſeine Augen denen Hippolyts. Ganjá zuckte zuſammen. „Und Sie, mein werter Herr,“ ſchrie er ihn an, „Sie ſollten nicht vergeſſen, daß Sie in einem fremden Hauſe . . . Gaſtfreundſchaft genießen. Sie hätten den Alten, der offenbar von Sinnen iſt, nicht reizen ſollen . . .“

Hippolyt fuhr gleichfalls zuſammen, doch faßte er ſich ſofort wieder.

„Ich bin nicht Ihrer Meinung, daß Ihr Vater von Sinnen iſt,“ antwortete er ihm ruhig. „Mir ſcheint im Gegenteil, daß ſein Verſtand ſich in letzter Zeit verſchärft hat, bei Gott: Sie glauben es nicht? So vorſichtig und mißtrauiſch iſt er geworden, jedes Wort wägt er ordentlich . . . Nicht ohne Abſicht hat er mir von dieſem Kapitoſchka erzählt; ſtellen Sie ſich doch nur vor, er wollte mir einreden . . .“

„Zum Teufel, was geht es mich an, was er Ihnen einreden wollte! Ich bitte Sie, mich nicht zu reizen und hier nicht zu intrigieren, mein Herr! Wenn Sie den wahren Grund wiſſen, warum der Alte in einer ſolchen Stimmung iſt – Sie haben ja hier bei uns fünf Tage lang herumſpioniert, ſo daß Sie ihn wohl

Digitized by Google

wiſſen – ſo hätten Sie ihn nicht reizen ſollen .. dieſen Unglücklichen – und meine Mutter mit dieſen Dingen nicht quälen ſollen, da es ſich ja doch nur um einen dummen Streich handelt, um einen Streich in der Betrunkenheit. Und er iſt nicht einmal erwieſen ... es lohnt ſich nicht einmal, davon zu ſprechen ... Aber Sie, Sie natürlich müſſen überall ſpionieren und herumſchnüffeln, denn Sie ſind ja ..."

„Ein Bohrer." Hippolyt lächelte hämiſch.

„Weil Sie ein Nichtsnutz ſind! Eine halbe Stunde lang quälen Sie Menſchen und glauben ſie zu erſchrecken – mit Ihrer ungeladenen Piſtole, und dem verfehlten Selbſtmord. Ich habe Ihnen meine Gaſtfreundſchaft angeboten, Sie ſind hier dick geworden, haben aufgehört zu huſten und Sie bezahlen mir das ..."

„Erlauben Sie, nur ein Wort; ich bin bei Warwara Ardalionowna und nicht bei Ihnen; Sie haben mir überhaupt keine Gaſtfreundſchaft anzubieten, ich glaube, Sie genießen ſelbſt Gaſtfreundſchaft bei Herrn Ptizyn. Vor vier Tagen habe ich meine Mutter gebeten, mir hier in Pawlowsk eine Wohnung zu mieten, und ſie ferner gebeten, ſelbſt auch hierher zu ziehen, denn ich fühle mich tatſächlich hier beſſer, wenn ich auch durchaus nicht zugenommen habe, noch aufgehört habe, zu huſten. Geſtern abend teilte mir meine Mutter mit, daß die Wohnung fertig ſei, und ich beeile mich meinerſeits, Ihnen mitzuteilen, daß ich mich bei Ihrer Frau Mutter und Ihrer Frau Schweſter für die mir erwieſene Gaſtfreundſchaft bedanken werde, und heute abend ihr Haus verlaſſe. Entſchuldigen

Digitized by Google

Sie, ich hatte Sie unterbrochen; es ſchien mir, daß Sie noch etwas ſagen wollten."

„Oh, wenn das ſo iſt . . ."

„Ja, wenn das ſo iſt, ſo erlauben Sie, bitte, daß ich mich ſetze," fügte Hippolyt hinzu und ſetzte ſich ruhig auf den Stuhl, auf dem der General geſeſſen hatte, „ich bin immerhin krank; doch bin ich jetzt bereit, Sie anzuhören, um ſo mehr, da es unſer letztes Geſpräch, ja, unſere letzte Begegnung ſein dürfte."

Ganjá empfand plötzlich Gewiſſensbiſſe. „Glauben Sie denn, daß ich mich dazu hergeben werde, mit Ihnen abzurechnen, und wenn Sie . . ."

„Sie tun vergeblich ſo von oben herab," unterbrach ihn Hippolyt. „Schon am erſten Tage meines Aufenthaltes hier, gab ich mir das Wort, Ihnen bei meinem Abſchied aufrichtig die Wahrheit zu ſagen. Ich habe die Abſicht, es jetzt zu tun – nachdem Sie ſich ausgeſprochen haben, verſteht ſich."

„Und ich bitte Sie, dieſes Zimmer zu verlaſſen."

„Sprechen Sie ſich lieber aus, ſonſt werden Sie bedauern, es nicht getan zu haben."

„Hören Sie auf, Hippolyt, das iſt alles ſo unwürdig . . . Tun Sie mir den Gefallen und hören Sie auf!" ſagte Warjá.

„Soll ich es der Dame wegen tun?" Hippolyt erhob ſich lächelnd vom Stuhl. „Erlauben Sie, Warwara Ardalionowna, für Sie bin ich bereit, das Geſpräch ſofort abzukürzen, doch nur abzukürzen, denn einige Auseinanderſetzungen mit Ihrem Bruder und mir ſind unerläßlich, und ich kann mich nicht entſchließen, fortzugehen, ohne das Mißverſtändnis beſeitigt zu haben."

„Weil Sie einfach ein Klatschmaul sind," schrie Ganjá, „ohne Klatsch können Sie sich nicht entschließen, fortzugehen!"

„Sehen Sie," bemerkte kaltblütig Hippolyt, „da können Sie sich wieder nicht beherrschen. Wirklich, Sie werden es bedauern, nicht alles gesagt zu haben. Ich gebe Ihnen noch einmal das Wort. Ich werde warten."

Gawrila Ardalionytsch schwieg und betrachtete ihn verächtlich.

„Sie wollen nicht. Sie haben also die Absicht, Charakter zu zeigen – Ihr Wille geschehe. Was mich betrifft, so werde ich es nach Möglichkeit kurz machen. Zwei- oder dreimal hörte ich von Ihnen den Vorwurf, ich hätte Ihre Gastfreundschaft mißbraucht; das ist ungerecht. Sie wollten mich mit Ihrer Aufforderung in ein Netz fangen, Sie rechneten darauf, daß ich mich am Fürsten rächen wollte. Außerdem hörten Sie, daß Aglaja Iwanowna für mich Teilnahme bekundete und meine Beichte gelesen hatte. Sie rechneten aus irgendeinem Grunde darauf, daß ich Ihren Interessen ergeben sein würde, und hofften, in mir einen Helfer zu finden. Ich werde mich darüber nicht ausführlicher erklären! Ich verlange auch Ihrerseits durchaus kein Bekenntnis oder eine Bejahung. Es genügt, daß wir uns jetzt gegenseitig vollständig verstehen."

„Sie machen ja aus der allergewöhnlichsten Sache Gott weiß was!" rief Warjá ärgerlich aus.

„Ich habe es dir gesagt: ein Klatschmaul und Gelbschnabel ist er," murmelte Ganjá.

Digitized by Google

„Erlauben Sie, Warwara Ardalionowna, daß ich fortfahre. Den Fürsten kann ich freilich weder lieben, noch achten; doch ist er ein wirklich guter Mensch, wenn auch ein wenig . . . lächerlich. Aber warum ich ihn hassen sollte, das sehe ich wirklich nicht ein? Ihr Bruder, der mit einem solchen Haß meinerseits rechnete, hat sich mir vollständig anvertraut. Wenn ich jetzt bereit bin, ihn zu schonen, so tue ich es nur Ihretwegen, Warwara Ardalionowna. Ich wollte Ihnen damit sagen, daß man mich nicht allzu leicht fangen kann. Ihren Herrn Bruder aber, den wollte ich vor sich selbst als Dummkopf hinstellen. Und das habe ich allerdings aus Haß getan, ich gestehe es offen ein. Auf meinem Sterbebett – ich werde ja doch bald sterben, obgleich Sie behaupten, daß ich dicker geworden sei – fühlte ich, daß ich unvergleichlich ruhiger in das Paradies eingehen würde, wenn es mir vorher noch gelänge, einem Vertreter dieser zahllosen Sorte von Menschen einen Streich zu spielen, die mich in meinem ganzen Leben so geärgert haben und die ich mein ganzes Leben hindurch gehaßt habe, und deren vollendetster Typ und Vertreter Ihr Herr Bruder ist. Ich hasse Sie, Gawrila Ardalionytsch, einzig und allein darum – das mag Ihnen sehr sonderbar vorkommen –, weil Sie der Typ und die Verkörperung dieser gemeinen, selbstzufriedenen Gewöhnlichkeit sind. Dieser Gewöhnlichkeit, die an nichts mehr zweifelt, die von olympischer Ruhe und Vollendung ist. In Ihrem Verstande, in Ihrem Herzen haben Sie noch nie auch nur die allerkleinste Idee geboren. Und neidisch sind Sie, grenzenlos neidisch; Sie sind fest

Digitized by Google

davon überzeugt, daß Sie das größte Genie seien, nur hin und wieder in schwachen Stunden steigt ein Zweifel in Ihnen auf, und dann werden Sie böse und neidisch, unendlich neidisch! Oh, einige schwarze Wölkchen haben Sie noch an Ihrem Horizonte, doch auch die werden verschwinden, wenn Sie schließlich ganz verdummt sein werden, was nicht mehr lange dauern kann. Immerhin steht Ihnen ein langer und abwechslungsvoller Weg bevor – kein froher Weg, und das freut mich. Doch eines sage ich Ihnen: Eine gewisse Person werden Sie doch nicht bekommen ..."

„Das ist ja unerträglich!" schrie Warjá. „Hören Sie doch endlich auf, Sie giftige Kröte."

Ganjá war erbleicht, zitterte und schwieg. Hippolyt verstummte und betrachtete ihn mit ersichtlicher Schadenfreude, darauf sah er Warjá an, lächelte, verbeugte sich vor ihr und ging hinaus, ohne auch nur ein Wort hinzuzufügen.

Gawrila Ardalionytsch konnte sich wirklich über sein Schicksal und seine Mißerfolge beklagen. Warjá schwieg eine Zeitlang und wagte ihn weder anzusehen noch anzusprechen, während er mit großen Schritten vor ihr auf und ab ging. Zuletzt ging er ans Fenster und kehrte ihr den Rücken zu. Warjá dachte an das russische Sprichwort: „Jedes Unangenehme hat auch sein Gutes." Im oberen Stock hörte man wieder lärmen.

„Du gehst?" wandte sich Ganjá plötzlich an seine Schwester, als er hörte, daß sie aufstand. „Warte ein wenig: Du kannst das lesen."

Digitized by Google

Er reichte ihr ein kleines zusammengefaltetes Zettelchen hin.

„Mein Gott!“ rief Warjá und schlug die Hände zusammen.

Das Zettelchen enthielt sieben Zeilen.

„Gawrila Ardalionytsch! Da ich mich davon überzeugt habe, daß Sie mir wohlwollen, so habe ich mich entschlossen, Sie in einer für mich sehr ernsten Angelegenheit um Rat zu bitten. Ich möchte Sie morgen früh um sieben Uhr auf der grünen Bank treffen, die nicht weit entfernt von unserer Datsche steht. Warwara Ardalionowna, die Sie unbedingt begleiten muß, kennt diesen Platz sehr gut. A. J.“

„Da soll man nach alledem noch aus ihr klug werden!“ sagte Warwara Ardalionowna, die Hände ringend.

Wie gerne Ganjá in dieser Minute auch triumphiert hätte, so mußte er sich doch wegen des Vorhergegangenen zusammennehmen. Immerhin glänzte ein selbstzufriedenes Lächeln auf seinem Gesicht und Warjá selbst war freudig erregt.

„Und das am selben Tage, an dem sie ihre Verlobung feiern soll! Da soll noch einer aus ihr klug werden!“

„Was glaubst du, was wird sie mir morgen zu sagen haben?“ fragte Ganjá.

„Das ist doch gleichgültig, die Hauptsache ist doch, daß sie dich nach sechs Monaten zum erstenmal wieder sprechen will. Höre mich an, Ganjá: was es nach sei, vergiß nicht, daß diese Zusammenkunft von großer Wichtigkeit ist! Prahle nicht wieder, mache

Digitized by Google

keine Dummheiten, aber sei auch kein Feigling, sieh zu! Sie muß doch wissen, warum ich mich ein halbes Jahr lang täglich zu ihnen schleppte? Und denke dir nur: nicht ein Wort hat sie mir heute davon gesagt, nicht eine Silbe! Ich habe es heute doch wieder riskiert, hinzugehen – die Alte wußte nicht, daß ich da war, sonst hätte sie mich vielleicht hinausgeworfen. Nur deinetwegen habe ich es getan, um zu erfahren. . ."

Im oberen Stock wurde der Lärm noch lauter; Schritte kamen die Treppe herunter.

„Um alles in der Welt darf jetzt nichts geschehen!" rief Warjá erschrocken. „Damit kein Schatten eines Skandals ... Geh', bitt' ihn um Verzeihung!"

Der Vater der Familie befand sich schon auf der Straße. Koljá trug ihm den Reisesack nach. Nina Alexandrowna stand auf der Treppe und weinte; sie wollte ihm nachlaufen, doch Ptizyn hielt sie zurück.

„Sie werden ihn damit nur noch mehr aufregen," sagte er zu ihr. „Wohin soll er denn gehen, in einer halben Stunde kommt er wieder; ich habe schon mit Koljá gesprochen; lassen Sie ihn sich austoben."

„Was tun Sie denn da, wohin gehen Sie denn!" rief ihm Ganjá aus dem Fenster nach.

„Kommen Sie zurück, Papa. Die Nachbarn werden es erfahren."

Der General blieb stehen, erhob seine Hand und rief:

„Verflucht sei mein ganzes Haus!"

„Immer wieder theatralisch!" murmelte Ganjá und schlug das Fenster zu.

Digitized by

Die „Nachbarn“ hatten die Szene natürlich beobachtet. Warjá lief aus dem Zimmer.

Als Ganjá allein war, nahm er das Zettelchen vom Tiſch und küßte es. Dann ſchnalzte er mit der Zunge und machte ein paar Tanzſchritte.

Digitized by Google

III.

Die Empörung des Generals wäre zu jeder anderen Zeit ohne Folgen geblieben. Es waren auch schon früher Fälle solcher plötzlichen Anwandlungen vorgekommen, wenn auch sehr selten, denn der General war im Grunde genommen ein friedlicher und gütiger Mensch. Er hatte in den letzten Jahren vielleicht schon hundertmal gegen die ihn beherrschende Unordnung anzukämpfen versucht. Er erinnerte sich dann plötzlich, daß er Vater einer Familie war, versöhnte sich mit seiner Frau und weinte aufrichtige Tränen der Reue. Er verehrte Nina Alexandrowna bis zur Vergötterung, weil sie ihm schweigend alles verzieh und ihn selbst jetzt in seiner lächerlichen und erniedrigten Gestalt liebte. Doch dieser heldenmütige Kampf gegen sein unordentliches, lasterhaftes Leben dauerte gewöhnlich nicht lange an. Der General war zu gleicher Zeit ein sehr heftiger Mensch, freilich ein in seiner Art heftiger Mensch: Er konnte dieses gefesselte und tatenlose Leben in seiner Familie nicht ertragen und empörte sich immer wieder gegen dasselbe; er wurde wieder abenteuerlich, unstet, und wenn er sich auch selbst deshalb Vorwürfe machte, so konnte er sich doch

Digitized by Google

nicht beherrſchen; er ſtritt mit allen, redete ſchön und pathetiſch, verlangte grenzenloſe und unmögliche Hochachtung ſeiner Perſon gegenüber – verſchwand dann wieder aus dem Hauſe, oft ſogar auf lange Zeit. Die letzten zwei Jahre kümmerte er ſich um die Familienangelegenheiten überhaupt nicht mehr oder wußte nur etwas vom Hörenſagen von ihnen: auf ſie näher einzugehen, dazu fehlte ihm jegliche Neigung.

Diesmal jedoch lag der Empörung des Generals etwas ganz beſonderes zugrunde; alle ſchienen irgend etwas zu wiſſen und alle fürchteten ſich, irgend etwas zu ſagen. Der General war „formell“ in der Familie oder bei Nina Alexandrowna vor etwa drei Tagen erſchienen, doch nicht etwa reuig und friedlich, wie es ſonſt der Fall geweſen, ſondern im Gegenteil, ſehr gereizt. Auch war er geſprächig und unruhig, ſtürzte ſich mit Feuer in jede Unterhaltung, ſprach von verſchiedenen und ganz unerwarteten Dingen, ſo daß niemand eigentlich verſtehen konnte, weswegen er ſich im Grunde genommen beunruhigte. Er war bald heiter, bald nachdenklich, bald geſprächig, er erzählte von Jepantſchins, vom Fürſten, von Lebedeff, plötzlich brach er ab und hörte ganz auf zu ſprechen, auf alle weiteren Fragen antwortete er nur mit einem blöden Lächeln, ja, er bemerkte nicht einmal, ob man ihn fragte, ſondern lächelte nur. Die letzte Nacht verbrachte er ſtöhnend und ſeufzend, ſtörte Nina Alexandrowna, die ihm die ganze Nacht über kalte Kompreſſen machte: gegen Morgen ſchlief er ein, ſchlief ungefähr vier Stunden und erwachte in ſehr ſchlechter, hypochondriſcher Stimmung, weshalb es denn auch zu

dem Streit mit Hippolyt und zur Verfluchung „seines ganzen Hauses“ kam. Man hatte auch bemerkt, daß in diesen drei Tagen ein ganz ungewöhnliches Ehrgefühl und infolgedessen eine ungewöhnliche Empfindlichkeit sich bei ihm gezeigt hatte. Koljá bestand darauf und versicherte der Mutter, daß der Kummer des Alten eine Folge der Nüchternheit sei oder der Sehnsucht nach Lebedeff, mit dem sich der General in der letzten Zeit so angefreundet hatte. Doch vor drei Tagen hatte er sich plötzlich auch mit Lebedeff verzankt und beide waren in großer Wut und Feindschaft auseinandergegangen – auch mit dem Fürsten hatte er eine Auseinandersetzung gehabt! Koljá hatte den Fürsten um eine Erklärung über das, was sich zwischen ihnen zugetragen, gebeten und dabei bemerkt, daß der Fürst ihm etwas verheimlichte. Falls nun wirklich eine Aussprache zwischen Hippolyt und Nina Alexandrowna stattgefunden haben sollte, wie Ganjá mit solcher Bestimmtheit annahm, so war es doch sonderbar, daß dieser bösartige und klatschhafte Junge, wie Ganjá Hippolyt benannte, durchaus kein Vergnügen darin fand, auch Koljá über die Sache aufzuklären. Also wäre es doch möglich, daß dieser „boshafte“ Junge von einer anderen Art Bosheit war, und es ist auch nicht anzunehmen, daß er Nina Alexandrowna seine Beobachtungen mitgeteilt hatte, nur, um „ihr Herz zu zerreißen“. Vergessen wir nicht, daß die Gründe aller menschlichen Handlungen gewöhnlich zahllos, sehr verwickelt und so verschiedenartig sind, daß der Autor viel besser tut, wenn er sich nur mit der einfachen Wiedergabe der Tatsachen begnügt. So werden

Digitized by Google

wir wenigstens bei der weiteren Entwicklung der Katastrophe mit dem General verfahren, denn wir müssen den Personen zweiten Ranges in unserer Erzählung hier ohnehin schon mehr Aufmerksamkeit und Platz schenken, als wir es bis jetzt vorgesehen hatten.

Diese Ereignisse folgten, eines dem anderen, in folgender Ordnung:

Als Lebedeff mit dem General von seinen Nachforschungen nach Ferdyschtschenko am selben Tage aus Petersburg zurückgekehrt war, hatte er dem Fürsten von dem Ergebnis nichts mitgeteilt. Wenn der Fürst zu dieser Zeit nicht gerade mit ganz anderen Dingen und für ihn viel wichtigeren Eindrücken beschäftigt gewesen wäre, so hätte er es wohl bemerken müssen, wie Lebedeff in diesen zwei Tagen geradezu eine Begegnung mit ihm zu vermeiden schien, geschweige denn ihm eine Erklärung darüber abzugeben wünschte. Als dies dem Fürsten endlich auffiel, so wunderte es ihn, daß er bei jeder zufälligen Begegnung mit Lebedeff diesen in der allerbesten und heitersten Laune und fast immer mit dem General zusammen getroffen hatte. Die beiden Freunde schienen einfach unzertrennlich zu sein. Oft hörte der Fürst über sich im zweiten Stock ihre lauten und lebhaften Gespräche, ihre fröhlichen Lachsalven. Einmal, am späten Abend, vernahm er aus Lebedeffs Zimmer Töne eines bacchantischen Kriegsliedes und erkannte sofort den heiseren Baß des Generals. Doch brach das Lied plötzlich ab. Darauf hörte er noch eine Stunde lang ein begeistertes Gespräch, das offenbar im Rausch geführt wurde. Die beiden Freunde schienen sich zu küssen und zu

Digitized by Google

umarmen und einen von ihnen hörte man plötzlich weinen. Darauf folgte ein heftiger Streit, der wieder abbrach. Koljá war die ganze Zeit in sorgenvoller, gespannter Stimmung. Den Fürsten traf er meistens nicht zu Hause an, denn dieser kehrte abends immer sehr spät heim, doch hatte man ihm jedesmal gemeldet, daß Koljá ihn gesucht und nach ihm gefragt hätte. Als Koljá ihn dann einmal antraf, wußte er ihm jedoch nichts besonderes zu sagen, außer daß er sehr „unzufrieden" mit dem General und seiner jetzigen Aufführung sei. „Er treibt sich hier mit Lebedeff in der Trinkstube herum, sie umarmen sich und schimpfen sich auf der Straße und können nicht voneinander lassen." Als der Fürst daraufhin bemerkte, daß es früher ebenso gewesen wäre, wußte Koljá wirklich nicht, was er darauf antworten und wie er erklären sollte, worin seine jetzige Unruhe bestand.

Als der Fürst am nächsten Morgen nach dem bacchantischen Liede und dem darauffolgenden Streit aus dem Hause gehen wollte, erschien vor ihm plötzlich, außerordentlich aufgeregt und fast erschüttert, der General.

„Ich habe schon lange die Ehre und die Gelegenheit gesucht, Ihnen zu begegnen, hochverehrter Lew Nikolajewitsch, schon lange, lange," sagte er, und drückte heftig, bis zur Schmerzhaftigkeit, die Hand des Fürsten. „Schon sehr, sehr lange."

Der Fürst forderte ihn auf, sich zu setzen.

„Nein, ich nehme nicht Platz, zudem würde ich Sie aufhalten, ich – werde ein anderes Mal kommen. Ich glaube, ich kann Ihnen gratulieren ... zur Erfüllung Ihres Herzenswunsches ..."

Digitized by Google

„Welch eines Herzenswunſches?“ Der Fürſt ſtutzte und eine gewiſſe Verwirrung kam über ihn. Er hatte, wie viele andere in ſeiner Lage, gedacht, daß niemand etwas bemerkt, erraten oder verſtanden habe ...

„Seien Sie unbeſorgt, ſeien Sie unbeſorgt! Ich werde Ihre zarten Gefühle nicht verletzen. Ich habe es ſelbſt empfunden, und ich weiß, wie es iſt, wenn ein Fremder ... ſozuſagen, ſeine Naſe ... wie nach dem Sprichwort ... in Dinge ſteckt ... wo er nichts zu ſuchen hat. Ich habe das jetzt ſelbſt jeden Morgen zu empfinden gehabt. Doch, ich komme in einer anderen Angelegenheit, in einer wichtigen ... einer ſehr wichtigen Angelegenheit, Fürſt.“

Der Fürſt bat ihn noch einmal, ſich zu ſetzen und nahm ſelbſt Platz.

„Doch nur auf eine Sekunde ... ich kam, um Sie um einen Rat zu bitten ... ich habe freilich bis jetzt ohne praktiſche Ziele gelebt, doch ich achte jede ... Tätigkeit, die gerade der ruſſiſche Menſch ſo oft verſäumt ... nun aber ... ich möchte mir, meiner Frau und meinen Kindern eine Stellung ſchaffen ... mit einem Wort, Fürſt, ich ſuche einen Rat.“

Der Fürſt lobte mit Eifer ſeine Abſicht.

„Doch alles das würde nichts bedeuten,“ unterbrach ihn ſchnell der General, „die Hauptſache iſt nicht dies, ſondern etwas anderes, viel Wichtigeres. Ich habe mich entſchloſſen, mich Ihnen zu erklären, als einem Menſchen, deſſen Aufrichtigkeit und Ehrenhaftigkeit ich kenne, und an die ich glaube bis ... bis .. Sie wundern ſich doch nicht über meine Worte, Fürſt?“

Digitized by Google

Der Fürſt hörte ſeinem Gaſt, wenn auch nicht beſonders erſtaunt, ſo doch mit großer Aufrichtigkeit und Neugier zu. Der General war bleich, ſeine Lippen zitterten leicht und ſeine Hände ſchienen keinen ruhigen Platz finden zu können. Er ſaß kaum einen Augenblick und ſchon erhob er ſich wieder, um ſich dann abermals hinzuſetzen. Augenſcheinlich ſchenkte er ſeiner Haltung überhaupt keine Beachtung. Auf dem Tiſch lagen Bücher: er nahm ein Buch, ſchlug es auf, ſchlug es wieder zu, legte es auf den Tiſch zurück und griff nach einem andern Buch, das er nicht aufſchlug, aber in die rechte Hand nahm und damit in der Luft herumfuchtelte.

„Genug!“ rief er plötzlich. „Ich ſehe, daß ich Sie nur beläſtige.“

„Aber durchaus nicht, ich bitte Sie, ich höre Ihnen im Gegenteil gerne zu und bemühe mich zu erraten ...“

„Fürſt! ich wünſche geachtet zu werden ... vor mir ſelbſt und meinen ... Rechten Achtung zu haben.“

„Ein Menſch, der ſolche Wünſche hat, iſt ſchon der Achtung wert.“

Der Fürſt ſagte dieſe Worte, überzeugt, daß ſie eine gute Wirkung ausüben würden. Er hatte inſtinktiv erraten, daß eine vielleicht leere, doch angenehme Phraſe, zur rechten Zeit geſagt, die Seele eines ſolchen Menſchen, eines Menſchen in der Lage des Generals, beruhigen und erleichtern müſſe. Vor allen Dingen ſah er ein, daß er dieſem Gaſt das Herz erleichtern müſſe. Das war die Aufgabe.

Die Phraſe ſchmeichelte, rührte und gefiel denn auch ſehr: der General veränderte ſofort ſeinen Ton,

Digitized by Google

wurde überschwenglich und verfiel in feierlich lange Erläuterungen. Doch wie der Fürst sich auch anstrengen mochte, wie aufmerksam er ihm auch zuhörte, er konnte buchstäblich nicht verstehen, um was es sich handelte. Der General sprach zehn Minuten lang begeistert, schnell, kaum daß er die auf ihn einstürmende Menge der Gedanken aussprechen konnte – in seinen Augen glänzten sogar Tränen – und doch waren es nur Phrasen ohne Anfang und Ende, ganz unerwartete Worte, überraschende Gedanken, alles mögliche durcheinander und übereinander geworfen.

„Genug! Sie haben mich verstanden, und ich bin beruhigt," schloß er plötzlich, sich von neuem erhebend. „Ein Herz wie das Ihre kann nicht umhin, einen Leidenden zu verstehen. Fürst, Sie sind so edel wie ein Ideal! Was sind die anderen im Vergleich zu Ihnen? Doch Sie sind noch jung, und deshalb segne ich Sie. Aber der Endzweck meines Kommens war, Sie zu bitten, mir Tag, Ort und Stunde anzugeben, wann und wo ich mit Ihnen eine wichtige Angelegenheit besprechen könnte. Ich suche nichts als Freundschaft und Herz, Fürst."

„Aber weshalb nicht jetzt gleich? Ich bin gern bereit ..."

„Nein, Fürst, nein!" unterbrach ihn der General lebhaft. „Nicht jetzt! Das ist gar zu wichtig, das ist von gar zu großer Wichtigkeit! Diese eine Stunde unserer Unterhaltung wird für mich von schicksalsschwerer Bedeutung sein. Das soll meine Stunde sein, und ich würde nicht wünschen, daß man uns in so heiligen Minuten stört, was schließlich jeder erste

Digitized by Google

leſte tun kann, jeder Unverſchämte, der plötzlich eintritt, und vielleicht ſogar", fuhr er in faſt ängſtlichem Flüſterton fort, ſich näher zum Fürſten beugend, „ein ... ein Frechling, der nicht einmal Ihren Stiefelabſatz wert iſt ... nicht einmal den Abſatz Ihres Stiefels, vielgeliebter Fürſt! oh, ich ſage nicht: meines Stiefels! Vergeſſen Sie nicht, daß ich nicht meines Stiefels geſagt habe! Ich achte mich viel zu ſehr, um Ausflüchte zu machen ... nur Sie allein ſind fähig, zu begreifen, daß ich, indem ich in dieſem Falle meinen Abſatz ſozuſagen zurückſetze – daß ich hierbei einen ungeheuren Stolz im Bewußtſein meiner Würde beweiſe. Außer Ihnen wird mich niemand begreifen, er aber iſt an der Spitze der anderen! Er begreift überhaupt nichts, Fürſt, er iſt vollkommen, vollkommen unfähig zu begreifen! Um begreifen zu können, muß man Herz haben!"

Schließlich durchfuhr den Fürſten denn doch ein gelinder Schreck, und er ſagte dem General nach dieſen krauſen Reden bereitwillig, daß er ihn am nächſten Tage um dieſelbe Zeit erwarten würde, worauf ihn dieſer denn getröſtet und beruhigt und faſt ſogar ermuntert verließ. Am Abend, gegen ſieben Uhr, ließ der Fürſt Lebedeff auf einen Augenblick zu ſich bitten.

Lebedeff erſchien unverzüglich, „es ſich zur Ehre anrechnend", wie er ſchon in der Tür zu verſichern begann. Nichts, aber auch nichts verriet, daß er drei Tage lang ſich gleichſam vor dem Fürſten verſteckt oder doch wenigſtens ein Zuſammentreffen mit ihm vermieden hatte. Er ſetzte ſich auf den Rand des

Digitized by Google

Stuhles, auf den der Fürſt gewieſen hatte, lächelte und blinzelte und ſchnitt unbewußt Grimaſſen, während ſeine lachenden Augen flink beobachteten, und er ſich händereibend in der naivſten Weiſe irgend etwas zu vernehmen vorbereitete, eine gewiſſe kapitale Nachricht, deren Sinn wohl ſchon längſt von allen erraten war. Der Fürſt ſtutzte wieder: er begriff plötzlich, daß alle jetzt etwas von ihm erwarteten; ſahen ihn doch ſeit einiger Zeit alle ſo ſeltſam lächelnd an, und ſchienen doch alle das offenkundige Verlangen zu haben, ihn zu beglückwünſchen, was ſie ihm in Andeutungen auch genug zu verſtehen gaben. Keller war bereits dreimal „nur auf einen Moment" erſchienen, mit dem ſichtlichen Wunſch, zu gratulieren: er hatte jedesmal begeiſtert, doch nichtsdeſtoweniger unverſtändlich zu ſprechen begonnen, jedoch keinen Satz beendet, ſondern ſich feſtgerannt – und dann war er wieder ſchleunigſt verduftet. In den letzten Tagen ſchwelgte er tüchtig in Alkohol und lärmte in irgendeiner Billardſtube. Selbſt Koljá hatte trotz ſeiner Niedergeſchlagenheit zweimal ziemlich unklar zu reden angefangen.

Der Fürſt wurde etwas nervös und fragte Lebedeff gereizt nach ſeiner Meinung über den gegenwärtigen Zuſtand des Generals: ob er den Grund wiſſe, weshalb jener ſo unruhig ſei? Und er erzählte ihm zum Schluß in kurzen Worten das letzte Geſpräch, das er mit dem General gehabt hatte.

„Heutzutage hat jedermann ſeine Unruhe, Fürſt, und . . . das iſt nun mal ſo in unſerem unruhigen Jahrhundert. Tja!" antwortete Lebedeff auffallend trocken und verſtummte gekränkt, mit der Miene eines

Menſchen, der in ſeinen Erwartungen grauſam enttäuſcht worden iſt.

„Sie ſind ja Philoſoph!“ meinte der Fürſt mit einem Lächeln.

„Ohne das geht's nicht. Philoſophie tut heutzutage allerorten not – ich rede vornehmlich von der praktiſch angewandten –, nur wird ſie nicht genügend beachtet; das iſt's. Was jedoch mich betrifft, hochgeehrter Fürſt, ſo haben Sie mich zwar in einem Ihnen wohlbekannten Punkte durch Ihr Vertrauen auszuzeichnen geruht, jedoch nur bis zu einer gewiſſen Grenze, und darüber hinaus keinen Schritt weiter, alſo wie geſagt, nur inſofern, als es ſich auf dieſen einen Punkt bezog . . . Das begreife und fühle ich, doch will ich deshalb nicht klagen.“

„Kommen Sie nur mit der Wahrheit heraus, Lebedeff, Sie ſcheinen ſich über irgend etwas zu ärgern?“

„Keineswegs, mitnichten, hochverehrter, durchlauchtigſter Fürſt, nicht im allermindeſten!“ verſicherte Lebedeff, im Augenblick belebt, und preßte die Hand wieder ans Herz. „Ich habe vielmehr ſogleich begriffen, daß ich weder durch meine geſellſchaftliche Stellung, noch durch meine Herzens- und Geiſtesentwicklung, noch durch Erwerb von Reichtümern, noch durch meine frühere Aufführung, zumal auch meine Kenntniſſe an die Ihrigen nicht hinanreichen –, daß ich dieſerhalb durch nichts Ihr ehrendes, hoch erhaben über all meinen Hoffnungen ſtehendes Vertrauen verdient habe, und ich, falls Sie ſich meiner zu bedienen belieben, Ihnen nur als Sklave und Mietling zu dienen

Digitized by Google

vermag, nicht anders . . . ich ärgere mich also nicht, wohl aber bin ich tief betrübt."

„Lukjan Timofejewitsch, Gott, was reden Sie da!"

„Jawohl: nicht anders! Und so ist es auch jetzt im vorliegenden Fall! Indem ich Ihnen mit meinem Herzen und meinen Gedanken überallhin folgte, sprach ich also zu mir selbst: freundschaftlichen Verhaltens seinerseits bin ich zwar nicht wert, doch in meiner Eigenschaft als Besitzer des Hauses, in dem er wohnt, könnte ich vielleicht zur rechten Zeit sozusagen Verhaltungsvorschriften für die zu ergreifenden Maßregeln empfangen, im Hinblick auf etwaige bevorstehende oder zu erwartende Veränderungen . . . wie gesagt . . ."

Lebedeffs listige Äuglein blickten unverwandt den Fürsten an, der ihn verständnislos und vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete. Offenbar wollte Lebedeff die Hoffnung, daß seine Neugier endlich befriedigt werden würde, nicht so leichten Kaufes aufgeben.

„Ich verstehe kein Wort," sagte schließlich der Fürst ungehalten. „Sie . . . Sie sind ein grauenvoller Intrigant!" schloß er plötzlich herzlich auflachend.

Im Augenblick begann auch Lebedeff zu lachen, während sein aufleuchtender Blick sofort verriet, daß seine Hoffnung sich verdoppelt hatte.

„Wissen Sie, was ich Ihnen sagen werde, Lukjan Timofejewitsch? Seien Sie mir nur nicht böse . . . Ich kann mich wirklich bloß wundern über Ihre Naivität, und nicht nur über die Ihre allein! Sie erwarten mit einer so erstaunlichen Naivität etwas von mir – gerade jetzt, gerade in diesem Augenblick –, daß ich

Digitized by Google

mich vor Ihnen geradezu schäme und mich fast sogar irgendwie schuldig fühle, weil ich nichts habe, womit ich Sie befriedigen könnte, wirklich, ich schwöre es Ihnen", beteuerte der Fürst lachend.

Lebedeff setzte eine wichtige Miene auf. Bisweilen konnte er allerdings etwas gar zu naiv und zudringlich werden mit seiner Neugier, doch war er sonst ein selten schlauer Kopf und verstand es vorzüglich, sich glatt wie ein Aal jeder Hand, die nach ihm griff, zu entwinden, wenn er sich nicht selbst greifen lassen wollte; in gewissen Fällen aber war er, der sonst viel zu viel redete, geradezu hinterlistig schweigsam, wenn ihm Schweigen ratsamer schien als Reden. Ohne zu wollen, machte der Fürst ihn fast zu seinem Feinde, indem er ihn mit seiner Neugier immer wieder zurückwies; nur tat er es nicht etwa deshalb, weil er ihn verachtete, sondern weil der Gegenstand seiner Neugier für den Fürsten ein gar zu peinliches Thema war. Betrachtete der Fürst doch noch vor ein paar Tagen gewisse „Traumgedanken", in denen er sich mitunter unbewußt verlor, direkt als Verbrechen. Lebedeff jedoch faßte diese Abweisungen des Fürsten als Ausdruck persönlicher Antipathie und großen Mißtrauens auf und war in diesem Punkte nicht nur auf Koljá und Keller, sondern auch auf seine leibliche Tochter Wjera Lukjanowna eifersüchtig. In diesem Augenblick zum Beispiel hätte er dem Fürsten etwas mitteilen können, das diesen sehr interessiert haben würde, doch er verstummte gekränkt und teilte nichts mit, obwohl er es selbst ganz gern getan hätte.

„Womit also kann ich Ihnen denn jetzt dienen,

Digitized by Google

hochverehrter Fürſt, da Sie mich doch immerhin . . . herbeſtellt haben?" fragte er ſchließlich nach längerem Schweigen.

„Ja, ich wollte mich eigentlich nur nach dem General erkundigen," ſagte der Fürſt, aus ſeiner Gedankenverſunkenheit auffahrend, „und . . . wie ſteht es nun mit dieſem Diebſtahl, von dem Sie mir Mitteilung machten . . ."

„Von dem ich – was?"

„Ach, als ob Sie mich nicht verſtehen! Weiß Gott, Lukjan Timofejewitſch, Sie müſſen ſich aber auch ewig verſtellen! Das Geld, das Geld, die vierhundert Rubel, die Sie damals verloren haben, mit der ganzen Brieftaſche, Sie wiſſen doch, und von denen Sie mir dann hier erzählten, am Morgen, bevor Sie nach Petersburg fuhren – haben Sie endlich begriffen?"

„Ach ſo, Sie reden von jenen Vierhundert!" ſagte Lebedeff enttäuſcht und als entſänne er ſich jetzt erſt. „Ich danke Ihnen, Fürſt, für Ihre aufrichtige Teilnahme, ich fühle mich ſehr geehrt durch ſie, nur . . . ich habe ſie bereits gefunden, und zwar ſchon vor langer Zeit."

„Gefunden? Ach, Gott ſei Dank!"

„Dieſer Ausruf bekundet Ihre edle Denkweiſe, Fürſt, denn vierhundert Rubel zu verlieren – das iſt kein Kinderſpiel für einen armen Familienvater, der ſeine verwaiſten Kinder durch ſchwere Arbeit ernähren muß . . ."

„Nein, ſo war es eigentlich nicht gemeint, ich meinte nicht das . . . Natürlich freut es mich, daß Sie ſie gefunden haben," verbeſſerte ſich der Fürſt, „aber . . . wie haben Sie ſie denn gefunden?"

„Äußerſt einfach: unter dem Stuhl, über deſſen Lehne ich meinen Hausrock geworfen hatte, ſo daß die Brieftaſche offenbar aus der Rocktaſche herausgefallen ſein muß.“

„Wie – unter dem Stuhl? Das iſt doch nicht möglich ... Sie ſagten mir doch ſelbſt, daß Sie überall geſucht hätten – wie konnten Sie dann die wichtigſte Stelle überſehen?“

„Das iſt es ja eben, daß ich überall geſucht habe! Das weiß ich ſelbſt nur zu gut, nur zu gut! Ich bin auf den Knien im Zimmer umhergekrochen, habe jedes Brett des Fußbodens mit der Hand befühlt, da ich meinen eigenen Augen nicht genügend traute. Und obſchon ich ſah, daß da nichts war, fuhr ich doch fort, mit der Hand alles zu befühlen. Dieſer Kleinmut iſt jedem Menſchen eigen, wenn es ſich ums Suchen verlorener Gegenſtände handelt ... oder um ähnliches Verſchwinden ſeines Eigentums. So etwas iſt ſehr betrübend: er ſieht doch, daß dort nichts iſt, und dennoch wird er mindeſtens fünfzehnmal nach jeder leeren Stelle hinblicken: ich ſehe doch mit meinen eigenen Augen, daß dort nichts auf dem Fußboden liegt, die Stelle iſt glatt wie hier meine Handfläche, und dennoch fahre ich fort, ſie zu betaſten.“

„Nun ja ... aber wie iſt denn das? ... Ich verſtehe Sie noch immer nicht,“ ſagte der Fürſt, deſſen Gedanken im Augenblick halb betäubt waren. „Sie ſagten doch früher, daß Sie trotz allen Suchens nichts gefunden hätten, und nun plötzlich ...“

„Und nun plötzlich habe ich gefunden.“

Der Fürſt blickte Lebedeff eigentümlich an.

Digitized by Google

„Und der General?“ fragte er nach einer Weile.

„Der General? Was ist mit dem?“ begriff Lebedeff wieder nicht.

„Ach, Gott! Ich frage, was der General dazu sagte, als Sie die Brieftasche unter dem Stuhl fanden? Sie haben doch mit ihm zusammen gesucht.“

„Anfangs allerdings mit ihm zusammen. Doch ich zog es vor, ihm bisher nichts davon zu sagen, daß ich die Brieftasche selbst und allein gefunden hatte.“

„Aber ... weshalb das? Das Geld ist doch vollzählig?“

„Ich öffnete die Brieftasche, sah nach: alles bis auf den letzten Rubel, nichts hat er angerührt.“

„Hätten Sie mir das doch gleich gesagt!“ sagte der Fürst mit leisem Vorwurf und versank in Gedanken.

„Ich fürchtete, Sie zu beunruhigen, Fürst, bei Ihren persönlich in dieser Zeit empfangenen tiefgehenden Eindrücken. Und außerdem gab ich mir auch selbst den Anschein, als hätte ich nichts gefunden. Die Brieftasche öffnete ich, sah hinein, zählte nach, schloß sie wieder und legte sie zurück auf dieselbe Stelle unter dem Stuhl.“

„Aber weshalb denn das?“

„S-so-o, aus Neugier; um zu sehen, was weiter geschehen würde. Hehe,“ meinte Lebedeff, mit seligem Lächeln sich die Hände reibend.

„Und so liegt sie auch jetzt noch dort, seit drei Tagen?“

„Oh, nein; bloß vierundzwanzig Stunden lag sie so dort. Ich, sehen Sie mal, ich wollte zum Teil,

Digitized by Google

daß der General sie selbst fände. Denn wenn ich sie gefunden habe, weshalb soll dann schließlich nicht auch der General sie finden können, da sie doch dort, auf dem Boden liegend, einem jeden sozusagen in die Augen springt – denn der Stuhl verdeckt sie doch nicht! Und ich habe noch mehrmals diesen Stuhl umgestellt, so, wissen Sie, ganz harmlos im Vorübergehen, so daß die Brieftasche wie auf dem Präsentierteller lag, doch der General bemerkte sie kein einziges Mal! Und das dauerte so ganze zwölf Stunden. Er muß doch, wie man sieht, recht zerstreut sein, man kann gar nicht mehr aus ihm klug werden. Er spricht, spricht, erzählt, lacht – und plötzlich ärgert er sich über mich ohne jede Veranlassung, ich begreif' ihn wahrhaftig nicht! Schließlich verließen wir das Zimmer, ich aber ließ die Tür absichtlich offen stehen; er – ich sah es wohl – er zögerte ein wenig und wollte schon etwas sagen, fürchtete wahrscheinlich für die Brieftasche, die mit so viel Geld dort liegen blieb, doch plötzlich ärgerte er sich entsetzlich und sagte nichts; keine zwei Schritt gingen wir auf der Straße zusammen, da verließ er mich, ohne ein Wort zu sagen, und ging in der entgegengesetzten Richtung davon. Erst am Abend trafen wir uns wieder im Restaurant."

„Aber schließlich haben Sie die Brieftasche doch aufgehoben?"

„N-nein, in derselben Nacht verschwand sie von dort."

„Aber, wo ist sie denn jetzt?"

„Hi-ier," sagte plötzlich Lebedeff lachend, erhob

ſich halbwegs vom Stuhl, tippte auf den vorderen Zipfel ſeines linken Rockſchoßes und blickte den Fürſten mit unſchuldig gutmütigen Augen an. „Plötzlich befand ſie ſich hier in meinem eigenen Rockſchoß. Hier, bitte, ſich zu überzeugen, fühlen Sie mal.“

In der Tat bildete ſich vorn in der Rockſchoßecke, gerade auf der ſichtbarſten Stelle eine kleine Erhöhung, die, wie man auf den erſten Blick erkannte, von einem viereckigen, zwiſchen dem Oberzeug und dem Rockfutter befindlichen Gegenſtande, einem größeren Portemonnaie oder einer Brieftaſche, herrühren konnte.

„Ich nahm ſie heraus, ſah nach: nichts fehlte, alles da. Dann ſteckte ich ſie wieder hinein, und jetzt ſpaziere ich ſo ſchon ſeit geſtern morgen mit ihr herum und laſſe ſie hier ruhig baumeln.“

„Und tun, als bemerkten Sie nichts?“

„Und tue, als bemerkte ich nichts, hehehe! Aber ſtellen Sie ſich doch bloß mal vor, hochverehrter Fürſt – wenn auch der Gegenſtand an ſich keiner ſo beſonderen Beachtung Ihrerſeits wert iſt –, noch nie hat eine meiner Rocktaſchen ein Loch gehabt, und nun plötzlich iſt in einer einzigen Nacht ein ſo rieſengroßes entſtanden! Das bewog mich denn auch, etwas ſchärfer hinzuſehen, und da ſchien es mir, als habe jemand mit einem ſtumpfen Federmeſſerchen das Taſchenfutter aufgeſchnitten – faſt nicht zu glauben, nicht wahr?“

„Und ... der General?“

„Ärgert ſich, ſowohl geſtern wie heute, und iſt äußerſt unzufrieden mit ſich und der ganzen Welt, wie's ſcheint: bald iſt er freudig erregt bis zu bac-

Digitized by Google

chantiſcher Ausgelaſſenheit, bald wiederum iſt er zu Tränen gerührt, um dann wiederum ganz plötzlich in wahre Berſerkerwut zu geraten, ſo daß, bei Gott, ſelbſt ich Angſt bekam. Ich bin doch immerhin kein Soldat, wie er! Geſtern ſaßen wir beide im Reſtaurant, mein Rockſchoßzipfel ſteht aber zufällig wie ein Berg: er guckt, guckt, ſagt aber kein Wort, ärgert ſich bloß. Offen mir in die Augen zu ſehen, wagt er längſt nicht mehr, höchſtens wenn er ſchon ganz beſeelt iſt oder ganz gerührt. Aber geſtern ſah er mich zweimal ſo an, daß es mir einfach kalt über den Rücken lief. Übrigens beabſichtige ich, die Brieftaſche morgen zu finden, den Abend aber will ich heute noch mal gemeinſam mit ihm verbringen."

„Weshalb quälen Sie ihn ſo?!" rief der Fürſt vorwurfsvoll.

„Ich quäl' ihn nicht, Fürſt, ich quäl' ihn nicht im geringſten, bewahre!" verſetzte Lebedeff mit Eifer. „Ich liebe ihn aufrichtig und ... achte ihn ſogar; aber jetzt – glauben Sie es mir oder glauben Sie es mir nicht – jetzt iſt er mir noch teurer geworden, jetzt ſchätze ich ihn noch viel mehr!"

Lebedeff ſagte das alles ſo ernſt und aufrichtig, daß es den Fürſten einfach empörte.

„Wenn Sie ihn lieben, wie können Sie ihn dann ſo quälen! Ich bitte Sie, er hat doch allein ſchon damit, daß er das Vermißte ſo offen hingelegt, zuerſt unter den Stuhl und dann in den Rock, allein ſchon damit hat er Ihnen bewieſen, daß er ſich nicht vor Ihnen verſteckt, daß er keine Kniffe anwenden will, daß er Sie ehrlich um Verzeihung bittet! Hören Sie:

Digitized by Google

um Verzeihung bittet! Er vertraut auf ihr Zartgefühl, er glaubt an Ihre Freundschaft! Und diesen ... diesen ehrlichsten Menschen können Sie so weit erniedrigen!"

„Stimmt! – er ist der ehrlichste Mensch, Fürst, der ehrlichste von allen!" griff Lebedeff sogleich lebhaft auf. „Nur Sie allein, edelster Fürst, sind fähig, eine so richtige und gerechte Bemerkung zu machen! Dafür aber bin ich Ihnen bis zur Vergötterung zugetan, wenn ich auch selbst verkommen und verdorben bin in all meinen Lastern! Also abgemacht! Ich finde die Brieftasche hier sogleich, soeben, und nicht erst morgen. Hier, ich nehme sie hier vor Ihren Augen heraus, hier ... hier ist sie, und hier ... ist das Geld bis auf den letzten Rubel. Hier – nehmen Sie es, Fürst, verwahren Sie es bis morgen. Morgen oder übermorgen werde ich Sie darum bitten. Aber wissen Sie, Fürst, jetzt ist's doch klar, daß sie in der ersten Nacht irgendwo in meinem Garten unter einem Stein gelegen hat, oder nicht? – was meinen Sie?"

„Hören Sie, sagen Sie ihm das nur nicht so offen ins Gesicht, daß Sie die Brieftasche gefunden haben. Mag er einfach sehen, daß sie nicht mehr im Rockschoß ist, dann wird er schon begreifen."

„Ja–a? Wäre es nicht doch besser, zu sagen, daß ich sie gefunden habe und sich dabei so zu stellen, als hätte ich nichts erraten?"

„N–nein," sagte der Fürst nachdenklich, „n–nein, jetzt ist es schon zu spät dazu, es wäre zu gefährlich. Nein, wirklich, sagen Sie lieber nichts. Seien Sie nur freundlich zu ihm, doch ... lassen Sie ihn nichts merken, und ... und ... wissen Sie ..."

Digitized by Google

„Ich weiß, Fürſt, ich weiß! – das heißt, ich weiß, daß ich es wahrſcheinlich nicht erfüllen werde, denn dazu müßte man ein Herz haben, wie nur Sie allein eines beſitzen. Zudem bin auch ich ein reizbarer Menſch. – Er hat mich bisweilen doch gar zu ſehr von oben herab behandelt, namentlich in der letzten Zeit: bald weint er und umarmt mich, bald wiederum behandelt er mich mit ausgeſprochener Verachtung – nein, das konnte ich ihm nicht ſchenken, da ſtellte ich den Rockſchoßzipfel ſo, daß die dicke Stelle einem jeden auffallen mußte! hehehe! Auf Wiederſehen, Fürſt, denn ich ſtöre wohl, wie ich ſehe, und hindere Sie, ſich ganz in die intereſſanteſten Gefühle zu vertiefen ...“

„Laſſen Sie nur um Gottes willen kein Wort verlauten, hüten Sie das Geheimnis, hören Sie!“

„Jawohl, gewiß, gewiß, gehe mit ſachten Schritten und als wäre nichts geſchehen!“

Der Fürſt blieb, obſchon die Sache ſo gut wie abgetan war, doch in Sorgen um den General zurück, ja faſt hatten ſich dieſe Sorgen jetzt noch vergrößert. Unruhig ſah er der bevorſtehenden Unterredung mit dem General entgegen.

Digitized by

IV.

Der General erſchien, wie verabredet, Punkt zwölf, ſo daß der Fürſt, der ein wenig ſpäter nach Hauſe zurückkehrte, ihn bereits wartend bei ſich antraf. Es fiel ihm ſogleich auf, daß der General ungehalten zu ſein ſchien, und zwar offenbar deshalb, weil er hatte warten müſſen. Der Fürſt machte ſeine Entſchuldigung, und beeilte ſich, ihm gegenüber Platz zu nehmen, tat es jedoch eigentümlich ängſtlich, als wäre ſein Gaſt eine zarte Porzellanfigur, die er durch eine unvorſichtige Bewegung zu zerſchlagen fürchtete. Dieſe Furcht war um ſo ſeltſamer, als er bisher noch nie etwas Ähnliches im Verkehr gerade mit dem General empfunden hatte. Bald jedoch gewahrte der Fürſt, daß ſein Gaſt heute ein ganz anderer Menſch war, als tags zuvor: Die frühere Verwirrung und Zerſtreutheit war gänzlich verſchwunden, und ſtatt ihrer bemerkte man nur eine ungewöhnliche Zurückhaltung, aus der man nur folgern konnte, daß dieſer Menſch ſich zu etwas Großem entſchloſſen hatte. Die Ruhe war übrigens eine mehr äußerliche; jedenfalls ſchien der Gaſt bei aller zurückhaltenden Würde immer noch recht aufgeräumt zu ſein! ja zu Anfang ſprach er ſogar mit einer gewiſſen Herablaſſung zum Fürſten –

Digitized by Google

gerade so, wie mitunter stolze Leute, die mit Unrecht verletzt oder zurückgesetzt worden sind, leutselig, herablassend und dementsprechend liebenswürdig zu sein pflegen. Der General sprach freundlich, wenn auch im Ton seiner Stimme eine gewisse Betrübnis durchklang.

„Hier ist Ihr Buch, das Sie mir vor ein paar Tagen gegeben haben," machte er den Fürsten mit einer hinweisenden Kopfbewegung auf das Buch aufmerksam, das er auf den Tisch gelegt hatte. „Besten Dank."

„Ach ja! Sie haben den Artikel gelesen? Wie hat er Ihnen gefallen? Doch sehr interessant?" fragte der Fürst, erfreut über die Möglichkeit, ein nebensächliches Gespräch anfangen zu können.

„In-ter-essant? – ja, das allerdings, aber alles in allem doch recht unbehauen und natürlich auch albern. Vielleicht ist überhaupt kein wahres Wort daran."

Der General sprach mit erstaunlicher Sicherheit – dem Fürsten wenigstens war dieser Ton an ihm ganz neu – und zog dabei mit einer gewissen überlegenen Nachlässigkeit die Worte in die Länge.

„Ach, aber das ist doch eine so harmlose Erzählung, eine so echte Schilderung eines alten Soldaten, der selbst Augenzeuge der Plünderung Moskaus gewesen ist. Einzelne Stellen sind, finde ich, einfach wundervoll. Zudem sind doch alle Aufzeichnungen von Augenzeugen schon als solche ungeheuer wertvoll, gleichviel wer der Augenzeuge ist, nicht wahr?"

„Ich hätte an Stelle des Autors diese Aufzeich-

Digitized by Google

nungen nicht gedruckt, und was solche Aufzeichnungen von Augenzeugen im allgemeinen anlangt, so-o . . . kann man sagen, daß die Menschen eher einem groben Lügner glauben, als einem alten, ehrwürdigen und verdienstvollen Manne. Ich kenne Aufzeichnungen aus dem Jahre achtzehnhundertzwölf, die . . . Ich habe mich entschlossen, Fürst, dieses Haus hier zu verlassen – das Haus Herrn Lebedeffs."

Der General blickte den Fürsten bedeutsam an.

„Sie haben ja wohl auch Ihre eigene Wohnung in Pawlowsk, bei . . . bei Ihrer Frau Tochter . . ." sagte der Fürst, nur um etwas zu sagen.

Er erinnerte sich, daß der General ja doch gekommen war, um zu einer „schicksalsschweren Entscheidung" seinen Rat einzuholen.

„Bei meiner Frau," korrigierte der General, „mit anderen Worten, bei mir, und im Hause meiner Tochter."

„Verzeihen Sie, ich . . ."

„Ich verlasse das Haus Herrn Lebedeffs deshalb, lieber Fürst, weil ich mit diesem Manne gebrochen habe; ich habe es gestern abend getan, bedauernd, daß es von mir aus nicht schon früher geschehen ist. Ich fordere Achtung für meine Person von jedermann, Fürst, selbst von jenen Leuten, denen ich, wie man sagt, mein Herz schenke. Fürst, ich verschenke oft mein Herz und werde fast immer betrogen. Dieser Mensch hat sich als meines Geschenkes unwürdig erwiesen."

„Es ist viel Unordnung in ihm," bemerkte der Fürst zurückhaltend, „und gewisse Züge . . . aber er hat trotzdem Herz und einen schlauen Kopf, der bisweilen sogar recht spaßige Gedanken hervorbringt."

Digitized by Google

Die psychologische Richtigkeit des Urteils und der ernste Ton des Fürsten schmeichelten augenscheinlich dem General, obschon er sein Gegenüber ab und zu doch noch mit einem mißtrauischen Blick von der Seite ansah. Der Ton des Fürsten war aber so natürlich und arglos aufrichtig, daß sein Mißtrauen von selbst schwand.

„Daß er auch gute Eigenschaften hat," fiel der General ein, „das dürfte ich wohl als erster bemerkt haben – da ich doch diesem Individuum fast meine Freundschaft geschenkt habe. Er soll nur nicht glauben, daß ich seiner Gastfreundschaft bedarf – ich habe mein eigenes Heim. Ich will meine Fehler nicht beschönigen. Ich verstehe eben nicht, mich zu mäßigen. Ich habe mit ihm zusammen gekneipt, was ich jetzt lebhaft bereue. Aber ich habe doch nicht nur um des Kneipens willen – verzeihen Sie, Fürst, einem gereizten Manne das rohe offene Wort –, doch nicht nur um des Kneipens willen habe ich mich mit ihm abgegeben! Gerade seine Eigenschaften, wie Sie sagen, haben mich zu ihm hingezogen. Freilich, alles nur bis zu einer gewissen Grenze! Und was sind selbst seine Eigenschaften! Wenn er plötzlich die Frechheit hat, mich überzeugen zu wollen, daß er im Jahre achtzehnhundertundzwölf, also noch als Kind, sein linkes Bein verloren und auf dem Waganjkoffskischen Friedhof in Moskau begraben habe, so übersteigt das doch alle Grenzen, und ist eben eine . . . eine Mißachtung meiner Person, eben eine . . . eine Frechheit sondergleichen! . . ."

„Vielleicht war es nur ein Scherz, zur Erheiterung . . ."

Digitized by Google

„Ich verstehe. Eine unschuldige Lüge, die nur Gelächter hervorrufen soll, wird, selbst wenn sie roh ist, kein Menschenherz beleidigen. Lügt doch so manch einer, wenn Sie wollen, nur aus Freundschaft, um seinem Gesellschafter ein Vergnügen zu bereiten. Sobald aber Mißachtung der Person des anderen durchblickt, oder wenn man zum Beispiel durch solche Mißachtung dem anderen zu verstehen geben will, daß seine Bekanntschaft einem lästig ist, so bleibt einem Ehrenmann nichts anderes übrig, als sich abzuwenden, für weitere freundschaftliche Beziehungen zu danken, und damit den Beleidiger auf den ihm zukommenden Platz zu verweisen."

Der General wurde rot vor Empörung.

„Aber Lebedeff hätte ja überhaupt nicht achtzehnhundertundzwölf in Moskau sein können! Natürlich ist das nur ein Scherz. Er ist doch viel zu jung dazu."

„Erstens das; doch nehmen wir an, er wäre damals schon geboren gewesen. Aber wie kann er mir ins Gesicht behaupten, daß ein französischer Chasseur eine Kanone auf ihn gerichtet und ihm das linke Bein einzig zum Zeitvertreib abgeschossen habe; daß er dann selbst dieses sein abgeschossenes Bein aufgehoben und nach Hause gebracht und später auf dem Friedhof begraben habe, und ferner, daß er über dem Grabe des Beines ein Denkmal errichtet, das auf der einen Seite die Inschrift trage: ‚Hier ruht in Frieden das Bein des Kollegien-Sekretärs Lebedeff', und auf der anderen: ‚Ruhe sanft, geliebter Staub, bis zum fröhlichen Wiedersehen', und schließlich, daß er alljährlich für dieses Bein eine Seelenmesse lesen

laſſe – was doch einfach Blasphemie wäre – und daß er zu dem Zweck in jedem Jahr nach Moskau reiſe. Zur Bekräftigung fordert er mich noch auf, mit ihm nach Moskau zu fahren, um mir von ihm das Grab ſeines Beines zeigen zu laſſen und im Kreml ſogar jene franzöſiſche Kanone, die mit anderen zuſammen erbeutet worden und nun dort aufgeſtellt ſei – die elfte vom Tore ſoll es ſein –, ein Falkonettgeſchütz alter franzöſiſcher Bauart."

„Und dabei ſind doch ſeine beiden Beine vollkommen ganz und geſund, wenigſtens ſoviel man ſehen kann!" meinte der Fürſt lachend. „Ich verſichere Sie, es iſt nur ein unſchuldiger Scherz von ihm geweſen, ſeien Sie ihm deshalb nicht böſe."

„Erlauben Sie, daß auch ich meine Meinung äußere. Was die Beine und das Bemerken anlangt, ſo wäre das ſchließlich noch nicht ſo unwahrſcheinlich, denn wie er behauptet, habe er ein Tſchernoſſwitoffſches falſches Bein . . ."

„Ach ja, mit einem ſolchen Bein ſoll man ja ſogar tanzen können, ſagt man."

„Das weiß ich; Tſchernoſſwitoff kam, als er ſein Bein erfunden hatte, ganz zuerſt zu mir geeilt, um es mir zu zeigen. Aber er hat ſeine Erfindung viel ſpäter gemacht . . . Und überdies behauptet er, daß ſelbſt ſeine verſtorbene Frau während der ganzen Zeit ihrer Ehe nicht gewußt habe, daß er, ihr Mann, ein Holzbein hatte. ‚Wenn du,' ſagte er zu mir, als ich ihn auf dieſe Unmöglichkeiten aufmerkſam machte, ‚wenn du achtzehnhundertundzwölf Napoleons Leibpage geweſen biſt, dann geſtatte auch mir, eines meiner

Digitized by Google

Beine auf dem Waganjkoffskiſchen Friedhof begraben zu haben'."

„Ja, aber ſind Sie denn . . ." begann der Fürſt, brach jedoch verwirrt ab.

Der General ſchien gleichfalls etwas verlegen zu werden, doch ſchon nach einem Augenblick ſah er den Fürſten von oben herab an, und um ſeine Lippen ſpielte ein ſpöttiſches Lächeln.

„Sprechen Sie es nur aus, Fürſt," ſagte er mit geradezu erhabener Ruhe, „ſprechen Sie es nur aus. Ich bin nachſichtig, ſagen Sie ruhig alles, was Sie denken: geſtehen Sie nur, daß Ihnen der Gedanke kaum glaublich erſcheint, der Gedanke, einen Menſchen vor ſich zu ſehen, der jetzt erniedrigt und . . . überflüſſig iſt, und gleichzeitig vernehmen zu müſſen, daß dieſer Menſch ein Augenzeuge . . . großer Ereigniſſe geweſen iſt. Hat er Ihnen noch nicht . . . vorgeſchwatzt?"

„Nein, Lebedeff hat mir nichts davon geſagt – wenn Sie Lebedeff meinen . . ."

„Hm! . . . und ich dachte im Gegenteil . . . Das war eigentlich unſer ganzes Geſpräch geſtern abend . . . wir kamen zufällig auf dieſe . . . ſeltſame Geſchichtsperiode zu ſprechen. Ich bemerkte ſogleich die Ungereimtheit, und da ich ſelbſt Zeuge war . . . Sie lächeln, Fürſt, Sie blicken mich fragend an?"

„N–ein, ich . . ."

„Ich ſehe allerdings jünger aus, als ich bin," fuhr der General langſam fort, „doch bin ich eben älter als man allgemein glaubt. Im Jahre achtzehnhundertzwölf war ich ungefähr zehn oder elf Jahre

alt – genau entsinne ich mich dessen nicht mehr. In meinen Papieren ist natürlich mein Geburtsjahr genau angegeben, doch im Leben, wie gesagt, hatte ich die Schwäche, mich stets für jünger auszugeben als ich war."

„Ich versichere Sie, General, ich halte es durchaus nicht für unmöglich, daß Sie damals in Moskau gewesen sind, und . . . selbstverständlich können Sie jetzt auch manches mitteilen . . . wie alle, die es miterlebt haben. Beginnt doch einer unserer Schriftsteller seine Autobiographie damit, wie ihn Anno achtzehnhundertundzwölf, als er noch ein Säugling war, französische Soldaten in Moskau mit Brot gepäppelt hätten."

„Nun sehen Sie," begutachtete der General herablassend diesen Fall. „Mein Fall geht noch ein wenig mehr über die Grenzen des Gewöhnlichen hinaus, doch liegt in ihm schließlich nichts Unmögliches. Die Wahrheit erscheint uns oft unmöglicher als irgendeine Lüge. Leibpage! Es muß demjenigen seltsam genug klingen, der es zum ersten Male hört. Doch dieses Erlebnis eines zehnjährigen Kindes läßt sich gerade durch sein Alter erklären. Einem Fünfzehnjährigen wäre das nicht mehr passiert, denn als Fünfzehnjähriger wäre ich nicht so leichtsinnig aus unserem Hause an der Staraja Basmannaja am Tage des Einzugs Napoleons in Moskau auf die Straße gelaufen. Meine Mutter hatte es in ihrer Angst immer noch aufgeschoben, die Stadt zu verlassen, bis – bis es eben zu spät war. Mit fünfzehn Jahren hätte ich es nicht so ohne weiteres gewagt, aber so als Zehn-

Digitized by Google

jähriger fürchtete ich mich vor nichts und drängte mich unbekümmert durch die Menge bis dicht an den Eingang des Palais, als Napoleon gerade vom Pferde stieg . . ."

„Das haben Sie sehr richtig bemerkt, daß Sie nur als zehnjähriges Kind so furchtlos sein konnten . . ." versetzte der Fürst, gepeinigt von dem Gedanken, daß er sogleich erröten würde.

„Nicht wahr? – und alles geschah so einfach und natürlich, wie es eben nur in der Wirklichkeit geschehen kann – wollte ein Schriftsteller so etwas schildern, so würde er nur ungereimtes, unmögliches Zeug zusammenschreiben."

„Ganz recht!" rief der Fürst. „Diesen Gedanken habe auch ich gehabt, noch vor kurzem. Ich hörte von einem Mord wegen einer Taschenuhr – jetzt ist die Geschichte schon in allen Zeitungen. Hätte das ein Dichter geschrieben: die sogenannten Kenner des russischen Volkes und die Literaturkritiker würden doch sogleich geschrien haben, daß es unwahrscheinlich, unmöglich sei; liest man es aber in der Zeitung als Tatsache, so fühlt man doch unwillkürlich, daß man gerade aus solchen Tatsachen die russische Wirklichkeit kennen lernt. Das haben Sie ganz vorzüglich bemerkt, General", schloß der Fürst, froh darüber, daß er dem Erröten hatte entgehen können.

„Nicht wahr? Nicht wahr?" rief der General ungeheuer geschmeichelt, und seine Augen blitzten vor Vergnügen. „Ein Knabe, ein Kind, das die Gefahr überhaupt nicht ahnt, drängt sich durch die Menge, um den Pomp, die glänzenden Uniformen, die ganze

Digitized by Google

Suite zu sehen, und schließlich doch auch den großen Kaiser, von dem man ihm schon so unendlich viel erzählt hat. In der ganzen Welt hatte seit Jahren nur dieser eine Name: Napoleon gehallt, und ich hatte ihn, wie man zu sagen pflegt, schon mit der Muttermilch eingesogen. Als Napoleon so dicht an mir vorüberging, fiel ihm plötzlich mein Blick auf – ich war außerdem vornehm gekleidet, meine Mutter gab stets sehr viel darauf. Und ich allein so gekleidet in dieser Volksmenge, nicht wahr . . ."

„Zweifellos mußte ihm das auffallen, denn das bewies doch, daß nicht alle Edelleute oder vornehmeren Familien die Stadt verlassen hatten."

„Eben, eben! Er wollte ja gerade den Adel für sich gewinnen! Als sein Adlerblick mich nun streifte, mußten wohl meine Augen aufgeleuchtet haben. ‚Voilà un garçon bien éveillé!' bemerkte er plötzlich zu seiner Suite. ‚Qui est ton père?' Ich antwortete ihm sofort, allerdings fast atemlos vor Aufregung: ‚Ein General, der auf dem Schlachtfelde fürs Vaterland gefallen ist.' – ‚Ah,' sagte er, ‚le fils d'un bojard et d'un brave par-dessus le marché! J'aime les bojards. M'aimes-tu, petit?' Auf diese schnelle Frage antwortete ich ebenso schnell: ‚Das Herz eines Russen ist fähig, selbst im Feinde seines Vaterlandes den großen Mann anzuerkennen!' Das heißt, ich weiß eigentlich nicht mehr genau, ob ich mich auch buchstäblich so ausdrückte ... ich war noch ein Kind ... aber der Sinn war jedenfalls derselbe. Napoleon war zuerst ganz überrascht, sann einen Augenblick nach und wandte sich dann zu seiner Suite. ‚Mir gefällt der Stolz dieses Kindes!'

Digitized by Google

ſagte er, ‚doch wenn alle Ruſſen ſo denken wie dieſer Knabe, dann ...‘ Er ſprach den Satz nicht zu Ende und trat ins Palais. Ich miſchte mich ſogleich unter ſeine Suite und folgte ihm ins Palais. Man machte mir überall Platz und betrachtete mich bereits als Favorit. Aber das war ja alles nur Nebenſache, ich bemerkte es kaum ... Ich entſinne mich nur noch, wie der Kaiſer, gerade als ich in den erſten Saal eintrat, plötzlich vor dem Bildnis Katharinas der Zweiten ſtehenblieb, es nachdenklich lange betrachtete und ſchließlich ſagte: ‚Das war eine große Frau!‘ und dann weiterging. Nach zwei Tagen kannte mich ein jeder im Palais und im ganzen Kreml, und man nannte mich nur noch ‚le petit bojard‘. Zu Hauſe, wo alles auf dem Kopf ſtand, fand ich mich erſt abends ein, um frühmorgens wieder aufzubrechen und in den Kreml zurückzukehren. Da ſtarb ganz unverhofft, am zweiten Tage nach dem Einzug in Moskau der Leibpage Napoleons, Baron de Bazancourt, der die Strapazen des Feldzuges nicht ausgehalten hatte. Napoleon erinnerte ſich meiner: man ſuchte mich, brachte mich ins Palais, ohne mir ein Wort zu ſagen, zog mir die Kleider des Verſtorbenen an, eines Knaben von etwa zwölf Jahren, und erſt als ich in der Leibpagenuniform dem Kaiſer vorgeſtellt worden war und er mit dem Kopf genickt hatte, erklärte man mir den Sachverhalt und wozu man mich auserſehen hatte. Ich freute mich, denn ich empfand, und zwar ſchon ſeit langer Zeit, eine glühende Sympathie für ihn ... nun, und außerdem die glänzende Uniform, das bedeutet doch ſehr viel für ein Kind, nicht wahr ...

Ich trug einen dunkelgrünen Frack mit langen, schmalen Schößen, goldenen Knöpfen, roten, goldgestickten Ärmelaufschlägen, einem hohen, offenstehenden Kragen, gleichfalls mit Goldstickerei auf rot, und auf den Frackschößen ebenfalls Goldstickerei; dazu trug ich weiße sämischlederne Beinkleider, eine weißseidene Weste, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe ... wenn aber der Kaiser ausritt und ich ihn mit der Suite begleitete, trug ich hohe Kanonenstiefel. War auch die Situation keine glänzende, und sah man auch noch viel größeres Unglück kommen, so wurde doch die Etikette nach Möglichkeit eingehalten, und zwar um so peinlicher, je mehr man das Unglück vorausfühlte."

„Ja, natürlich ..." murmelte der Fürst geradezu hilflos, „Ihre Memoiren würden sehr ... interessant sein."

Der General, der natürlich ganz dasselbe wiedergab, was er am Abend vorher Lebedeff erzählt hatte, erzählte fließend. Doch diese Bemerkung des Fürsten erweckte wieder sein Mißtrauen und – prüfend sah er ihn an.

„Meine Memoiren," sagte er mit Stolz, „Sie meinen, ich soll meine Memoiren schreiben? Nein, das verlockt mich nicht, Fürst! Wenn Sie wollen ... so sind meine Memoiren bereits niedergeschrieben, nur ... sie liegen in meinem Pult. Mögen sie dann, wenn man mich begraben hat, erscheinen. Sie werden zweifellos in alle Sprachen übersetzt werden, nicht wegen ihrer literarischen Form, sondern wegen der Bedeutung dieser allerkolossalsten Tatsachen, die ich als Augenzeuge erlebt habe, wenn ich auch noch ein Kind

Digitized by Google

war. Doch das ist schließlich noch ein Vorzug: als Kind bin ich, wie man sagt, in die intimste Kammer des großen Mannes eingedrungen, und das nicht etwa nur bildlich: ich habe in den Nächten das Gestöhn dieses vom Unglück erfaßten Riesen gehört! Vor mir, dem Kinde, tat er sich keinen Zwang an, obschon ich sehr wohl begriff, daß die Ursache seines Leidens – das Schweigen Kaiser Alexanders war."

„Ja, richtig, er hat ja doch an Alexander Briefe geschrieben ... mit Friedensvorschlägen ..." bemerkte der Fürst schüchtern.

„Genau wissen wir es nicht, welche Vorschläge er ihm gemacht hat, nur hat er tatsächlich an ihn täglich, fast stündlich einen Brief geschrieben, einen Brief nach dem anderen ... Er regte sich dabei natürlich über alle Maßen auf. Einmal in der Nacht – wir waren beide ganz allein – stürzte ich weinend zu ihm – oh, ich liebte ihn! – und ich flehte ihn an: ‚Bitten Sie, bitten Sie den Kaiser Alexander um Verzeihung!' Das heißt, ich hätte sagen sollen: ‚Schließen Sie mit ihm Frieden', doch als kleines Kind drückte ich meine Gedanken eben ganz naiv aus. Er nahm es mir aber nicht übel. ‚Mein Kind!' sagte er – er promenierte auf und ab im Zimmer –, ‚oh, mein Kind!' – er schien es damals gar nicht zu bemerken, daß ich erst zehn Jahre alt war, und er liebte es sogar, sich mit mir zu unterhalten. ‚Oh, mein Kind,' sagte er, ‚ich bin bereit, Kaiser Alexander die Füße zu küssen, doch dem König von Preußen und dem Kaiser von Österreich, oh, denen schwöre ich ewigen Haß und ... schließlich ... was verstehst du von Politik!' Es war, als hätte

Digitized by Google

er plötzlich bemerkt, mit wem er sprach, und er verstummte, doch seine Augen sprühten noch Funken. Wollte ich nun all diese Tatsachen niederschreiben – und ich war Zeuge von noch weit wichtigeren Ereignissen –, wollte ich jetzt meine Memoiren herausgeben, so müßte ich all diese Kritiken über mich ergehen lassen, diese Reden des literarischen Ehrgeizes, diesen ganzen Neid und Parteigeist und ... nein, ich danke dafür!"

„Was Sie da vom Parteigeist sagen, ist sehr richtig," sagte der Fürst nach kurzem Schweigen. „Da habe ich vor nicht langer Zeit ein Buch von Charras, ‚Campagne de 1815', gelesen. Es ist augenscheinlich ein ernstes Buch, und, wie Fachmänner sich äußern, mit ungeheurer Kenntnis der Sache geschrieben. Nur spricht, finde ich, aus jeder Seite des Buches eine so große Freude über die Besiegung und Erniedrigung Napoleons, daß Charras sicherlich sehr froh sein würde, wenn man Napoleon auch auf Grund der anderen Kriege jedes Talent absprechen könnte. Das ist natürlich nicht gut in einem sonst so ernsten Buch, denn es ist doch nichts als, nun, eben Parteigeist. Waren Sie sehr in Anspruch genommen durch Ihren Dienst beim ... Kaiser?"

Der General war begeistert. Die ernste, treuherzige Frage des Fürsten zerstreute sein letztes Mißtrauen.

„Charras! Oh, auch ich war darüber entrüstet! Ich schrieb auch sogleich an ihn, nur ... ich entsinne mich im Augenblick nicht ganz ... Sie fragen, ob ich sehr in Anspruch genommen war? Oh, nein! Man nannte mich zwar Leibpage, aber ich faßte es ja doch selbst damals nicht als Ernst auf. Hinzukam,

Digitized by Google

daß Napoleon bald jede Hoffnung verlor, den Russen näherzutreten, und so hätte er wohl auch mich vergessen, nachdem er mich aus Politik herangezogen, wenn ... wenn er mich nicht persönlich liebgewonnen hätte, was ich jetzt ruhigen Gewissens behaupten kann. Mich aber zog mein Herz zu ihm. Ein besonderer Dienst wurde von mir durchaus nicht verlangt: ich mußte ab und zu im Palais erscheinen und ... den Kaiser auf seinen Spazierritten zu Pferde begleiten, und das war alles. Ich ritt damals schon ganz gut. Er ritt gewöhnlich vor dem Diner aus, und seine Suite bestand dann meist aus Davoust, mir, dem Mameluken Rustan ..."

„Constant", entfuhr es plötzlich fast unbewußt dem Fürsten.

„N–ein, Constant war damals nicht in Moskau, er war unterwegs mit einem Schreiben an ... die Kaiserin Josephine; doch statt seiner waren gewöhnlich noch zwei Ordonnanzen da, einige polnische Ulanen ... nun, und das war seine ganze Suite, außer den Generalen, versteht sich, und Marschällen, von denen Napoleon sich stets begleiten ließ, um sich mit ihnen beraten zu können, das Terrain zu studieren, die Positionen der einzelnen Truppenteile, und so weiter ... Am häufigsten war Davoust bei ihm. Ich sehe ihn noch wie leibhaftig vor mir, diesen großen, stark gebauten, kaltblütigen Mann mit dem seltsamen Blick hinter den Brillengläsern. Mit ihm beriet sich der Kaiser am häufigsten. Er schätzte seine Meinung sehr hoch. Ich weiß noch genau: einmal hatten sie sich schon mehrere Tage lang beraten. Davoust war mor-

Digitized by Google

gens und abends gekommen, sie hatten oft gestritten, endlich schien Napoleon nachzugeben. Sie befanden sich beide im Kabinett, er, Davoust und, fast unbemerkt von ihnen, ich als Dritter. Da fiel plötzlich ganz zufällig Napoleons Blick auf mich, und ein seltsamer Gedanke blitzte in seinen Augen auf. ‚Kind!' wandte er sich an mich, ‚was meinst du: wenn ich zur rechtgläubigen Kirche übertreten sollte und eure Leibeigenen befreite, würden mir die Russen dann folgen?' – ‚Niemals!' rief ich mit Unwillen. Napoleon war ganz betroffen. ‚In den Augen dieses Kindes, aus denen der Patriotismus glüht,' sagte er, ‚habe ich die Gesinnung des ganzen russischen Volkes gelesen. Genug, Davoust! Das war nur ein phantastischer Einfall. Legen Sie Ihr zweites Projekt vor.'"

„Ja, aber auch dieses Projekt war ... ein großer Gedanke," sagte der Fürst, sichtlich interessiert. „Und Sie schreiben es Davoust zu?"

„Wenigstens beriet sich Napoleon mit ihm. Der Gedanke selbst stammte natürlich von Napoleon, dieser Adlergedanke, aber auch das andere Projekt war ... Das war jener ‚conseil du lion', wie Napoleon selbst diesen ihm von Davoust erteilten Rat nannte. Dieser Rat bestand darin, sich mit dem ganzen Heer im Kreml zu verschanzen, Baracken zu bauen, Befestigungen zu errichten, die Kanonen aufzustellen, möglichst viel Pferde zu schlachten und einzusalzen, möglichst viel Getreide aufzutreiben und so zu überwintern, um dann im Frühling sich durch die Russen durchzuschlagen. Dieses Projekt gefiel Napoleon sehr. Wir ritten hierauf täglich um die Kremlmauern, er ordnete selbst alles an,

Digitized by Google

zeigte, wo Schanzen, wo Verhaue, wo Blockhäuser, Schutzwälle errichtet werden sollten – ein Blick, ein Wort und – die Sache war gemacht. Schließlich war man so weit, daß Davoust zur letzten, endgültigen Entscheidung drängte. Wieder waren sie beide ganz allein im Kabinett, nur ich war als Dritter zugegen. Wieder ging Napoleon mit verschränkten Armen auf und ab. Ich ließ ihn nicht aus den Augen, mein Herz klopfte stark. ‚Ich gehe', sagte Davoust. ‚Wohin?' fragte Napoleon. ‚Pferde einsalzen zu lassen', sagte Davoust. Napoleon zuckte zusammen, jetzt kam der Augenblick der Entscheidung. ‚Kind,' wandte er sich plötzlich an mich, ‚was meinst du zu unserem Vorhaben?' Natürlich fragte er mich nur, wie bisweilen der klügste Mensch in einer wichtigen Frage lieber das Los entscheiden läßt, als daß er's selbst tut ... wie man eine Münze hinwirft und Adler oder Schrift entscheiden läßt. Doch statt an ihn wandte ich mich an Davoust und sagte, fast auf höhere Eingebung: Sehen Sie lieber zu, General, daß Sie noch mit heiler Haut davonkommen!' Damit war das Projekt verworfen. Davoust zuckte nur mit der Achsel und brummte beim Hinausgehen: ‚Bah! Il devient superstitieux!' Am nächsten Tage wurde der Befehl zum Rückzug gegeben."

„Das ist natürlich alles sehr interessant," murmelte der Fürst kaum hörbar, „wenn es nur auch wirklich so ... das heißt, ich will nur sagen ..." beeilte er sich, sich zu verbessern.

„Oh, Fürst!" rief der General, der selbst von seiner Erzählung so begeistert war, daß er sich nicht

Digitized by Google

einmal mehr vor der größten Unvorsichtigkeit zurückzuhalten vermocht hätte. „Sie sagen: ‚wenn es nur auch wirklich so war!‘ Aber es war ja noch viel mehr, ich versichere Sie, es war ja noch viel mehr als das! Das waren ja nur erst kleine Nebensachen, politische Dinge. Aber ich versichere Sie, ich bin sogar Zeuge seiner nächtlichen Tränen gewesen, ich habe das Stöhnen dieses großen Mannes gehört, dessen aber kann sich außer mir keiner rühmen! Zum Schluß allerdings, da weinte er nicht mehr, er stöhnte nur noch, und sein Gesicht wurde immer finsterer. Es war, als hätte die Ewigkeit ihn bereits mit ihren dunklen Fittichen beschattet. In manch einer Nacht verbrachten wir beide ganze Stunden allein, schweigend – der Mameluk Rustan schnarchte im Nebenzimmer. Einen entsetzlich festen Schlaf hatte dieser Mensch. ‚Dafür ist er mir und meiner Dynastie treu ergeben‘, sagte Napoleon von ihm. Einmal tat er mir unsäglich leid, und plötzlich bemerkte er eine Träne in meinem Auge: gerührt blickte er mich an. ‚Du bemitleidest mich!‘ rief er aus, ‚nur du, Kind, tust es, und vielleicht wird es noch ein anderes Kind tun, mein Sohn, le roi de Rome! Die anderen alle hassen mich nur, und meine Brüder werden die ersten sein, die mich im Unglück verlassen!‘ Ich schluchzte laut auf und eilte zu ihm – da hielt auch er es nicht mehr aus, und Tränen stürzten ihm aus den Augen. ‚Oh, schreiben Sie, schreiben Sie an die Kaiserin Josephine!‘ bat ich ihn schluchzend. Napoleon zuckte zusammen, dachte nach und sagte dann zu mir: ‚Du hast mich an ein drittes Herz erinnert, das mich liebt. Ich danke dir,

Digitized by Google

Freund!' Und er setzte sich sogleich an den Schreibtisch und schrieb an Josephine jenen Brief, mit dem dann am nächsten Tage Constant nach Paris geschickt wurde."

„Das war sehr gut von Ihnen," sagte der Fürst, „mitten in seinen düsteren Gedanken riefen Sie ein lichtes Gefühl in ihm hervor."

„Eben, Fürst, und wie gut Sie das zu erklären verstehen, das entspricht auch Ihrem eigenen Herzen!" stimmte der General begeistert bei, und seltsam: Tränen, wirkliche Tränen glänzten in seinen Augen. „Ja, Fürst, ja, das war ein großer Anblick! Und wissen Sie, fast wäre ich mit ihm nach Paris gefahren, und dann hätte ich ihn, versteht sich, auch nach St. Helena begleitet, doch leider trennte uns das Schicksal! Er kam auf jene wüste Insel, wo er vielleicht in einer trüben Stunde an die Tränen jenes armen Knaben, der ihn einst umarmt und geküßt, gedacht hat. Ich aber – kam damals in die Kadettenschule, wo ich nichts als Strenge fand und die Roheit der Mitschüler und . . . Und dann war alles aus! ‚Ich will dich deiner Mutter nicht entreißen, deshalb nehme ich dich nicht mit,' sagte er zu mir an dem Tage, als er Moskau verließ, ‚ich würde aber gern etwas für dich tun.' Er war schon im Begriff, in den Sattel zu steigen. ‚Schreiben Sie mir zum Andenken etwas ins Album meiner Schwester,' bat ich schüchtern, denn er war sehr zerstreut und düster. Er wandte sich wirklich zurück, verlangte eine Feder, nahm das Album. ‚Wie alt ist deine Schwester?' fragte er, die Feder bereits in der Hand. ‚Drei Jahre', antwortete ich. ‚Petite fille alors.' Und er schrieb ins Album:

Digitized by Google

‚Ne mentez jamais.'

‚Napoléon, votre ami sincère.'

Ein ſolcher Rat in einem ſolchen Augenblick, Sie werden doch zugeben, Fürſt, was!"

„Ja, das iſt ſehr bezeichnend."

„Dieſes Albumblatt hing unter Glas in einem goldenen Rahmen bis zum Tode meiner Schweſter in ihrem Empfangszimmer, auf der ſichtbarſten Stelle der Wand – ſie ſtarb im Wochenbett –, wo es jetzt iſt, weiß ich nicht . . . aber . . . ach, mein Gott! Schon zwei Uhr! Wie ich Sie aufgehalten habe, Fürſt! Das iſt ja unverzeihlich!"

Der General erhob ſich.

„Oh, im Gegenteil!" murmelte der Fürſt. „Sie haben mich ſo gut unterhalten und . . . ſchließlich . . . es war ſo intereſſant, ich bin Ihnen ſehr dankbar dafür!"

„Fürſt!" ſagte der General, indem er ihn mit blitzenden Augen unverwandt anſah und ſeine Hand faſt ſchmerzhaft in der ſeinen drückte – er ſchien plötzlich wieder zur Beſinnung gekommen und jetzt von irgendeinem klaren Gedanken ganz betroffen zu ſein, doch das dauerte nur einen Augenblick. „Fürſt!" rief er aus, „Sie ſind dermaßen gut und dermaßen harmlos, daß Sie mir bisweilen leid tun und ich Sie nur mit Rührung betrachten kann. Oh, möge Gott der Herr Sie ſegnen! Möge Ihr Leben jetzt gut beginnen und erblühen . . . in der Liebe! Meines iſt zu Ende! Oh, verzeihen Sie mir, verzeihen Sie!"

Er bedeckte ſein Geſicht mit den Händen und verließ ſchnell das Zimmer. Wenigſtens an der Echtheit

Digitized by Google

seiner Aufregung konnte der Fürſt nicht zweifeln, wenn er auch begriff, daß der Alte ihn nur vor Freude über ſeinen Erfolg ganz begeiſtert verlaſſen hatte. Er fühlte es, daß dieſer Menſch zu jener Kategorie von Lügnern gehörte, die, wenn ſie auch bis zur Leidenſchaft, bis zur völligen Selbſtvergeſſenheit lügen, ſelbſt im Augenblick ihrer höchſten Ekſtaſe im Herzen doch argwöhnen, daß man ihnen nicht glaube, und ja auch gar nicht glauben könne. In ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung konnte der General, wenn er zur Beſinnung gekommen war, ſich unerträglich ſchämen, den Fürſten verdächtigen, daß er ihm nur aus übergroßem Mitleid zugehört habe, und ſich dann ſelbſt tief gekränkt fühlen.

„Wäre es nicht beſſer geweſen, ich hätte ihn nicht bis zu dieſer Begeiſterung gebracht?“ fragte ſich der Fürſt beunruhigt, doch plötzlich mußte er lachen. Zwar wollte er ſich auch ſchon ſogleich wieder Vorwürfe wegen dieſes Lachens machen, ſagte ſich aber, daß er ſich gar nichts vorzuwerfen habe, da der General ihm doch unendlich leid tat.

Seine Ahnung betrog ihn nicht: noch am Abend desſelben Tages erhielt er einen ſehr ſeltſamen, kurzen, aber entſchloſſenen Brief, in dem der General ihm mitteilte, daß er von ihm auf ewig Abſchied nehme, daß er ihn zwar achte und ihm dankbar ſei: doch werde er „jeden Ausdruck des Mitleids, der die Würde eines ohnehin ſchon erniedrigten Menſchen noch mehr erniedrige, ſtets zurückweiſen“. Dieſer Brief beunruhigte den Fürſten nicht wenig, als er dann aber hörte, daß der Alte ſich bei Nina Alexandrowna ein-

geschlossen hatte, sorgte er sich nicht weiter. Wie wir bereits erzählt haben, war der General inzwischen zu Jepantschins gegangen und hatte – um die Unterredung kurz wiederzugeben – Lisaweta Prokofjewna durch bittere Bemerkungen über seinen Sohn Ganjá empört, worauf er in beschämender Weise „verabschiedet" worden war. Deshalb hatte er denn auch eine so schlechte Nacht verbracht und am Morgen die Szenen im Hause seines Schwiegersohnes aufgeführt, um dann, als er schließlich ganz den Kopf verloren, halb irrsinnig auf die Straße hinauszulaufen.

Koljá, der den Sachverhalt immer noch nicht ganz begriff, glaubte zuerst, ihn mit Strenge am ehesten zur Vernunft bringen zu können.

„Na, wohin soll's denn jetzt gehen, General, was meinen Sie?" fragte er. „Zum Fürsten wollen Sie nicht, mit Lebedeff haben Sie sich verzankt, Geld haben Sie nicht, und ich pflege niemals welches zu haben: da sitzen wir jetzt auf der Straße!"

„Mein Sohn, sitzen ist immer noch besser als stehen," antwortete der General belehrend. „Mit diesem . . . Witz habe ich . . . homerisches Gelächter hervorgerufen im . . . Offizierskreise . . . Das war im Jahre vierundvierzig . . . Tausend . . . achthundert und vierundvierzig, ja! Ich entsinne mich . . . Oh, erinnere mich nicht, erinnere mich nicht daran. ‚Wo ist meine Jugend, wo blieb mein Lenz!' wie . . . wie . . . wer . . . welcher Poet hat das doch ausgerufen, Koljá?"

„Gogol, Papa, in seinen ‚Toten Seelen'", sagte Koljá mit einem etwas ängstlichen Seitenblick auf den Vater.

„‚Die toten Seelen'! Oh, ja die Toten! Wenn

Digitized by

du mich beerdigt haſt, dann ſchreibe auf mein Grab: ‚Hier ruht eine tote Seele!‘

‚Schmach und Schande verfolgen mich!‘

Wer hat das geſagt, Koljá?“

„Ich weiß nicht, Papa.“

„Nicht Jeropjegoff? . . . Jeroſchka Jeropjegoff!“ ſchrie er plötzlich laut wie außer ſich und blieb auf der Straße ſtehen. „Und das ſoll mein Sohn, mein leiblicher Sohn ſein! Jeropjegoff iſt elf Monate lang wie ein Bruder zu mir geweſen, für ihn habe ich ein Duell . . . Fürſt Wygorezkij, unſer Hauptmann, fragte ihn bei einer Flaſche Wein: ‚Du, Griſcha, wo haſt du denn eigentlich deinen Annenorden verdient, wenn du mir das ſagen könnteſt!‘ – ‚Auf den Schlachtfeldern meines Vaterlandes, wenn du's wiſſen ſollſt!‘ – Ich ſchreie: ‚Bravo, Griſcha!‘ Nun und da kam's denn zum Duell, ſpäter aber heiratete er . . . Marja Petrowna Ssu . . . Ssutugowa und ward erſchoſſen in der Schlacht bei . . . Die Kugel ſprang von meinem Orden ab und traf gerade ſeine Stirn. ‚Ich werde dich nie vergeſſen!‘ rief er und fiel tot hin. Ich . . . ich habe ehrlich dem Vaterlande gedient, Koljá, ich bin immer anſtändig geweſen, aber . . . ‚Schmach und Schande verfolgen mich!‘ Du und Nina, nur ihr zwei werdet mein Grab beſuchen . . . ‚Arme Nina!‘ ſo pflegte ich ſie früher ſtets zu nennen, Koljá, in der erſten Zeit . . . das iſt jetzt ſchon lange her . . . ſie hatte das ſo gern . . . Nina, Nina! Was habe ich mit deinem Leben gemacht! Wofür kannſt du mich lieben, du geduldige Seele! Deine Mutter iſt ein Engel, Koljá, hörſt du, ein Engel!“

Digitized by Google

„Ich weiß es, Papa. Papa, Täubchen, gehen wir zurück nach Haus zu Mama! Sie lief uns doch nach! Nun, was stehen Sie? Begreifen Sie denn nicht ... Nun, weshalb weinen Sie denn jetzt?"

Koljá weinte dabei selbst und küßte dem Vater die Hand.

„Du küßt mir die Hand, mir!"

„Ja, ja doch, Ihnen, Ihnen! Was ist denn dabei Wunderliches? Aber was weinen Sie denn hier mitten auf der Straße, und das noch dazu als General, als alter Soldat! Nun, gehen wir!"

„Gott segne dich dafür, mein kleiner Junge, daß du zu mir Schmählichem so ehrerbietig bist ... Ja, zum schmachbedeckten, elenden Greise, deinem Vater ... Mögest auch du einst einen solchen Sohn haben ... le roi de Rome ... Oh, ‚Fluch, Fluch diesem Hause'!"

„Aber, was hat denn das zu bedeuten!" rief plötzlich Koljá in seiner Angst aus. „Was ist denn geschehen? Weshalb wollen Sie jetzt nicht nach Hause kommen? Sind Sie denn ganz von Sinnen?"

„Ich werde dir erklären, alles erklären ... ich sage dir alles ... schrei nur nicht, man könnte es sonst hören ... le roi de Rome ... Oh, mir ist übel, mir ist traurig zumut!

‚Amme, sag', wo ist dein Grab!'

Wer hat das gesagt, Koljá?"

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht, wer es gesagt hat! Gehen wir jetzt nach Haus, aber ohne Umwege, sofort! Ich werde schon den Ganjá durchhauen, wenn's nötig ist ... aber wohin wollen Sie denn jetzt wieder?"

Digitized by Google

Der General zog ihn zur Treppe eines Hauſes, von dem ſie nicht weit entfernt waren.

„Wohin wollen Sie? Das iſt doch ein fremdes Haus!“

Doch der General ließ ſich nicht aufhalten, ſetzte ſich auf eine Stufe der Treppe und zog Koljá immer noch näher zu ſich heran.

„Beug' dich zu mir!“ murmelte er. „Ich werde dir alles ſagen . . . die Schmach . . . beug' dich . . . dein Ohr . . . ich will dir ins Ohr ſagen . . .“

„Aber was denn!“ rief Koljá unſäglich erſchrocken, hielt aber doch ſein Ohr hin.

„Le roi de Rome . . .“ flüſterte der General, der am ganzen Körper zu zittern ſchien.

„Was? . . . Was wollen Sie mit dem roi de Rome . . . Was?“

„Ich . . . ich . . .“ flüſterte wieder der General, immer ſchwerer ſich auf die Schulter ſeines lieben Knaben ſtützend, „ich . . . will . . . ich werde dir . . . alles, Marja, Marja . . . Petrowna Sſu-ſſu-ſſu . . .“

Koljá fuhr zurück, ergriff den Vater an den Schultern und ſtarrte ihm bleich vor Schreck ins Geſicht, das plötzlich purpurrot wurde, während die Lippen ſich blau färbten. Ein krampfhaftes, zitterndes Zucken lief über ſeine Züge. Plötzlich ſenkte ſich der Oberkörper und ſank immer ſchwerer auf Koljás ſtützende Arme.

„Schlag!“ ſchrie plötzlich Koljá laut über die ganze Straße, nachdem er endlich erraten, was geſchehen war.

Digitized by Google

V.

Warwara Arbalionowna hatte im Gespräch mit ihrem Bruder alles, was sie bei Jepantschins über die „Verlobung" des Fürsten mit Aglaja in Erfahrung gebracht, genau genommen, ziemlich übertrieben. Allerdings war es möglich, daß sie mit dem Instinkt der echten Frau aus den erhaltenen Mitteilungen das Bevorstehende um so sicherer erraten hatte. Vielleicht aber hatte sie sich nach der eigenen Enttäuschung bloß die Genugtuung nicht versagen können, auch dem Bruder, den sie sonst aufrichtig liebte, eine ebenso große, wenn nicht noch viel größere Enttäuschung zu bereiten. Jedenfalls ist es nicht anzunehmen, daß ihre Freundinnen sie so genau unterrichtet hatten: es werden wohl nur Andeutungen oder mit Schweigen übergangene Fragen gewesen sein, aus denen dann Warjá selbst das Weitere gefolgert hatte. Vielleicht hatten auch Aglajas Schwestern mit Absicht manches verlauten lassen, um auf diese Weise selbst von Warjá etwas zu erfahren. Endlich aber konnte es sich noch so verhalten, daß auch sie ihre ehemalige Gespielin ein wenig ärgern wollten, denn daß sie in dieser langen Zeit überhaupt nichts von Warjás Plänen erraten haben sollten, ist wohl nicht anzunehmen.

Andererseits kann man auch vom Fürsten sagen,

Digitized by Google

daß er ſich in einem kleinen Irrtum befand, als er Lebedeff verſicherte, daß er ihm nichts beſonderes mitzuteilen habe, da mit ihm nichts beſonderes geſchehen ſei. Das war gerade das Eigentümliche an der Sache: es war allerdings nichts geſchehen, dabei war aber doch ſehr viel geſchehen, und gerade das hatte Warwara Ardalionowna mit ihrem ſicheren weiblichen Inſtinkt ſogleich erraten.

Wie es nun eigentlich gekommen war, daß bei Jepantſchins plötzlich alle in dem Gedanken, Aglaja ſtehe vor einem entſcheidenden Schritt und es ſei etwas Beſonderes mit ihr vorgefallen, übereinſtimmten, dürfte nicht leicht zu erklären ſein. Doch kaum war dieſer Gedanke aufgetaucht – ſeltſamerweiſe kam er allen faſt zu gleicher Zeit –, als auch alle ſogleich überzeugt waren, daß ſie es „ſchon längſt" bemerkt und „klar vorausgeſehen" hätten, und zwar habe es bereits mit dem „Armen Ritter" begonnen, oder noch früher, nur habe man an etwas ſo Widerſinniges anfangs überhaupt nicht glauben wollen. So wenigſtens behaupteten die Schweſtern. Natürlich hatte Liſaweta Prokofjewna alles noch viel früher „vorausgeſehen", und „lange ſchon" hatte ihr das Herz „deshalb weh getan"; doch ob nun lange oder nicht lange, jedenfalls war ihr der Gedanke an den Fürſten quälend, und das hauptſächlich deshalb, weil ſie ſo gar nicht wußte, was ſie nun eigentlich denken ſollte. Vorläufig war ihr nur eines klar: daß es ſich hier um eine Frage handelte, über die ſie unverzüglich mit ſich ſelbſt ins reine kommen mußte; nur konnte ſich die arme Liſaweta Prokofjewna nicht einmal die Frage,

Digitized by Google

d. h. worin dieſe Frage nun eigentlich beſtand, klar und deutlich vorlegen, von einem „Ins-Reine-Kommen“ ganz zu ſchweigen. Die Sache war in der Tat nicht einfach: War nun der Fürſt überhaupt annehmbar? oder war er es nicht? War das alles gut? oder war es nicht gut? Wenn es nicht gut war – und das war es zweifellos – worin beſtand dann das Schlechte? Wenn es aber vielleicht gut war – das war ja ſchließlich auch nicht ſo ganz unmöglich – worin beſtand dann wiederum das Gute? Das Familienoberhaupt, der General Iwan Fedorowitſch, war ganz zuerſt nur einfach erſtaunt und völlig baff, dann aber vernahm ſeine Gattin wirklich das Geſtändnis von ihm, daß doch, „bei Gott, auch ihm die ganze Zeit ſo etwas Ähnliches geſchienen habe, zwar nicht ohne weiteres und nicht immer, aber mitunter doch ſo wie in etwa . . .“ Er verſtummte aber ſchnell unter dem Blick ſeiner Gemahlin. Das war am Morgen – am Abend jedoch, als er mit ihr allein war und ſich wiederum zu einer Meinungsäußerung gezwungen ſah, ſprach er ebenſo plötzlich, doch auffallend gut gelaunt ein paar äußerſt unerwartete Gedanken aus: „Aber ſchließlich – was iſt denn dabei ſo ſchlimm? . . .“ meinte er. Die Antwort der Generalin war Schweigen. „Natürlich iſt das alles immerhin ſehr ſeltſam, vorausgeſetzt, daß überhaupt etwas daran iſt, doch im übrigen . . .“ Schweigen. „Andererſeits aber, wenn man die Dinge poſitiv betrachtet, das heißt, ſo wie ſie ſind, ſo iſt doch der Fürſt, bei Gott, ein prächtiger Junge und . . . und . . . nun und ſchließlich iſt doch auch der Name etwas wert, der Name eines alten Geſchlechts, und

Digitized by Google

ſo etwas nimmt ſich doch gar nicht übel aus, iſt ſozuſagen eine Aufrechterhaltung des alten Stammes, und ſomit in den Augen der Geſellſchaft ... das heißt, ich meine nur ... Geſellſchaft bleibt Geſellſchaft ... Und dann: der Fürſt iſt ja auch gerade kein Armer, wenn er auch gerade kein Millionär iſt, und ... und ... hm! ...“ Das Schweigen dauerte an, und Iwan Fedorowitſch verſtummte endgültig.

Als Liſaweta Prokofjewna ihren Mann angehört hatte, war ſie über alle Maßen empört.

Ihrer Meinung nach war alles nur ein „unverzeihlicher und ſogar im höchſten Grade unſchicklicher Unſinn, irgendein dummer phantaſtiſcher Einfall und weiter nichts!“ Und zwar allein ſchon deshalb, weil „dieſer elende Fürſt ein kranker Idiot, erſtens, und zweitens ein Dummkopf iſt, der weder die Welt kennt noch eine Stellung in der Welt einnimmt. Wem zeigſt du ihn, wo kannſt du ihn unterbringen? Ein Menſch mit ganz unmöglichen demokratiſchen Ideen, und nicht einmal im Staatsdienſt ſteht er, und ... und was wird die Bjelokonskaja ſagen? Haben wir denn einen ſolchen, einen ſolchen Mann für Aglaja erwartet?“ Das letzte Argument war ſelbſtverſtändlich das wichtigſte. Ihr Mutterherz erzitterte bei dieſem Gedanken und „weinte blutige Tränen“, wenn ſich auch gleichzeitig in dieſem Herzen etwas regte, das ihr plötzlich ganz gegen ihren Willen die Frage aufzwang: „Aber weshalb iſt denn der Fürſt *nicht* der Richtige für Aglaja?“ Dieſe Widerlegungen des eigenen Herzens waren es gerade, die der armen Liſaweta Prokofjewna am meiſten zu ſchaffen machten.

Digitized by Google

Aglajas Schwestern jedoch erschien der Gedanke, den Fürsten zum Schwager zu bekommen, durchaus nicht so unmöglich und sogar nicht einmal sonderbar; im Gegenteil, sie waren sogar sehr für ihn, nur schienen sie beide stillschweigend beschlossen zu haben, vorläufig noch zu schweigen. Sie wußten aus alter Erfahrung, daß die Mutter, wenn sie sich am hartnäckigsten einer Sache widersetzte, sich dann im Herzen bereits halbwegs mit ihr ausgesöhnt hatte. Übrigens konnte Alexandra Iwanowna doch nicht lange bei ihrem Schweigen bleiben: da es der Mutter nun einmal zur Angewohnheit geworden war, ihre Älteste in allen schwierigen Dingen um Rat zu fragen, so rief sie sie auch jetzt fast stündlich zu sich, um ihre Meinung zu hören oder – und das vor allen Dingen – um sie immer wieder zu fragen, wie das nur alles gekommen wäre, warum es niemand früher bemerkt, weshalb man nicht früher davon gesprochen habe? Und was hatte dieser verwünschte „Arme Ritter" zu bedeuten gehabt? Warum war sie, Lisaweta Prokofjewna, allein dazu verurteilt, sich um alle zu sorgen, alles zu bemerken und zu erraten, während die anderen einfach schliefen? Alexandra Iwanowna war anfangs etwas vorsichtig und bemerkte nur, daß ihr die Auffassung des Vaters, die Gesellschaft würde die Verbindung einer Jepantschin mit dem Fürsten Myschkin nur gutheißen, sehr richtig erschiene. Doch allmählich geriet sie in Eifer und erklärte unumwunden, daß der Fürst durchaus kein „Dummkopf" sei, und was seine Bedeutung in der Gesellschaft anlange, so könne man doch gar nicht wissen, wonach in ein paar Jahren

Digitized by Google

das Ansehen eines Menschen in Rußland beurteilt werden würde: ob immer noch nach dem alten Maßstabe, den pflichtschuldigen Erfolgen im Staatsdienst, oder nach etwas ganz anderem. Auf alle diese Äußerungen hatte die Generalin nur die eine Antwort, daß Alexandra eine Freidenkerin und daß alle ihre Ansichten auf „diese unselige Frauenfrage" zurückzuführen seien. Eine halbe Stunde später fuhr Lisaweta Prokofjewna nach Petersburg, wo sie sich nach dem Kamennyj Ostrow*) begab, um die alte Fürstin Bjelokonskaja, die nur auf kurze Zeit nach Petersburg gekommen war, zu besuchen. Die Fürstin war Aglajas Taufmutter.

Die alte Bjelokonskaja vernahm alle fieberhaften und verzweifelten Geständnisse Lisaweta Prokofjewnas mit ungewöhnlicher Ruhe und ließ sich auch von ihren Tränen nicht rühren, ja fast blickte sie spöttisch auf sie herab. Sie war eine große Despotin, die auch jetzt noch, nach fünfunddreißigjähriger Freundschaft, ihre Lisaweta Prokofjewna gewissermaßen als ihren Schützling betrachtete. Deshalb war ihr jede Selbständigkeit an der Generalin zum mindesten nicht nach Wunsch. In ihrer Antwort bemerkte sie unter anderem, daß „man bei euch, meine Liebe, nach alter Gewohnheit wieder aus einer Mücke einen Elefanten gemacht hat. Oder wäre es nicht besser, man wartete noch ein wenig ab!?" Übrigens halte sie den Fürsten für einen sehr anständigen jungen Mann, allerdings sei er krank, ein Sonderling und von etwas gar zu

*) Stadtteil von Petersburg. E. K. R.

Digitized by Google

geringer Bedeutung. Das Schlimmſte ſei jedoch, daß er ganz offiziell eine Geliebte unterhalte. Liſaweta Prokofjewna begriff natürlich, daß die Bjelokonskaja ſich noch immer ein wenig über den Mißerfolg Jewgenij Pawlowitſchs ärgerte, da ſie ihn ganz beſonders empfohlen hatte. Im übrigen kehrte ſie noch gereizter nach Pawlowsk zurück, als ſie fortgefahren war. Zu Hauſe angelangt, erhielten alle Familienmitglieder ſogleich einen Verweis, hauptſächlich deshalb, weil ſie „ſämtlich verrückt geworden" ſeien und es entſchieden in keinem anderen Hauſe ſo zugehe wie bei ihnen. „Was iſt denn eigentlich geſchehen? Weshalb dieſes Geſchrei? Ich wenigſtens vermag nichts zu entdecken, nichts, das von ſo außerordentlicher Wichtigkeit wäre! Wartet doch, bis erſt etwas geſchieht! Vieles, was Iwan Fedorowitſch ‚ſo vorkommt' – was iſt's in Wirklichkeit? Man kann doch nicht immer aus einer Mücke einen Elefanten machen!" uſw. uſw.

Somit ergab ſich alſo, daß man ſich beruhigen, kaltblütiger werden und warten mußte. Aber ach, das war leichter geſagt als getan: die Ruhe dauerte keine zehn Minuten. Den erſten erſchütternden Stoß erhielt Liſaweta Prokofjewnas „Kaltblütigkeit" durch die Mitteilung deſſen, was ſich während ihrer Abweſenheit zugetragen hatte. (Es war das am Tage nach jenem nächtlichen Beſuch des Fürſten, als er, im Glauben, es ſei erſt zehn Uhr, um ein Uhr nachts bei ihnen erſchienen war.) Die Schweſtern erzählten auf die immer ungeduldiger werdenden Fragen der Generalin, daß eigentlich „ſo gut wie nichts" in ihrer Abweſen-

Digitized by Google

heit geſchehen ſei, der Fürſt ſei nur gekommen, Aglaja habe ſich jedoch lange nicht gezeigt, erſt nach etwa einer halben Stunde wäre ſie dann erſchienen und habe dem Fürſten ſogleich den Vorſchlag gemacht, eine Partie Schach zu ſpielen. Da nun der Fürſt ein ſehr ſchlechter Schachſpieler ſei, habe ihn Aglaja mit Leichtigkeit geſchlagen, ſich ſehr darüber gefreut, ihn wegen ſeines Nichtkönnens gehörig aufgezogen und ſo über ihn gelacht, daß der Fürſt ihnen geradezu leid getan habe. Darauf habe ſie ihm eine Partie „Duraki“*) vorgeſchlagen, doch hier ſei es umgekehrt gekommen: der Fürſt habe ſich als ein vorzüglicher Durakiſpieler erwieſen, er habe „wirklich meiſterhaft geſpielt, wie ... wie ein Profeſſor“. Aglaja habe zwar auf alle Arten zu gewinnen verſucht, habe betrogen, die Karten falſch ausgegeben und vor ſeinen Augen ſeine Stiche geſtohlen, doch trotzdem habe der Fürſt ſie jedesmal zum „Durak“ gemacht, von fünf Partien habe ſie keine einzige gewonnen. Das habe Aglaja über alle Maßen geärgert, ſogar ſo ſehr, daß ſie ſich völlig vergeſſen und dem Fürſten ſolche Anzüglichkeiten und Ungezogenheiten ins Geſicht geſagt habe, daß der Fürſt nicht nur zu lachen aufgehört habe, ſondern ſogar ganz bleich geworden ſei, bis ſie ſchließlich ausgerufen, daß ſie dieſes Zimmer nicht mehr betreten werde, ſolange er hier ſäße, und daß es von ihm geradezu gewiſſenlos ſei, ſie weiterhin zu beſuchen, und noch dazu um ein Uhr nachts ins Haus zu kommen –: „nach allem, was geſchehen ſei!“

*) Kartenſpiel, ähnlich dem deutſchen Schafskopf. E. K. R.

Und damit sei sie hinausgegangen und habe zornig die Tür hinter sich zugeschlagen. Der Fürst sei hierauf aufgestanden und ungeachtet all ihrer Beruhigungen und Trostversuche so traurig wie von einer Beerdigung heimgegangen.

Doch siehe da, kaum eine Viertelstunde nach dem Fortgehen des Fürsten sei Aglaja ganz plötzlich aus ihrem Zimmer, das im oberen Stock lag, die Treppe heruntergerast und auf die Terrasse gelaufen – alles das in einer solchen Eile, daß sie ihre verweinten Augen nicht einmal zu verbergen gesucht habe, und zwar deshalb, weil – Koljá mit einem Igel erschienen war. Alle hatten sich alsbald um den Igel versammelt und ihn interessiert betrachtet. Auf ihre Fragen habe Koljá erklärt, daß der Igel nicht ihm gehöre; er, Koljá, sei mit seinem Freunde, dem Gymnasiasten Kostjá Lebedeff, der unten auf der Straße auf ihn warte (dieser hatte sich geniert, einzutreten, da er ein Beil trug), sei also mit diesem Kostjá Lebedeff gegangen, und unterwegs hätten sie von einem Bauern, der ihnen begegnet, den Igel für fünfzig Kopeken gekauft, und dann hätten sie ihn noch beredet, ihnen auch das Beil zu verkaufen, denn es wäre doch eine gute Gelegenheit und ein sehr gutes Beil gewesen. Da habe Aglaja plötzlich den Koljá flehentlich zu bitten begonnen, ihr den Igel zu verkaufen, ja, sie habe sogar „lieber, lieber Koljá" zu ihm gesagt, doch Koljá habe lange nicht eingewilligt, endlich aber habe er sich erweichen lassen und Kostjá Lebedeff gerufen, der dann auch mit seinem Beil erschienen und sehr verlegen gewesen sei. Da aber hatte es sich dann plötz-

Digitized by Google

lich herausgeſtellt, daß der Igel gar nicht ihnen, ſondern einem dritten Jungen gehörte, einem gewiſſen Petroff, der ihnen Geld gegeben hatte, damit ſie ihm Schloſſers „Weltgeſchichte" von irgendeinem vierten Jungen, der das Werk infolge Geldmangels billig abgab, kaufen ſollten; ſie aber hatten nun, ſtatt Schloſſers „Weltgeſchichte", unterwegs dieſen Igel gekauft, da ſie beide der Verſuchung nicht hatten widerſtehen können: folglich aber gehörten der Igel und das Beil jenem dritten Jungen, dem ſie ſie nun an Stelle der Weltgeſchichte zu überbringen im Begriff geweſen waren! Doch Aglaja habe nicht nachgelaſſen und immer dringender gebeten, bis die Jungen ſich zum Verkauf des Igels entſchloſſen hätten. Hierauf habe Aglaja den Igel ſogleich mit Koljás Hilfe in ein Körbchen eingepackt und mit einer Serviette hübſch zugedeckt. Und dann habe ſie Koljá gebeten, „ſogleich, unverzüglich, ohne ſich irgendwo aufzuhalten", dieſes Körbchen dem Fürſten zu bringen, mit der Bitte, es in ihrem Namen als „Beweis ihrer größten Hochachtung empfangen zu wollen". Koljá habe mit Freuden eingewilligt, habe aber ſogleich, naſeweis wie er war, zu fragen begonnen, was denn dieſer Igel und ein ſolches Geſchenk überhaupt für eine Bedeutung habe. Aglajas Antwort ſei geweſen, daß das nicht ſeine Sache ſei und ihn ſomit nichts angehe. Hierauf habe Koljá geäußert, daß ſeiner Überzeugung nach der Igel unbedingt ein Symbol ſein müſſe. Darüber habe ſich Aglaja geärgert und ihm geſagt, er ſei ein „dummer Bengel und weiter nichts". Doch Koljá, der auch nicht auf den Mund gefallen ſei, habe ſo-

fort entgegnet, daß er, wenn er in ihr nicht das Weib und überdies seine Überzeugungen achtete, ihr unverzüglich beweisen würde, daß er auf eine solche Beleidigung zu entgegnen wisse. Geendet habe der Streit aber doch damit, daß Koljá strahlend mit dem Igel abgezogen sei, gefolgt von dem gleichfalls strahlenden Kostjá Lebedeff. Als jedoch Aglaja, die ihnen nachgeschaut, bemerkt hatte, daß Koljá den Korb schaukelte, habe sie ihm von der Terrasse fast ängstlich nachgerufen: „Kolja, Täubchen, bitte, werfen Sie den Igel nicht heraus!" ganz als hätte sie sich durchaus nicht soeben noch mit ihm gezankt. Und da sei denn Koljá stehengeblieben und habe ebenso freundlich, d. h. gleichfalls so, als wäre nichts Böses vorgefallen, und mit der größten Bereitwilligkeit, zurückgerufen: „Nein, ich werde ihn nicht herauswerfen, Aglaja Iwanowna. Sie können ganz ruhig sein!" worauf er seinen Weg eilig und freudig fortgesetzt hatte. Aglaja aber habe entsetzlich zu lachen begonnen und sei äußerst zufrieden in ihr Zimmer zurückgekehrt und überhaupt den ganzen Tag überaus lustig gewesen.

Lisaweta Prokofjewna war wie betäubt. Doch im Grunde genommen: was war denn schließlich so Ungeheuerliches geschehen? Nichtsdestoweniger erreichte ihre Unruhe die äußerste Grenze. Die Hauptsache war – der Igel! Was bedeutet ein Igel? Was sollte dieses Geschenk? Was sollte das, was hieß das, was war darunter zu verstehen?! Zum Unglück mußte Iwan Fedorowitsch, der gerade zugegen war, durch seine Antwort die Sache noch beängstigend verschlimmern. Seiner Meinung nach war hier „gar nichts darunter

Digitized by Google

zu verſtehen, ein Igel iſt ein Igel und weiter nichts – höchſtens, daß er noch Freundſchaft bedeutet, vergeſſene Kränkung, Verſöhnung und ſo weiter, kurz und gut, das Ganze iſt doch nur ein Scherz, jedenfalls aber ein unſchuldiger und verzeihlicher.“

Nebenbei bemerkt – er hatte alles vollkommen richtig erraten. Der Fürſt war, nachdem er von Aglaja verſpottet und beſchimpft und faſt hinausgeworfen worden, nach Hauſe zurückgekehrt, und hatte wohl über eine halbe Stunde in einer düſteren, faſt verzweifelten Stimmung verbracht – als plötzlich Koljá mit dem Igel im Körbchen erſchien. Da klärte ſich der Himmel im Augenblick auf: der Fürſt ſchien förmlich von den Toten aufzuerſtehen, überſchüttete Koljá mit Fragen, hing an ſeinen Lippen, fragte wieder und nochmals, ſo daß Koljá dem Inhalte nach wohl zehnmal ein und dasſelbe erzählte. Der Fürſt war ſelig wie ein Kind und blickte mit ſonnigen Augen die Knaben an, die auch ihn mit lachenden Blicken betrachteten und die ſeinen Händedruck – er dankte unzählige Male – ebenſo froh und von Herzen erwiderten. Aglaja hatte ihm alſo verziehen! und nun konnte er wieder zu ihr gehen! konnte noch an dieſem Abend hingehen! das aber war doch die Hauptſache – mehr verlangte er ja gar nicht!

„Was für Kinder wir doch noch ſind, Koljá! und ... und ... wie gut das doch iſt, daß wir ſolche Kinder ſind!“ rief er zu guter Letzt ganz begeiſtert aus.

„Ach, ganz einfach, ſie iſt in Sie verliebt, Fürſt, und das iſt alles!“ verſetzte Koljá überzeugt.

Der Fürſt wurde feuerrot, ſagte aber diesmal kein

Wort, während Koljá ſchallend auflachte und vor Freude in die Hände klatſchte. Nach einer Weile lachte auch der Fürſt, dann aber blickte er alle fünf Minuten nach der Uhr, um zu ſehen, ob noch viel Zeit bis zum Abend ſei und ob er nicht ſchon hingehen könne.

Bei Jepantſchins aber war es zu Ende mit der Kaltblütigkeit: Liſaweta Prokofjewna war mehr als nervös, war geradezu hyſteriſch erregt und ließ, ungeachtet der Einwendungen ihres Gatten und der beiden älteren Schweſtern, Aglaja ſogleich zu ſich rufen, um von ihr eine „endgültige, klare Antwort zu erhalten, damit das endlich einmal aufhört und man die Geſchichte ein für allemal vom Halſe hat, denn ſonſt – bin ich noch vor dem Abend tot, einfach tot!“

Wie groß aber war ihre Verwunderung, von Aglaja nichts anderes zu hören, als – nach ſcheinbarem Erſtaunen – Ausdrücke des Unwillens, ſowie ſpöttiſche Bemerkungen und Gelächter über den Fürſten und über „dieſes ganze Verhör“. Liſaweta Prokofjewna legte ſich halb krank zu Bett und ſtand erſt zum Tee wieder auf, da ſie den Fürſten erwartete. Als dieſer dann auch endlich erſchien, konnte ſie ſich kaum noch beherrſchen vor innerer Unruhe.

Schüchtern, faſt ganz verzagt, trat der Fürſt ein, mit einem ſeltſamen Lächeln im Geſicht und einem noch ſeltſameren Blick, mit dem er jedem in die Augen ſah, und der fragen zu wollen ſchien, weshalb denn – Aglaja nicht im Zimmer war. Das hatte ihn ſogleich erſchreckt. Es war an dieſem Abend niemand außer der Familie anweſend. Fürſt Sch. weilte in

Petersburg, da ihm und Jewjenij Pawlowitsch der Skandal, den der Tod von dessen Onkel hervorgerufen, immer noch viel zu schaffen machte. „Wenn doch Fürst Sch. jetzt hier wäre, der könnte wenigstens ein Gespräch anknüpfen!" dachte Lisaweta Prokofjewna ganz verzweifelt. Iwan Fedorowitsch saß mit einer äußerst besorgten Miene da und wußte offenbar nichts zu reden; zum Unglück schwiegen auch die Schwestern und machten ernste Gesichter. „Mein Gott, wovon soll man sprechen!" dachte Lisaweta Prokofjewna, ohne einen rettenden Gedanken zu finden. Schließlich nahm sie sich energisch zusammen, erzählte kurz, daß sie in Petersburg gewesen sei, und sprach dann sehr abfällig über die Eisenbahn, worauf sie mit entschiedener Herausforderung den Fürsten anblickte.

Doch wehe, Aglaja kam noch immer nicht, und der Fürst verlor seinen letzten Mut. Kaum verständlich, fast stotternd äußerte er „auch seine Meinung", daß eine Verbesserung der Bahn sicherlich sehr nützlich wäre, doch plötzlich hielt es Adelaida nicht aus und lachte hell auf. Da war der Fürst wieder wie vernichtet. In diesem Augenblick erschien Aglaja. Ruhig und vornehm und etwas zeremoniell erwiderte sie den Gruß des Fürsten, nahm feierlich den sichtbarsten Platz am runden Tisch ein und blickte fragend den Fürsten an. Alle begriffen, daß jetzt der Augenblick der Entscheidung gekommen war.

„Haben Sie meinen Igel erhalten?" fragte sie mit fester Stimme, fast böse.

„Ja, ich habe ihn erhalten", antwortete der Fürst, indem er errötete und kaum zu atmen wagte.

Digitized by Google

„Haben Sie dann die Güte, mir sofort zu erklären, was Sie darüber denken. Das ist zur Beruhigung meiner Mutter und der ganzen Familie unbedingt erforderlich."

„Hör' mal, Aglaja . . ." stotterte der General beunruhigt.

„Das, das geht ja über alle Grenzen!" rief Lisaweta Prokofjewna erschrocken.

„Hier handelt es sich nicht um Grenzen, Mama," versetzte das Töchterchen sogleich in strengem Tone. „Ich habe – und das ist alles – heute dem Fürsten einen Igel gesandt und will nun die Ansicht des Fürsten hören. Also bitte, Fürst, reden Sie jetzt."

„Das heißt, was für eine Ansicht, Aglaja Iwanowna?"

„Über den Igel."

„Das heißt, ich denke, Aglaja Iwanowna, Sie wollen erfahren wie ich . . . den Igel empfangen . . . oder . . . ich wollte sagen, wie ich diese Zusendung . . . des Igels . . . aufgefaßt habe . . . In dem Fall muß ich gestehen, daß ich . . . mit einem Wort, daß ich . . ."

Er verwirrte sich rettungslos und verstummte.

„Nun, viel haben Sie nicht gesagt," meinte Aglaja, nachdem sie noch eine Weile gewartet hatte. „Aber gut, ich gebe mich damit zufrieden, lassen wir den Igel. Es freut mich sehr, daß ich endlich Gelegenheit habe, alle diese Mißverständnisse, die sich hier aufgehäuft haben, beseitigen zu können. Gestatten Sie also, endlich von Ihnen persönlich zu erfahren: bewerben Sie sich um meine Hand oder nicht?"

„Großer Gott!" entfuhr es der Generalin.

Digitized by

Der Fürſt zuckte zurück, wie von einem Schlage getroffen; Iwan Fedorowitſch erſtarrte; die Schweſtern zogen mißbilligend die Brauen zuſammen.

„Lügen Sie nicht, Fürſt, ſagen Sie die volle Wahrheit. Ich muß mir Ihretwegen die ſeltſamſten Verhöre gefallen laſſen. Haben dieſe Verhöre nun irgendeine Berechtigung: das iſt es, was ich wiſſen will. Nun!"

„Ich habe nicht um Ihre Hand geworben, Aglaja Iwanowna," ſagte der Fürſt, plötzlich wieder zu ſich kommend. „Aber . . . Sie wiſſen, wie ich Sie liebe und an Sie glaube . . . ſogar jetzt . . ."

„Ich frage Sie: werben Sie um mich oder nicht?"

„Ich . . . werbe um Sie", ſagte der Fürſt leiſe.

Es folgte eine allgemeine Bewegung.

„Aber, mein Freund, das geht doch nicht ſo!" ſtammelte Iwan Fedorowitſch, nicht wenig erregt. „Das . . . das iſt faſt unmöglich, wenn es ſo iſt, Aglaja . . . Verzeihen Sie, Fürſt, verzeihen Sie, mein Lieber! . . . Liſaweta Prokofjewna!" wandte er ſich hilfeſuchend an ſeine Gattin, „hier müßte man doch vor allen Dingen verſuchen, dächte ich, den Sachverhalt zu . . . begreifen . . ."

„Ich weigere, ich weigere mich, zu begreifen!" rief Liſaweta Prokofjewna, mit beiden Händen abwehrend.

„Erlauben Sie, maman, daß auch ich zu Wort komme. Habe ich doch in dieſer Angelegenheit wohl auch etwas zu bedeuten! Der entſcheidende Augenblick meines Schickſals naht heran" (Aglaja drückte ſich buchſtäblich ſo aus) „und daher will ich alles vorher genau feſtſtellen. Es freut mich, daß es in Gegenwart

Digitized by Google

aller geſchieht . . . Geſtatten Sie alſo, Fürſt, die Frage: wenn Sie ſolche Abſichten hegen, womit gedenken Sie dann mein Glück zu begründen?"

„Ich weiß nicht, wirklich . . . ich weiß nicht, Aglaja Iwanowna, was ich Ihnen ſagen ſoll; hier . . . hier . . . Was ſoll man denn darauf antworten? Ja und . . . iſt es denn überhaupt nötig?"

„Sie ſcheinen verwirrt, befangen, außer Atem zu ſein, erholen Sie ſich ein wenig, und ſammeln Sie Ihre Kräfte; trinken Sie ein Glas Waſſer; übrigens wird man Ihnen ſogleich Tee reichen."

„Ich liebe Sie, Aglaja Iwanowna, ich liebe Sie ſehr, ich liebe nur Sie allein und . . . ſcherzen Sie, bitte, nicht, ich habe Sie ſehr, ſehr lieb."

„Aber, einſtweilen, – es iſt das doch eine wichtige Sache, wir ſind keine Kinder, und man muß ernſtlich . . . nun, ich meine: einſtweilen haben Sie die Güte, ſich jetzt die Mühe zu nehmen, mir Ihre Vermögensverhältniſſe zu erklären."

„Aber . . . aber, Aglaja! Was fällt dir ein! Das geht doch nicht ſo, das geht doch nicht . . ." ſtotterte Iwan Fedorowitſch geradezu angſtvoll.

„Dieſe Schmach!" ſtieß Liſaweta Prokofjewna hervor.

„Sie iſt verrückt!" ſagte Alexandra Iwanowna laut.

„Vermögen . . . das heißt Geld, wieviel Geld ich beſitze?" fragte der Fürſt verwundert.

„Genau das."

„Ich . . . ich habe . . . ich beſitze noch hundertfünfunddreißigtauſend Rubel", ſagte der Fürſt leiſe, indem er errötete.

Digitized by Google

„Nu-ur?“ wunderte ſich Aglaja ganz offen, ohne ihrerſeits auch nur im geringſten zu erröten. „Übrigens, tut nichts; wenn man ökonomiſch lebt . . . Beabſichtigen Sie, in den Staatsdienſt zu treten?“

„Ich hatte die Abſicht, ein Examen als Lehrer abzulegen . . .“

„Sehr vernünftig; das würde unſere Mittel natürlich um ein Bedeutendes vermehren. Sie beabſichtigen alſo nicht, Kammerjunker zu werden?“

„Kammerjunker? Das habe ich mir noch nie vorgeſtellt, aber . . . aber . . .“

Doch hier konnten ſich die Schweſtern nicht mehr bezwingen und brachen in ſchallendes Gelächter aus. Adelaida hatte am Zucken der Mundwinkel Aglajas erraten, daß ſie ſelbſt kaum noch ernſt zu bleiben vermochte.

Aglaja blickte die Lachenden im erſten Augenblick drohend an, doch ſchon nach einer Sekunde brach ſie ſelbſt in das unbändigſte, in ein krankhaft unbezwingbares Lachen aus, ſprang dann plötzlich auf und lief aus dem Zimmer.

„Ich wußte ja, daß es von ihr nichts als Scherz war!“ rief Adelaida immer noch lachend, „ſchon vom Igel an!“

„Nein, das iſt aber doch empörend, nein, das dulde ich nicht, das dulde ich auf keinen Fall!“ fuhr Liſaweta Prokofjewna zornig auf und ging eilig ihrer Tochter nach.

Ihr folgten ſogleich auch die Schweſtern. Im Zimmer blieben nur der Fürſt und Iwan Fedorowitſch zurück.

Digitized by Google

„Das, das . . . hättest du dir so etwas denken können, Lew Nikolajewitsch?“ rief der General, offenbar ohne selbst zu wissen, was er sagen wollte. „Nein, im Ernst, sag' vollkommen im Ernst?“

„Ich sehe, daß Aglaja Iwanowna sich über mich lustig gemacht hat“, sagte der Fürst tief niedergeschlagen.

„Wart, mein Freund, ich werde sogleich hingehen, du aber, bleib hier . . . denn . . . – So erklär' doch du mir wenigstens, Lew Nikolajewitsch: wie ist denn das alles gekommen und was hat das alles zu bedeuten? Du siehst doch ein, mein Bester, ich bin doch – der Vater. Und als Vater muß ich doch auch etwas wissen, daher erkläre du mir doch wenigstens – denn, nicht wahr, das geht doch nicht so!“

„Ich liebe Aglaja Iwanowna. Ich weiß es und . . . ich glaube, sie weiß es schon lange.“

Der General zog die Schultern in die Höhe.

„Sonderbar, höchst sonderbar! . . . Und du liebst sie sehr?“

„Ich liebe sie . . . sehr.“

„Hm, sonderbar . . . tja, aber was ist da zu machen? Ich gestehe, das ist mir eine solche Überraschung, solch ein Schlag geradezu, daß . . . Sieh mal, mein Lieber, ich rede nicht vom Vermögen, – obschon ich, wenn ich ehrlich sein soll, gedacht hätte, daß dir mehr übriggeblieben sei – aber . . . es handelt sich für mich hier nur um das Glück meiner Tochter . . . und deshalb . . . bist du nun auch fähig, sozusagen, dieses Glück . . . zu begründen – das möcht' ich nur wissen? Und . . . und . . . was ist das schließlich: Scherz oder

Digitized by Google

Ernſt? Das heißt, nicht deinerſeits, ſondern, verſteht ſich, nur ihrerſeits?"

Aus dem Nebenzimmer ertönte Alexandras Stimme: ſie rief den Papa.

„Wart', mein Freund, wart'! Bleib hier und überleg' dir die Sache, ich werde im Augenblick . . ." ſagte er in aller Eile, indem er faſt erſchrocken dem Ruf Alexandras folgte.

Doch was er im Nebenzimmer vorfand, hatte er eigentlich nicht erwartet: ſeine Frau und ſeine Tochter Aglaja ſaßen eng umſchlungen und vergoſſen beide Tränen. Es waren Tränen der Freude, der Rührung und der Verſöhnung. Aglaja küßte der Mutter die Hände, die Wangen, die Lippen, und beide preßten ſie ſich eng, eng aneinander.

„Nun ſieh, da haſt du ſie, Iwan Fedorowitſch, ſo iſt ſie jetzt!" ſagte Liſaweta Prokofjewna.

Aglaja wandte ihr glückliches, ganz verweintes Geſichtchen, das ſie an der Bruſt der Mutter verborgen hatte, dem Papa zu, ſchaute ihn an und lachte laut auf. Im nächſten Augenblick war ſie ſchon aufgeſprungen, lag an ſeiner Bruſt, umarmte ihn krampfhaft und küßte ihn mehrmals. Und im allernächſten Augenblick ſaß ſie wieder auf dem Schoß der Mutter, und verbarg an deren Bruſt ihr Geſicht, damit niemand ſie ſähe, und wieder weinte ſie herzbrechend. Liſaweta Prokofjewna ſtreichelte ſie zärtlich und bedeckte ſie mit dem einen Ende ihres Schals.

„Nun, was, was tuſt du jetzt mit uns, du grauſames Mädchen, das du nach alldem biſt, pfui!" ſagte ſie mit mütterlichem Vorwurf, doch klang es bereits

wie aus innerer Freude geſprochen, als ſei ihr eine wahre Laſt vom Herzen gefallen und als könne ſie leichter atmen.

„Grauſam! Ja! Grauſam!“ griff plötzlich Aglaja heftig das Wort auf. „Einfach ein Scheuſal! Verzogen! Eigenſinnig! Sagen Sie das Papa. Ach, er iſt ja hier. Papa, ſind Sie noch hier? Hören Sie?“ lachte ſie wieder unter Tränen.

„Mein kleiner Liebling, mein Herzenskind!“ Der General ſtrahlte vor Glück und küßte ihre Hand, die Aglaja, nebenbei bemerkt, nicht fortzog. „Dann liebſt du alſo dieſen jungen Mann? . . .“

„O pfui, gar nicht! Ich kann ihn nicht ausſtehen . . . euren jungen Mann, ich haſſe ihn einfach!“ brauſte Aglaja plötzlich wild auf, und ſie erhob wieder den Kopf. „Und wenn Sie, Papa, noch einmal wagen . . . Ich ſage es im Ernſt, hören Sie: im Ernſt!“

Und ſie ſprach es auch wirklich vollkommen im Ernſt: ſie wurde ganz rot dabei, und ihre Augen blitzten auf. Der Papa ſchwieg erſchrocken, doch Liſaweta Prokofjewna gab ihm über Aglajas Köpfchen hinweg einen Wink, den er als „Nicht ausfragen!“ ganz richtig verſtand.

„Wenn es ſo iſt, mein Engel, dann natürlich – wie du willſt . . . das hängt nur von dir ab. Aber er wartet jetzt dort allein – ſollte man ihm nicht andeutungsweiſe zu verſtehen geben, daß er ſich verabſchieden könnte?“

Der General gab nun wiederum ſeinerſeits Liſaweta Prokofjewna einen Wink.

„Nein, nein, das iſt gar nicht nötig, und erſt recht

Digitized by Google

nicht ſo ... andeutungsweiſe. Geht nur zu ihm hinein, alle, alle, ich komme dann nach, gleich nach euch. Ich will dieſen ... jungen Mann um Verzeihung bitten, ich habe ihn gekränkt."

„Und unverzeihlich gekränkt!" bekräftigte Iwan Fedorowitſch ſehr ernſt.

„Nun dann ... bleibt lieber alle hier, und ich werde zuerſt allein zu ihm gehen, ihr aber müßt dann ſogleich nachkommen, in derſelben Sekunde noch, ſo wird es beſſer ſein."

Sie ging zur Tür, hatte den Griff bereits in der Hand, doch plötzlich wandte ſie ſich wie hilflos wieder zurück.

„Ich werde lachen! Ich werde ſterben vor Lachen!" klagte ſie traurig.

Doch im ſelben Augenblick klinkte ſie auch ſchon plötzlich die Tür auf und lief hinein — zum Fürſten.

„Nun, was hat das zu bedeuten? Was meinſt du?" flüſterte Iwan Fedorowitſch haſtig ſeiner Gattin zu.

„Ich fürchte, es auch nur auszuſprechen," antwortete Liſaweta Prokofjewna ebenſo, „aber meiner Anſicht nach iſt es doch klar ..."

„Auch meiner Anſicht nach iſt es klar. Klar wie der Tag. Sie liebt."

„Sie liebt nicht nur, ſie iſt ſogar verliebt!" äußerte ſich Alexandra Iwanowna. „Nur in wen, fragt es ſich?"

„Gott ſegne ſie, wenn das ihr Schickſal ſein ſollte!" ſagte Liſaweta Prokofjewna und bekreuzte ſich andächtig.

Digitized by Google

„Dann ist nichts mehr zu wollen," meinte der General, „seinem Schicksal entgeht keiner."

Und alle begaben sich ins Empfangszimmer, um den Fürsten und Aglaja nicht allein zu lassen. Doch siehe, dort harrte ihrer eine neue Überraschung.

Aglaja hatte nicht etwa zu lachen begonnen, als sie sich dem Fürsten genähert, sondern hatte ihm fast schüchtern die Hand gereicht und gesagt:

„Verzeihen Sie dem dummen, schlechten, verzogenen Mädchen, und seien Sie überzeugt, daß wir Sie alle unendlich achten. Und wenn ich gewagt habe, Ihre prächtige ... gute Treuherzigkeit zu verspotten, so verzeihen Sie es mir, wie man einem Kinde eine Unart verzeiht. Verzeihen Sie, daß ich auf einer Unmöglichkeit bestand, die natürlich nicht die geringsten Folgen haben kann ..."

Die letzten Worte sprach Aglaja dabei mit besonderem Nachdruck.

Der Vater, die Mutter und die Schwestern waren noch rechtzeitig eingetreten, um diese letzten Worte zu hören, und sowohl deren Bedeutung wie die ernste Miene Aglajas kamen ihnen so unerwartet, daß sie sich erstaunt und fragend ansahen. Nur der Fürst schien den Sinn der Worte nicht begriffen zu haben.

„Weshalb reden Sie so," stammelte er überglücklich, „weshalb ... bitten Sie ... um Verzeihung ..."

Er wollte noch sagen, daß er gar nicht wert sei, um Verzeihung gebeten zu werden. Doch – wer kann es wissen – vielleicht hatte er den Sinn der letzten Worte sehr wohl begriffen, als sonderbarer Mensch aber sich vielleicht sogar auch über diesen Sinn ge-

Digitized by Google

freut? Zweifellos war es für ihn schon der Gipfel der Glückseligkeit, daß er jetzt unbehindert Aglaja würde besuchen können, daß man ihm erlauben würde, mit ihr zu reden, bei ihr zu sitzen, mit ihr spazieren zu gehen, und vielleicht hätte ihm das auch sein Leben lang genügt! (Diese Genügsamkeit war es aber gerade, die Lisaweta Prokofjewna im stillen fürchtete: sie war die einzige, die ihn erkannte. Oh, vieles fürchtete sie im geheimen, was sie vielleicht selbst kaum auszusprechen verstanden hätte!)

Es ist schwer, sich vorzustellen, in welch einem Maße sich der Fürst an diesem Abend belebte. Er sprühte förmlich und war von einem Feuer erfüllt, daß man, ob man wollte oder nicht, sich gleichfalls begeistert fühlte – wie später Aglajas Schwestern erzählten. Er kam zum erstenmal nach jenem Vormittag, den er vor sechs Monaten bei Jepantschins verbracht hatte, wieder ins Reden, denn seit seiner Rückkehr nach Petersburg war er ersichtlich schweigsam und zurückhaltend gewesen. Zu Fürst Sch. hatte er einst gesagt – es war an jenem Abend, an dem sie nachher zum Konzert gegangen waren –, daß er sich bezwingen und schweigen müsse, weil er nicht das Recht habe, seine Gedanken zu erniedrigen, indem er dieselben ungeschickt ausspräche. Heute aber war er es allein, der den ganzen Abend über sprach; er erzählte viel, und wenn hin und wieder Fragen an ihn gestellt wurden, dann antwortete er klar und ausführlich und mit sichtlicher Freude. Doch von Liebe war mit keinem Wort mehr die Rede, wie auch sonst nichts an ihm Verliebtheit verriet. Es waren alles so ernste Dinge, von

Digitized by Google

denen er ſprach, mitunter äußerte er ſogar ſo tiefe Gedanken, und legte einige ſeiner Anſchauungen, ſeiner eigenen geheimen Beobachtungen dar, daß das Ganze vielleicht lächerlich gewirkt hätte, wenn es von ihm aus nicht ſo „vorzüglich klar gemacht" worden wäre, wie ſich ſpäter ſeine Zuhörer äußerten. Der General hatte zwar ſonſt ernſte Unterhaltungen ſehr gern, doch diesmal fand im geheimſten Innern auch er, ganz wie die Generalin, daß es denn doch etwas „zu viel des Ernſtes und der Philoſophie" war, ſo daß ſie zum Schluß beide ganz traurig und nachdenklich wurden. Übrigens war der Fürſt zu guter Letzt ſo animiert, daß er noch ein paar köſtliche Anekdoten zum beſten gab, über die er ſelbſt ſo ausgelaſſen lachen konnte, daß die anderen ſchon bei ſeinem Anblick mitlachen mußten. Aglaja dagegen ſprach faſt den ganzen Abend über kein Wort, dafür aber hing ſie förmlich an den Lippen des Fürſten, keine Silbe entging ihr, die er ſprach, und keinen Blick wandte ſie von ihm ab.

„Und wie ſie ihn anſah! Sie verſchlang ihn ja förmlich mit den Augen, als ob ihr kein Buchſtabe entgehen dürfte," ſagte Liſaweta Prokofjewna ſpäter zu ihrem Gatten. „Sagſt du ihr aber, daß ſie liebt, dann trage nur ſchnell alle Heiligen hinaus!"

„Tja, da läßt ſich nichts ändern – Schickſal!" meinte der General achſelzuckend. Und das war nicht das letztemal, daß er dieſes Wort gebrauchte. Es muß hier bemerkt werden, daß ihm als General und Geſchäftsmann ſehr vieles an dem vorläufigen Stand der Dinge mißfiel, ſo vor allem die Unklarheit. Doch beſchloß er trotzdem, „bis dahin" noch zu ſchweigen

Digitized by Google

und ... lieber seiner Lisaweta Prokofjewna in die Augen zu schauen.

Leider hielt die frohe Stimmung der Familie nicht lange an. Schon am nächsten Tage verfeindete sich Aglaja mit dem Fürsten, versöhnte sich dann zwar wieder mit ihm, doch – auf wie lange? Am anderen Tage begann sie von neuem zu streiten. Oft machte sie sich stundenlang über ihn lustig und stellte ihn fast als Narren hin, oft aber saßen sie wiederum stundenlang in der Laube des Blumengartens ihrer Villa, doch konnten die anderen dann immer nur sehen, daß der Fürst ihr fast die ganze Zeit aus irgendeinem Buch oder einer Zeitung vorlas.

„Wissen Sie," unterbrach ihn Aglaja einmal beim Zeitunglesen, „es ist mir aufgefallen, daß Sie entsetzlich ungebildet sind: nichts wissen Sie genau, wenn man Sie etwas fragt, weder wer es gerade war, noch genau in welchem Jahre, noch nach welchem Vertrag oder Friedensschluß. Sie sind ein sehr kläglicher Mensch."

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich nicht gelehrt bin", antwortete der Fürst einfach.

„Was ist denn eigentlich an Ihnen? Wie kann ich Sie dann noch achten? Lesen Sie weiter. Doch nein, nicht nötig, hören Sie auf!"

Am Abend dieses Tages geschah ihrerseits wiederum etwas sehr Sonderbares, daß allen ein Rätsel aufgab. Fürst Sch. war aus Petersburg gekommen und Aglaja war sehr freundlich zu ihm, sie fragte ihn sogar nach Jewgenij Pawlowitsch. (Fürst Lew Nikolajewitsch war noch nicht erschienen.) Da machte

Digitized by Google

Fürſt Sch. ganz harmlos die Bemerkung, daß „im Hinblick auf das Bevorſtehende" Adelaidas Hochzeit wohl wieder hinausgeſchoben werden müſſe, damit beide Trauungen an einem Tage ſtattfänden. Kaum aber hatte er es ausgeſprochen, als plötzlich Aglaja purpurrot wurde und ſich heftig „alle dieſe dummen Vermutungen" verbat, ſie habe durchaus nicht die Abſicht, irgendwelche Mätreſſen durch ihre Perſon zu erſetzen".

Dieſe Bemerkung ſtieß natürlich alle Anweſenden furchtbar vor den Kopf. Liſaweta Prokofjewna war zuerſt ſprachlos, beſtand aber dann ſpäter, als ſie ſich mit ihrem Mann unter vier Augen befand, bedingungslos auf einer ernſten Ausſprache mit dem Fürſten betreffs Naſtaſſja Filippowna, was Iwan Fedorowitſch als Vater einfach für ſeine Pflicht anſehen müſſe.

Iwan Fedorowitſch ſchwor bei allem, was ihm heilig war, daß es wohl nur ein „unbegründeter Ausfall Aglajas geweſen und einzig auf ihre Verlegenheit zurückzuführen" ſei; daß ſie, wenn Fürſt Sch. nicht dieſe Anſpielung gemacht hätte, nie und nimmer ſo etwas geſagt haben würde, denn ſie wiſſe es ſelbſt nur zu gut, daß dieſes ganze Gerücht nichts als eine Verleumdung von ſeiten ihnen übelwollender Leute ſei und daß Naſtaſſja Filippowna Rogoſhin heiraten werde; daß der Fürſt in der Beziehung nichts mit ihr zu ſchaffen habe – derlei könne man ihm weder jetzt nachſagen, noch habe man es früher jemals ſagen können: „von dieſen Dingen liegt nichts, aber auch nichts zwiſchen ihnen vor, wenn du nun ſchon einmal die ganze Wahrheit wiſſen willſt."

Digitized by

Fürſt Lew Nikolajewitſch ſelbſt ließ ſich durch nichts verwirren und fuhr fort, ungetrübt ſelig zu ſein. Oh, auch er bemerkte mitunter etwas gleichſam Düſteres und Ungeduldiges in Aglajas Augen, doch nachdem er einmal an ſie zu glauben begonnen, konnte dieſen Glauben nichts mehr erſchüttern. Vielleicht aber war er dennoch etwas gar zu ruhig; wenigſtens äußerte ſich auch Hippolyt in dem Sinne, als er ihm einmal zufällig im Park begegnete.

„Na, hab' ich damals nicht recht gehabt, als ich Ihnen ſagte, daß Sie verliebt ſeien?" begann er ohne weiteres, indem er auf den Fürſten zutrat und ihn aufhielt.

Der Fürſt reichte ihm die Hand und gratulierte zum „guten Ausſehen". Hippolyt ſah in der Tat viel wohler aus, was ja bei Schwindſüchtigen bekanntlich oft vorkommt.

Er war eigentlich nur in der Abſicht an den Fürſten herangetreten, um ihm wegen ſeiner glücklichen Stimmung etwas Gehäſſiges zu ſagen, doch wie gewöhnlich begann er ſchon nach den erſten Worten, von ſich ſelbſt zu ſprechen. Er hatte über vieles zu klagen, was er denn auch ziemlich lange und ziemlich unzuſammenhängend tat.

„Sie glauben nicht," fuhr er fort, „bis zu welch einem Grade ſie dort alle reizbar, kleinlich, egoiſtiſch, ehrgeizig und ordinär ſind! Werden Sie es zum Beiſpiel für möglich halten, daß ſie mich nur unter der Vorausſetzung genommen haben, daß ich bald ſterbe? Und da ſind ſie jetzt alle wütend darüber, daß ich noch immer nicht ſterbe und mich im Gegenteil beſſer fühle.

Digitized by Google

Die reine Komödie! Ich könnte wetten, daß Sie mir das nicht glauben!"

Der Fürst wollte nicht widersprechen.

„Übrigens denke ich mitunter daran, wieder zu Ihnen zurückzukehren," fügte Hippolyt nachlässig hinzu. „So halten Sie sie also nicht für fähig dazu, einen Menschen unter der Bedingung aufzunehmen, daß er möglichst bald stirbt?"

„Ich dachte, daß sie Sie aus gewissen anderen Gründen zu sich aufgefordert hätten."

„He-e! Sie scheinen ja durchaus nicht so einfach zu sein, wie man von Ihnen annimmt! Es ist jetzt nicht die Zeit dazu, sonst könnte ich Ihnen etwas Interessantes über Ganetschka und seine Hoffnungen mitteilen. Man will nämlich Ihr Glück untergraben, Fürst, erbarmungslos untergraben, und ... da tun Sie einem fast leid, weil Sie so ruhig sind. Doch – Sie können ja gar nicht anders!"

„Um was Sie sich Sorgen machen!" lachte der Fürst. „Wie, wäre ich denn Ihrer Meinung nach glücklicher, wenn ich unruhiger wäre?"

„Lieber unglücklich sein und wissen, als glücklich sein und ... betrogen werden. Sie scheinen es ja überhaupt nicht für möglich zu halten, daß mit Ihnen rivalisiert wird und ... noch dazu von der Seite?"

„Ihre Worte sind ein wenig zynisch, Hippolyt; es tut mir leid, daß ich nicht das Recht habe, Ihnen hierauf zu antworten. Was jedoch Gawrila Ardalionytsch betrifft, so werden Sie wohl selbst zugeben, daß es etwas viel verlangt wäre, wollte man von ihm nach allem, was er verloren hat, noch völlige

Digitized by Google

Ruhe fordern. Ich nehme an, daß Sie wenigstens zum Teil darüber unterrichtet sind, was er durchgemacht hat? Jedenfalls scheint es mir besser, das Verhältnis von diesem Standpunkte aus zu betrachten. Er wird sich noch ändern, ihm steht noch ein langes Leben bevor, und das Leben ist reich ... doch übrigens ... übrigens ... was das Untergraben betrifft ... ich verstehe nicht einmal, wovon Sie reden ... Brechen wir lieber dieses Gespräch ab, Hippolyt."

„Schön, vorläufig. Zudem können Sie es auch nicht gut mit Ihrem Edelmut vereinigen. Sie, Fürst, Sie müssen alles immer selbst mit den Fingern befühlt haben, bevor Sie etwas glauben, ha-ha! Verachten Sie mich jetzt sehr?"

„Weshalb das? Weil Sie mehr als wir gelitten haben und leiden?"

„Nein, deshalb, weil ich dieses Leidens unwürdig bin."

„Wer mehr gelitten hat, der ist es auch würdig gewesen, mehr zu leiden. Als Aglaja Iwanowna Ihre Beichte gelesen hatte, wollte sie Sie sehen, aber ..."

„Sie schob es auf ... sie darf nicht, ich verstehe, verstehe ..." unterbrach ihn Hippolyt, als wolle er schnell von diesem Thema ablenken. „Ach, apropos, man sagt, Sie hätten ihr diese ganze Litanei vorgelesen ... Ach was, das Ganze ist doch nur im Fieber geschrieben und ... ausgedacht. Ich begreife wirklich nicht, bis zu welch einem Grade man – ich will nicht sagen grausam (das wäre erniedrigend für mich), wohl aber kindisch eitel und rachsüchtig sein muß, um mir diese Beichte gewissermaßen zum Vor-

Digitized by Google

wurf machen zu können und sie gegen mich, den Verfasser, als Waffe zu benutzen! Beunruhigen Sie sich nicht, das war nicht auf Sie gemünzt ...“

„Es tut mir leid, daß Sie sich von dieser Beichte lossagen, Hippolyt, sie ist aufrichtig geschrieben, und wissen Sie, selbst die lächerlichsten Stellen – und deren gibt es viele –“ (Hippolyt runzelte wütend die Stirn) „sind mit Schmerzen bezahlt . . . denn dieses Gestehen ist auch schmerzhaft gewesen und . . . vielleicht hat dazu eine große Mannhaftigkeit gehört. Der Gedanke, der Sie dazu bewogen hat, hat zweifellos einen edlen Ursprung gehabt, gleichviel was andere da sagen. Je weiter alles zurücktritt, um so deutlicher sehe ich es jetzt, glauben Sie mir. Ich will Sie nicht richten, ich sage es nur, um mich auszusprechen, und weil ich es bedauere, daß ich damals schwieg . . .“

Hippolyt wurde rot. Im Augenblick kam ihm zwar der Gedanke, daß der Fürst sich vielleicht verstelle, um ihn zu fangen, doch ein Blick auf ihn genügte, um jeden Zweifel an seiner Aufrichtigkeit zu verscheuchen. Da erhellte sich Hippolyts Gesicht.

„Was hilft das alles, sterben muß ich jetzt doch!“ sagte er, und fast hätte er noch hinzugefügt: „solch ein Mensch wie ich!“ – „Können Sie sich vorstellen, was Ganetschka mir jetzt zumutet: er hat sich gewissermaßen als Entgegnung ausgedacht, daß von jenen, die damals meine ‚Beichte‘ hörten, drei oder vier wohl noch früher sterben würden als ich! Wie finden Sie das! Und er glaubt wirklich, daß das ein Trost sei, ha-ha! Erstens sind diese Leute bis jetzt noch nicht

Digitized by Google

geſtorben, und zweitens, ſelbſt wenn ſie's wären, was hätte ich denn davon? Er urteilt natürlich nach ſich ſelbſt. Übrigens geht er jetzt noch weiter, er ſchimpft einfach und ſagt, daß ein anſtändiger Menſch in einem ſolchen Falle ſchweigend ſterben würde, und daß das alles von mir nichts als Egoismus geweſen ſei! Wie finden Sie das! Oder nein, wie finden Sie hier den Egoismus ſeinerſeits! Wie finden Sie die Raffiniertheit, oder noch beſſer, die viehiſche Roheit der Selbſtliebe dieſer Leute, die ſie natürlich niemals an ſich ſelbſt bemerken! . . . Haben Sie geleſen, Fürſt, vom Tode Stepan Gleboffs im achtzehnten Jahrhundert? Ich las zufällig geſtern . . ."

„Von was für einem Stepan Gleboff?"

„Der unter Peter an den Pfahl gebunden wurde!"

„Ach, mein Gott, gewiß! Er ſtand fünfzehn Stunden am Pfahl in der großen Kälte und ſtarb heldenhaft; gewiß habe ich es geleſen – nun und?"

„Gibt doch Gott bisweilen ſolch einen Tod den Menſchen – weshalb aber nicht auch mir? Sie glauben vielleicht, daß ich nicht fähig wäre, ſo zu ſterben wie Gleboff?"

„Oh, durchaus nicht," ſagte der Fürſt verwirrt, „oder vielmehr, ich wollte nur ſagen, daß Sie . . . das heißt, nicht, daß Sie dem Gleboff unähnlich wären, ſondern . . . daß Sie . . . daß Sie dann eher . . ."

„Ich errate: daß ich dann eher Oſtermann geweſen wäre? und nicht Gleboff – wollen Sie das damit ſagen?"

„Was für ein Oſtermann?" wunderte ſich der Fürſt.

Digitized by Google

„Na, Ostermann, der große Diplomat Ostermann, Peters Ostermann", murmelte Hippolyt, plötzlich etwas verwirrt.

Es folgte eine kleine Pause, in der beide das Mißverständnis fühlten.

„Oh, n-n-nein! Ich wollte nicht das sagen," fuhr der Fürst langsam fort. „Sie würden, glaube ich . . . niemals ein Ostermann gewesen sein."

Hippolyt ärgerte sich und runzelte wieder die Stirn.

„Übrigens, ich sage das ja doch nur deshalb," verbesserte sich der Fürst schnell, „nur deshalb, weil die Menschen von damals – wirklich, es hat mich immer frappiert – sozusagen gar nicht dieselben Menschen waren, die jetzt leben. Es ist, als wären wir damals ein ganz anderes Volk gewesen, nein, wirklich, als handelte es sich um zwei ganz verschiedene Rassen . . . Damals waren die Menschen gewissermaßen Menschen mit nur einer Idee, jetzt aber sind sie viel problematischer, komplizierter, sensitiver, sind Menschen mit zwei, drei Ideen zu gleicher Zeit . . . Der jetzige Mensch ist . . . geistig breiter – und ich schwöre Ihnen, gerade das hindert ihn, ein so einheitlicher Mensch zu sein, wie es die Menschen in jenen Jahrhunderten waren . . . Ich . . . ich habe das nur in dem Sinne gesagt, nicht daß ich . . ."

„Ich verstehe schon. Weil Sie so naiv offen nicht mit mir einverstanden waren, wollen Sie mich jetzt trösten, ha-ha! Sie sind ein vollkommenes Kind, Fürst. Indes . . . ich bemerke, daß Sie mich alle wie . . . wie eine Porzellantasse behandeln. Tut nichts, tut

Digitized by Google

nichts, ich ärgere mich nicht. Jedenfalls haben wir ein sehr lächerliches Gespräch geführt. Sie sind mitunter wirklich ein ganzes Kind. Wissen Sie, daß ich vielleicht auch etwas besseres sein wollte, als ein Ostermann . . . für einen Ostermann lohnt es sich nicht, von den Toten aufzuerstehen. Ich sehe, daß ich möglichst bald sterben muß, denn sonst würde ich selbst . . . Lassen Sie mich! Auf Wiedersehen! Doch gut, sagen Sie mir selbst, welches wäre für mich die beste Art, zu sterben, was meinen Sie? . . . Damit es möglichst . . . nun, sagen wir – heldenhaft geschähe? Nun, was meinen Sie!"

„Gehen Sie an uns vorüber und verzeihen Sie uns unser Glück!" sagte der Fürst leise.

„Ha-ha-ha! Das dachte ich mir! Gerade etwas von der Art erwartete ich! Einstweilen, Sie . . . Sie . . . Nun ja! Weiß Gott! Schöne Phrasen! Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!"

Digitized by Google

VI.

Warwara Ardalionownas Mitteilung, daß man in der Villa Jepantschin zum Abend Gäste erwartete, entsprach zwar an sich vollkommen der Wahrheit, nur hatte sie sich wieder so ausgedrückt, daß Ganjá dieser Abendgesellschaft unwillkürlich eine weit größere Bedeutung zuschreiben mußte, als ihr von Rechts wegen zukam. Gewiß sah die Familie Jepantschin mit ganz unnötiger Erregung diesem Abend entgegen, nur geschah das vornehmlich deshalb, weil in dieser Familie nun einmal „alles anders als bei anderen Leuten" geschah. Die vielleicht etwas unverständliche Hast, mit der man die Angelegenheit betrieb, fand jedoch ihre Erklärung in der Stimmung Lisaweta Prokofjewnas, die die Ungewißheit nicht länger ertragen wollte. Ihr Mutterherz zitterte für das Glück ihres Lieblings und auch der General war sehr besorgt. Hinzu kam, daß die Bjelokonskaja Petersburg bald wieder verlassen sollte, und da ihre Protektion, die sie voraussichtlich auch dem Fürsten Lew Nikolajewitsch gnädig gewähren würde, in der „hohen" Gesellschaft viel zu bedeuten hatte, so würde, meinten die Eltern, diese Gesellschaft den etwas seltsamen Bräutigam Aglajas, falls er auch

Digitized by Google

ihr seltsam erscheinen sollte, weit liebenswürdiger und nachsichtiger aufnehmen, wenn er unter dem Schutze der allmächtigen alten Fürstin stand, als wenn er diese unter seinen Gegnern hatte. Insofern war die Berechnung der Eltern sehr richtig, um so mehr, als sie selbst auf keine Weise zu entscheiden vermochten, ob nun an dieser Verlobung etwas Sonderbares war oder nicht. Daher war ihnen in diesen Tagen, in denen sich infolge von Aglajas Verhalten noch immer nichts entschieden hatte, die Meinungsäußerung maßgebender Persönlichkeiten sehr erwünscht. Und schließlich mußte der Fürst doch einmal in diese Gesellschaft, von der er sich bis jetzt überhaupt noch keinen Begriff machte, eingeführt werden. Kurzum, man hatte beschlossen, ihn vorläufig zu „zeigen", und zu dem Zweck lud man denn zum Abend einige „Freunde des Hauses" ein. Außer der Bjelokonskaja und einigen alten oder älteren Herren erwartete man an Damen nur noch die Gattin eines höchst einflußreichen Würdenträgers, und von jungen Leuten außer dem Fürsten – Jewgenij Pawlowitsch, den die alte Bjelokonskaja voraussichtlich mitbringen würde.

Von dem bevorstehenden Besuch der Bjelokonskaja hatte der Fürst schon drei Tage vorher gehört; daß man jedoch eine ganze Gesellschaft geben wolle, erfuhr er erst am Abend vor dem festgesetzten Tage. Natürlich war es ihm nicht entgangen, daß die Familienmitglieder ein wenig besorgt dreinschauten und daß hin und wieder kritisierende Blicke auf ihm ruhten, aus denen er sofort erriet, daß man für den Eindruck fürchtete, den er auf die Gesellschaft machen würde.

Digitized by Google

Seltsamerweise war man aber bei Jepantschins ohne weiteres überzeugt, daß er in seiner Einfalt nie und nimmer erraten würde, was man für ihn fürchtete, und deshalb dachte auch niemand weder daran, diese Empfindung zu verbergen, noch ward sich jemand dessen bewußt, daß diese Empfindung überhaupt irgendwie zutage trat. Übrigens schrieb er selbst dem bevorstehenden Ereignis kaum eine Bedeutung zu; er war zu sehr mit anderem beschäftigt: Aglaja wurde von Stunde zu Stunde launischer und düstrer – das bedrückte ihn. Als er erfuhr, daß auch Jewgenij Pawlowitsch kommen würde, freute er sich sehr darüber und sagte, daß er ihn schon längst habe wiedersehen wollen. Diese Bemerkung mißfiel aus irgendeinem Grunde allen Anwesenden. Aglaja verließ sogar sichtlich geärgert das Zimmer, und erst spät am Abend als er gegen zwölf aufbrach, wußte sie es so einzurichten, daß sie ihn ein paar Schritte begleitete und ihm bei der Gelegenheit einige Worte unter vier Augen sagen konnte.

„Ich würde wünschen, daß Sie morgen den ganzen Tag nicht zu uns kämen; erst am Abend, wenn diese – Gäste . . . erscheinen, dann können Sie kommen. Sie wissen doch, daß Gäste kommen werden?"

Sie sprach sehr nervös und mit übertriebener Strenge; zum erstenmal hatte sie den Abend erwähnt. Der Gedanke daran war für sie unerträglich. Alle hatten es bemerkt. Sie hätte sich gern mit ihren Eltern darüber ausgesprochen, ihn zu verhindern gesucht, doch Stolz und Scham ließen es nicht zu. Der Fürst begriff sofort, daß sie für ihn fürchtete und

Digitized by Google

ſelbſt nicht zugeben wollte, daß ſie ſich fürchtete – und er erſchrak ſehr darüber.

„Ja, ich bin auch eingeladen", bemerkte er.

„Kann man denn mit Ihnen überhaupt über irgend etwas ernſthaft ſprechen? Auch nur einmal im Leben?" fuhr ſie plötzlich gereizt auf, ohne zu wiſſen, warum, und nicht mehr fähig, länger an ſich zu halten.

„Gewiß kann man das, und ich bin gern bereit, Sie anzuhören; es freut mich ſehr . . ." Der Fürſt verſtummte.

Aglaja ſchwieg wieder eine Weile und begann dann mit erſichtlichem Widerwillen:

„Ich will mich mit Ihnen da nicht herumſtreiten, es gibt Fälle, in denen Sie keine Vernunft annehmen. Widerwärtig ſind mir die Regeln, die Mama beobachtet. Von Papa lohnt es ſich überhaupt nicht zu reden, ihn fragt man gar nicht danach. Mama iſt natürlich eine ehrenwerte Frau, doch vor dieſem . . . ‚Nichts' beugt ſie ſich! Ich ſpreche nicht von der Bjelokonskaja: ſie iſt eine alte Frau mit ſchlechtem Charakter, doch klug – ſie verſteht es vorzüglich, alle Menſchen zu lenken, wie ſie will, nun, und das iſt wenigſtens etwas. Oh, welche Niedrigkeit! Und wie lächerlich: wir ſind immer Leute mittleren Standes geweſen, des allermittelmäßigſten, den es nur gibt; wozu kriechen wir da in dieſe ‚höheren Sphären'? Die Schweſtern gleichfalls. Fürſt Sch. hat ihnen den Kopf verdreht. Warum ſind Sie übrigens froh, daß Jewgenij Pawlowitſch auch da ſein wird?"

„Hören Sie mich an, Aglaja," ſagte der Fürſt,

Digitized by Google

„ich glaube, Sie fürchten sehr, daß ich mich morgen blamieren werde . . . in dieser Gesellschaft?"

„Ich mich fürchten? Um Ihretwillen?" fuhr Aglaja auf. „Warum soll ich mich wohl Ihretwegen fürchten, mögen Sie doch ... mögen Sie sich doch blamieren! Was geht das mich an? Wie können Sie solche Worte überhaupt gebrauchen? Was heißt das: ‚blamieren'? Das ist ein gemeines Wort."

„Das ist ein ... Ausdruck von der Schule her."

„Einerlei, ein Schulausdruck! Ein gemeines Wort ist es! Sie haben wohl die Absicht, morgen nur solche Worte zu gebrauchen? Suchen Sie doch zu Hause in Ihrem Lexikon nach, ob Sie noch solche Worte finden: das wird sicher Effekt machen. Schade, daß Sie verstehen, gut einzutreten. Wo haben Sie das eigentlich gelernt? Ich glaube, Sie verstehen sogar, anständig eine Tasse Tee zu trinken, selbst dann, wenn alle Sie absichtlich beobachten?"

„Ich denke, daß ich es verstehe."

„Das ist schade: sonst könnte ich Sie sicher auslachen. Zerschlagen Sie doch wenigstens die große chinesische Vase im Salon! Sie kostet sehr viel: bitte, zerschlagen Sie sie doch! Die ist Mama geschenkt worden, und Mama wird den Verstand darüber verlieren und wird vor allen zu weinen anfangen – so wertvoll ist sie für sie. Machen Sie irgendeine große Geste, so, wie Sie sie immer machen, und zerschlagen Sie sie. Setzen Sie sich doch, bitte, absichtlich neben sie!"

„Im Gegenteil, ich werde mich bemühen, mich so weit wie möglich von ihr hinzusetzen: ich danke Ihnen, daß Sie hier vorgebeugt haben."

Digitized by Google

„Es ſcheint alſo doch, daß Sie ſich ſchon im voraus fürchten, große Geſten zu machen. Ich möchte wetten, daß Sie wieder über ein ‚Thema‘ ſprechen werden, über ein ernſtes, erhabenes, großes Thema? Was meinen Sie ... würde das angehen?“

„Ich glaube, daß es dumm wäre, wenn es nicht angebracht erſchiene ...“

„Hören Sie ein für allemal,“ fuhr Aglaja ſchließlich ungeduldig heraus. „Wenn Sie morgen von der Todesſtrafe, oder von dem ökonomiſchen Zuſtande Rußlands, oder von ‚der Erlöſung der Welt durch die Schönheit‘ zu reden anfangen, ſo werde ich mich natürlich ſehr darüber freuen und über Sie lachen, doch ... das ſage ich Ihnen im voraus: treten Sie mir dann nicht mehr vor die Augen! Hören Sie: ich ſage es Ihnen im Ernſt! Dieſes Mal verſtehe ich keinen Spaß!“

Sie ſprach wirklich im Ernſt ihre Drohung aus, etwas Sonderbares klang aus ihren Worten und in ihren Augen blitzte etwas auf, das der Fürſt früher nie an ihr bemerkt hatte.

„Nun, jetzt haben Sie es ſo weit gebracht, daß ich ſicher davon ‚reden‘ ... und ſicher ... auch die Vaſe zerſchlagen werde. Ich habe mich vor nichts gefürchtet, jetzt fange auch ich an, mich zu fürchten. Jetzt werde ich mich ſicher blamieren.“

„So ſchweigen Sie. Sitzen Sie und ſchweigen Sie.“

„Das wird mir unmöglich ſein. Ich werde vor Angſt ſprechen und auch vor Angſt die Vaſe zerſchlagen. Vielleicht werde ich auf dem Parkett ausgleiten

oder es geſchieht ſonſt etwas ... von der Art, wie es mir ſchon einmal paſſiert iſt; mir wird die ganze Nacht davon träumen; warum haben Sie es geſagt!"

Aglaja ſah ihn finſter an.

„Wiſſen Sie: ich werde morgen überhaupt nicht erſcheinen, ich werde mich krank melden, und ſomit wäre die Geſchichte abgemacht!" entſchloß er ſich zu guter Letzt.

Aglaja ſtampfte mit dem Fuße auf und erbleichte vor Ärger.

„Mein Gott! Hat man einen ſolchen Menſchen ſchon erlebt! Er will nicht kommen, während man gerade für ihn den Abend ... Mein Gott! Das iſt ein Vergnügen, mit einem ſolchen Menſchen etwas zu tun zu haben ... mit einem ſo einfältigen Menſchen, wie Sie es ſind!"

„Nun, ich komme ſchon, ich komme!" unterbrach ſie ſo ſchnell wie möglich der Fürſt. „Und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich den ganzen Abend ſtill daſitzen werde, ohne ein Wort zu ſprechen. Ich werde es ſchon ſo einrichten."

„Nun, Sie werden ſehr gut daran tun. Sie ſagten ſoeben: Sie werden ſich ‚krank melden'. Wieder gebrauchen Sie eine ſonderbare Form. Macht Ihnen das Vergnügen, ſich mir gegenüber ſo auszudrücken? Wollen Sie ſich über mich luſtig machen, wie?"

„Entſchuldigen Sie; das war wieder ein Schulausdruck; ich werde es nicht mehr tun. Ich verſtehe ſehr wohl, daß Sie ... für mich fürchten ... (ſo ärgern Sie ſich doch wenigſtens nicht!) und ich freue mich darüber. Sie glauben mir nicht, wie ſehr ich

Digitized by Google

mich jetzt fürchte und – wie ich mich über Ihre Worte freue. Doch diese ganze Angst, ich schwöre es Ihnen, ist mir etwas Kleinliches und Nebensächliches. Aber die Freude, die bleibt, Aglaja! Ich habe es so gern, daß Sie noch ein solches Kind sind, so ein gutes, liebes Kind! Ach, wie können Sie reizend sein, Aglaja!"

Auch darüber wollte sich Aglaja schon ärgern, doch überkam ihre Seele im selben Augenblick ein so sonderbares Gefühl.

„Sie werden mir also meine schlechten, rohen Worte nicht nachtragen ... irgendeinmal ... nachher?" fragte sie ihn plötzlich.

„Was sagen Sie, was sagen Sie! Und was haben Sie? Warum sehen Sie so düster drein! Sie sehen jetzt manchmal so düster aus, Aglaja, wie das früher nie der Fall war. Ich weiß, warum Sie ..."

„Schweigen Sie, schweigen Sie!"

„Nein, es ist besser, ich sage es Ihnen. Ich wollte es Ihnen schon lange sagen, doch ... Sie hätten es mir vielleicht nicht geglaubt. Zwischen uns steht noch ein Wesen ..."

„Schweigen Sie, schweigen Sie, schweigen Sie!" unterbrach ihn Aglaja und preßte ihm schmerzhaft die Hand, ihn mit Entsetzen anstarrend.

In diesem Augenblick rief man sie – augenscheinlich erfreut darüber, lief sie davon.

Der Fürst lag die ganze Nacht hindurch im Fieber. Sonderbarerweise befand er sich schon seit mehreren Nächten in diesem Zustande. Plötzlich kam ihm im Halbschlummer der Gedanke: wie, wenn er morgen in Gegenwart aller einen Anfall bekäme? Er erstarrte

Digitized by Google

bei diesem Gedanken. Die ganze Nacht über befand er sich in einer der wunderbarsten Umgebungen, in Gesellschaft sonderbarer, eigenartiger Menschen. Das für ihn Verhängnisvolle war, daß er „redete" und doch wußte er, daß er nicht reden sollte. Doch er sprach die ganze Zeit und versuchte die Zuhörer von irgend etwas zu überzeugen. Jewgenij Pawlowitsch und Hippolyt waren auch in der Zahl der Gäste und schienen sehr befreundet miteinander.

Er erwachte um neun Uhr morgens mit Kopfschmerzen, wirren Gedanken und sonderbaren Empfindungen. Er hätte gar zu gern Rogoshin gesehen und gesprochen – warum eigentlich und worüber er mit ihm sprechen wollte, das wußte er selbst nicht. Darauf entschloß er sich, zu Hippolyt zu gehen. Etwas Schweres lag ihm auf dem Herzen und bedrückte ihn so sehr, daß alle darauffolgenden Ereignisse des Tages wenn auch einen großen, so doch unklaren, verschwommenen Eindruck auf ihn machten. Eines dieser Ereignisse war der Besuch Lebedeffs.

Lebedeff erschien schon am Morgen früh, gleich nach neun Uhr, und zwar angetrunken. Obwohl der Fürst in letzter Zeit seiner Umgebung gar keine Aufmerksamkeit schenkte, so fiel es ihm jetzt doch auf, daß bei Lebedeff eine Veränderung zum Schlechten vor sich gegangen war, besonders, seit der General nicht mehr wiederkam. Er war schmutzig und unordentlich angezogen, sein Schlips war schlecht gebunden, der Kragen saß schief, der Rockkragen war nicht gebürstet. Bei sich zu Hause schrie und lärmte er, daß man es bis über den Hof hören konnte; Wjera lief mit verwein-

Digitized by Google

ten Augen umher. Als er jetzt beim Fürsten erschien, sprach er allerhand sonderbares Zeug, schlug sich vor die Brust, sagte, daß er schuldig sei ...

„Habe erhalten ... habe erhalten die Belohnung für meinen Verrat, für meine Niedertracht ... Habe eine Ohrfeige erhalten!" schloß er plötzlich in tragischem Ton.

„Eine Ohrfeige! Von wem? ... Und so früh am Tage?"

„So früh am Tage?" Lebedeff lächelte sarkastisch. „Die Zeit hat da nichts zu bedeuten ... selbst für eine physische Ohrfeige hat sie nichts zu bedeuten ... ich aber habe eine moralische ... eine moralische Ohrfeige erhalten, und nicht eine physische!"

Er setzte sich plötzlich, ohne Umstände zu machen, und begann zu erzählen. Seine Erzählung war ganz zusammenhanglos; der Fürst runzelte die Stirn und gab es schon auf, ihm zuzuhören, als ihn plötzlich einige Worte aus dem Gespräch stutzig machten. Er erstarrte vor Verwunderung ... Sonderbare Sachen erzählte Herr Lebedeff.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war zuerst die Rede von einem Briefe, den Aglaja geschrieben haben sollte. Plötzlich beschuldigte Lebedeff voll Bitterkeit den Fürsten: der Fürst hätte ihn, Lebedeff, zuerst seines Vertrauens für würdig gehalten in Sachen einer gewissen „Person" (Nastassja Filippowna); darauf hätte er alle Beziehungen zu ihm (Lebedeff) abgebrochen, ihn mit Schimpf und Schande davongejagt – und noch dazu in einer so beleidigenden Art und Weise! Mit Tränen in den Augen fuhr Lebedeff fort und klagte,

Digitized by Google

daß er es nicht mehr habe ertragen können, um so weniger, als er alles wüßte und sehr vieles erfahren habe ... Durch Rogoshin, durch Nastassja Filippowna, und durch die Freundin Nastassja Filippownas. Er wußte alles von Warwara Ardalionowna ... von ihr ... und von ... Aglaja Iwanowna durch Wjera, durch seine geliebte Tochter Wjera, sein eingeborenes Kind ... ja-a-a, oder nicht eigentlich sein eingeborenes, denn er habe ja deren vier. Und er habe durch Briefe Lisaweta Prokofjewna von allen Geheimnissen unterrichtet, he, he! Wer habe sie in alle Beziehungen eingeweiht und ... ihr über Nastassja Filippowna he, he, he! alles mitgeteilt – wer sei dieser Anonyme, wenn der Fürst ihm zu fragen gestattete?

„Etwa Sie?" rief der Fürst erstaunt aus.

„Wer denn sonst," antwortete ihm Lebedeff voll Würde, „und heute noch, um halb neun Uhr, im ganzen vor einer halben Stunde ... nein, vor einer dreiviertel Stunde, habe ich die ehrenwerteste Mutter benachrichtigt, daß ich ihr etwas mitzuteilen habe ... etwas sehr Wichtiges. Durch einen Brief teilte ich es ihr mit, schickte das Mädchen durch die Hintertreppe zu ihr hinauf ... und sie nahm ihn an, empfing mich ..."

„Sie haben soeben Lisaweta Prokofjewna gesehen?" fragte der Fürst und schien kaum seinen Ohren zu trauen.

„Habe sie soeben gesehen und eine Ohrfeige von ihr bekommen ... eine moralische. Sie warf mir den Brief uneröffnet ins Gesicht ... und jagte mich hinaus ... übrigens, auch hier nur moralisch, wie

Digitized by Google

geſagt, nicht phyſiſch . . . das heißt, faſt auch phyſiſch, es fehlte nicht viel!"

„Was für einen Brief warf ſie Ihnen uneröffnet ins Geſicht?"

„Wie . . . he, he, he! Habe ich es Ihnen denn noch nicht geſagt! Und ich dachte, ich hätte es Ihnen ſchon geſagt . . . Ich habe ſo ein Briefchen bekommen, zur Übergabe . . ."

„An wen? Von wem?"

Die Erklärungen Lebedeffs, die jetzt folgten, waren überhaupt nicht zu verſtehen. Der Fürſt konnte nur ſo viel daraus entnehmen, daß der Brief früh am Morgen durch eine Magd Wjera Lebedeff eingehändigt worden war, an eine beſtimmte Adreſſe . . . „wie auch ſchon früher . . . ganz wie früher", an eine bekannte „Perſon" und von einer „Dame" . . . (denn die eine von ihnen nenne er „Dame", die andere nur „Perſon", zur Unterſcheidung der Rangſtufen, weil nämlich ein großer Unterſchied zwiſchen einer unſchuldigen, wohlgeborenen Generalstochter und . . . einer Kameliendame beſtehe) . . . „Und ſo war denn der Brief von der ‚Dame', deren Name mit dem Buchſtaben A beginnt . . ."

„Wie iſt das möglich? An Naſtaſſja Filippowna? Unſinn!" rief der Fürſt aus.

„Na, wenn nicht an ſie, ſo an Rogoſhin, das iſt ganz gleich. An Rogoſhin, auch an Herrn Terentjeff hat es Briefe zur Übergabe gegeben, auch von der Dame mit dem Buchſtaben A", blinzelte und lächelte Lebedeff.

Da er oft von einer Sache auf die andere über-

Digitized by Google

ſprang und dabei vergaß, wovon er eigentlich zu ſprechen angefangen hatte, ſo ſchwieg der Fürſt, um ihn nicht noch mehr zu verwirren: unklar war vor allem, ob die Briefe ihm oder Wjera anvertraut wurden? Es war wohl eher anzunehmen, daß Wjera ſie beförderte, und daß Lebedeff ihr dieſen entwendet hatte! So mochte er auch dieſen Brief von ihr heimlich geſtohlen haben, um ihn der Generalin mit einer beſonderen Abſicht zu überreichen. In dieſer Weiſe dachte es ſich der Fürſt.

„Sie haben den Verſtand verloren, Lebedeff!“ rief er in außerordentlicher Erregung.

„Jedoch nicht ganz, Euer Hochwohlgeboren,“ antwortete ihm Lebedeff nicht ohne Bosheit. „Zuerſt wollte ich das Briefchen in Ihre eigenen Hände legen, um Ihnen zu dienen ... doch entſchloß ich mich lieber, dort einen Dienſt zu leiſten, und vor allem, der Hochwohlgeborenen Frau Mutter ... Denn auch früher ſchon einmal hatte ich ſie durch einen geheimen Brief benachrichtigt; und als ich ſie jetzt in einem Briefchen um acht Uhr zwanzig Minuten um eine Unterredung bat, da unterſchrieb ich mich: ‚Ihr geheimer Korreſpondent‘. Man empfing mich ſofort, ſogar in großer Eile, über die Hintertreppe ... bei der gnädigen Frau.“

„Nun, und? ...“

„Und dort kam ich, wie geſagt, ſehr ſchlecht an, beinah wurde ich verprügelt, es fehlte nicht viel ... jawohl, verprügelt ... Den Brief warf ſie mir ins Geſicht .. Sie hätte ihn gerne behalten, ich bemerkte es wohl, doch bezwang ſie ſich und warf ihn mir ins

Digitized by Google

Geſicht: ‚wenn man ihn dir anvertraut hat, ihn zu übergeben, ſo tue es auch . . .‘ Sie war außer ſich. Wenn ſie ſich doch ſchon vor mir nicht beherrſchen konnte . . . Oh, ein heftiger Charakter!“

„Wo iſt denn der Brief jetzt?“

„Ich habe ihn doch: hier iſt er.“

Und er reichte dem Fürſten das Briefchen Aglajas an Gawrila Ardalionytſch, dasſelbe, das dieſer an demſelben Morgen, zwei Stunden nachher, triumphierend ſeiner Schweſter zeigte.

„Dieſer Brief kann nicht bei Ihnen bleiben.“

„Ich gebe den Brief Ihnen, Ihnen! Ihnen bringe ich ihn,“ betonte Lebedeff eifrig und voll Feuer. „Ich bin jetzt wieder ganz der Ihre, der Ihre, vom Kopf bis zum Herzen, Ihr treuer Diener – nach dieſem einmaligen und letzten, übrigens nur minutenlangen Verrat! Richten Sie über mein Herz, aber ſchonen Sie mir meinen Bart, wie jener Thomas Morus . . . in England und in Großbritannien ſagte. Mea culpa, mea culpa, wie die römiſche Päpſtin ſagte . . . das heißt der römiſche Papſt, ich aber nenne ihn: ‚römiſche Päpſtin‘.“

„Dieſer Brief muß ſofort überbracht werden!“ ſagte der Fürſt in beſtimmtem Tone. „Ich werde es tun.“

„Würde es nicht beſſer ſein, beſſer ſein, wohlerzogenſter Fürſt, beſſer ſein, wenn . . .“

Lebedeff ſchnitt eine ſonderbare, ſauerſüße Grimaſſe; er ſprang hin und her, als hätte man ihn mit einer Nadel geſtochen, zwinkerte mit den Augen, zappelte mit den Händen.

Digitized by Google

„Was soll das bedeuten?“ fragte ihn mit strenger Miene der Fürst.

„Man könnte ihn vorsichtig öffnen!“ flüsterte der andere ihm in vertraulichem Tone zu.

Der Fürst sprang so wütend auf, daß Lebedeff schnell zur Tür lief; dort blieb er stehen, um das Weitere abzuwarten.

„Ach, Lebedeff! Wie kann man nur so tief sinken?“ rief der Fürst bitter aus.

Das Gesicht Lebedeffs erhellte sich.

„Jawohl, ich bin gemein, gemein!“ er näherte sich sogleich wieder dem Fürsten und schlug sich, mit Tränen in den Augen, vor die Brust.

„Das ist doch mehr als eine Gemeinheit!“

„Mehr als eine Gemeinheit. Das ist es!“

„Und was treibt Sie denn, so zu handeln? Sie sind ja doch einfach . . . ein Spion! Warum haben Sie denn diese anonymen Briefe geschrieben und diese gute und edle Frau beunruhigt? Warum sollte Aglaja Iwanowna nicht das Recht haben, jedem zu schreiben, wie es ihr gefällt? Wie kamen Sie denn darauf, das ihrer Mutter zu hinterbringen? Sie wollten sich wohl über sie beklagen? Und was hofften Sie damit zu erreichen? Was hat Sie denn dazu getrieben?“

„Nur aus einem gewissen Interesse und . . . um der ehrenwerten Mutter gefällig zu sein, ja-a –! Doch jetzt bin ich wieder ganz der Ihre, wenn Sie wollen, hängen Sie mich auf!“

„Und in solchem Zustande erschienen Sie vor Lisaweta Prokofjewna?“ fragte der Fürst voll Widerwillen und zugleich Neugier.

Digitized by Google

„Nein–n . . . frischer und sogar anständiger; erst nach der erlittenen Niederlage . . . mache ich so einen Eindruck."

„Nun wohl, verlassen Sie mich jetzt."

Diese Bitte mußte der Fürst übrigens einigemal an seinen Gast richten, ehe der sich entschließen konnte, wirklich fortzugehen. Als er schon hinter der Tür verschwunden war, kehrte er nochmals zurück, kam auf den Fußspitzen wieder herangeschlichen, bis in die Mitte des Zimmers, und machte mit den Händen von neuem seine Zeichen, den Brief doch zu öffnen. Seinen Rat in Worten auszudrücken, durfte er nicht mehr wagen. Darauf ging er dann hinaus, mit süßem Lächeln auf den Lippen.

Es war dem Fürsten nicht leicht gefallen, diese Mitteilungen Lebedeffs anzuhören. Aus ihnen konnte er zunächst nur die eine Tatsache entnehmen, daß Aglaja sich in großer Unruhe und Unentschlossenheit befand und sich sehr quälen mußte (vielleicht aus „Eifersucht", dachte der Fürst bei sich). Ferner schien es ihm, daß böse Menschen sie beeinflußten, und sonderbar war es, daß sie ihnen zu glauben schien. In diesem eigenwilligen, heißen, doch stolzen Köpfchen schienen Pläne zu reifen, die sie vielleicht ins Verderben stürzen konnten – ganz unmögliche Pläne! Der Fürst war sehr beunruhigt und wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Hier mußte irgendwie vorgebeugt werden, das fühlte er. Er blickte noch einmal nach der Adresse des Briefes; was ihn beunruhigte, war, daß er wohl Aglaja, nicht aber Gawrila Ardalionytsch vertrauen konnte! Und doch befand er sich schon auf dem Wege,

Digitized by Google

um ihm persönlich den Brief zu übergeben. Fast am Hause Ptizyns angelangt, traf er jedoch zufällig Koljá. Er übergab den Brief also diesem mit dem Auftrage, ihn so zu übergeben, als ob er ihn von Aglaja selbst erhalten hätte. Koljá tat es auch, ohne weiter den Fürsten auszuforschen; infolgedessen hatte Ganjá dann keine Ahnung davon, durch wessen Hände der Brief gegangen war. Als der Fürst zu Hause ankam, rief er Wjera Lukjanowna zu sich und erzählte ihr alles und beruhigte sie, denn sie hatte die ganze Zeit über geweint und den Brief gesucht. Sie erschrak furchtbar, als sie erfuhr, daß der Vater den Brief Lisaweta Prokofjewna hinterbracht hatte. (Später erfuhr der Fürst noch von ihr, daß sie niemals eine geheime Korrespondenz zwischen Rogoshin und Aglaja vermittelt hatte; auch wäre es ihr nie eingefallen, daß sie damit zum Schaden des Fürsten gehandelt hätte.)

Als zwei Stunden nachher der Fürst von der plötzlichen Erkrankung des Generals Iwolgin benachrichtigt wurde, war er so zerstreut, daß er anfangs diese Nachricht gar nicht verstand. Doch ließ ihn das Ereignis, als er es endlich begriffen hatte, wieder zu sich kommen. Er ging sogleich zu Nina Alexandrowna, zu der man den Kranken natürlich sofort gebracht hatte, und blieb bis zum Abend bei ihr. Er konnte ihr freilich von keinem Nutzen sein, aber es gibt Menschen, die man gern in einer schweren Minute bei sich sieht. Koljá weinte, ganz aufgelöst vor Schmerz, dabei lief er die ganze Zeit umher, war bei drei Doktoren, in der Apotheke usw. Man brachte den General wieder zu sich, doch kam er nicht mehr zu vollem Bewußtsein.

Digitized by

Die Ärzte meinten, daß „der Patient in Lebensgefahr ſchwebe". Warjá und Nina Alexandrowna verließen den Kranken nicht; Ganjá war erſchüttert und betroffen, doch fürchtete er ſich, den Kranken zu ſehen, er kam nicht nach oben und rang nur in ſtummer Verzweiflung ſeine Hände. Von ſeinen zuſammenhangsloſen Klagen behielt der Fürſt nur die Worte: „Welch ein Unglück, und das gerade in dieſem Augenblick!" Der Fürſt glaubte ihn zu verſtehen und wußte, von welchem Augenblick die Rede war. Hippolyt traf der Fürſt ſchon nicht mehr im Hauſe Ptizyns an. Gegen Abend kam Lebedeff angelaufen. Er hatte ſeit ſeiner „morgendlichen Erklärung" geſchlafen. Jetzt war er nüchtern und weinte am Bette des Kranken heiße Tränen, als ob er ſein leiblicher Bruder geweſen wäre. Ohne nähere Erklärungen zu geben, ſchrieb er ſich die Schuld am Unglück zu und wich nicht von Nina Alexandrowna, ihr immer und immer wieder verſichernd, daß er, er allein der Grund zu allem geweſen ſei, nur er allein und ſeine Neugier . . . und daß der „Selige" (er nannte den General ſo, obgleich dieſer noch lebte) ein genialer Menſch geweſen ſei! Er beſtand beſonders auf deſſen Genialität, als ob das in dieſem Augenblick von großem Nutzen hätte ſein können. Als Nina Alexandrowna ſein aufrichtiges Leid bemerkte, machte ſie ihm keinen einzigen Vorwurf und verſuchte ſogar, ihn zu tröſten: „Nun, weinen Sie doch nicht, Gott wird Ihnen verzeihen!" Lebedeff war durch dieſe Worte und vor allem durch den Ton dieſer Worte ſo gerührt, daß er ſich den ganzen Abend nicht mehr von Nina Alexandrowna

Digitized by Google

trennte und während der ganzen drei Tage bis zum Tode des Generals Tag und Nacht im Hause verblieb. Im Laufe des Tages kam von Lisaweta Prokofjewna ein Bote zu Nina Alexandrowna, um sich nach dem Zustande des Kranken zu erkundigen. Als der Fürst am Abend um neun Uhr im Salon bei Jepantschins erschien, der schon ganz mit Gästen angefüllt war, erkundigte sich Lisaweta Prokofjewna sofort bei ihm teilnehmend und ausführlich nach dem Kranken, und beantwortete die Fragen der Bjelokonskaja, „wer der Kranke und wer Nina Alexandrowna sei", mit großer Teilnahme und Achtung für die Familie Iwolgin. Dem Fürsten gefiel das sehr. Er selbst führte sich im Gespräch mit Lisaweta Prokofjewna „vorzüglich" auf, wie sich später die Schwestern Aglajas äußerten; „bescheiden, einfach, ohne Gesten, würdevoll; trat gut auf, war vorzüglich angezogen" und „glitt durchaus nicht auf dem Parkett aus", sondern machte auf alle Anwesenden einen sehr angenehmen Eindruck.

Der Fürst bemerkte seinerseits, als er Platz genommen hatte, daß die Gesellschaft durchaus nicht den Gespenstern glich, mit denen Aglaja ihn geschreckt, noch den Alpdrücken, die er in der Nacht ihretwegen gehabt hatte. Zum erstenmal im Leben sah er etwas davon, was man unter dem schrecklichen Namen „die große Welt" versteht. Schon lange hatte er den geheimen, auf bestimmten Absichten beruhenden Wunsch gehabt, in diesen Zauberkreis von Menschen einzudringen, und war daher sehr gespannt auf den ersten Eindruck, den er von ihr empfangen würde. Dieser erste Eindruck

Digitized by Google

nun entzückte ihn über alle Maßen. Es schien ihm sofort, daß alle diese Menschen geboren waren, um zusammen zu sein, daß hier bei Jepantschins durchaus keine „Abendgesellschaft" stattfand und die Menschen keine „geladenen Gäste" waren, sondern alles „Hausgenossen", daß er selbst ein ihnen ergebener Freund und Gesinnungsgenosse, und daß er nach langer Trennung jetzt wieder zu ihnen zurückgekehrt sei. Die eleganten Manieren, das ungezwungene, fast herzliche Benehmen wirkten einfach bezaubernd auf ihn. Ihm kam auch nicht im entferntesten der Gedanke, daß diese Offenherzigkeit und Vornehmheit, dieser Scharfsinn und das hohe Selbstbewußtsein eine angenommene und völlig künstliche Form waren. Die Mehrzahl der Gäste waren ungeachtet ihres einnehmenden Äußeren leere Menschen und hohle Köpfe, die in ihrer Selbstgefälligkeit nicht einmal wußten, daß ihre ganze Vortrefflichkeit ein Kunstprodukt war, zu dem sie selbst nichts beigetragen hatten, sondern das ihnen als Erbschaft unbewußt zugefallen war. Daran wollte der Fürst bei dem ersten glänzenden Eindruck, unter dem er stand, überhaupt nicht denken. Er sah nur, wie zum Beispiel dieser Greis, dieser vornehme Würdenträger, der den Jahren nach sein Großvater hätte sein können, sein Gespräch mit dem Nachbar unterbrach, um ihm zuzuhören, ihm, einem so jungen und unerfahrenen Menschen; und nicht nur, daß er ihm zuhörte, sondern daß er auch seine Meinung zu schätzen schien, und sich zu ihm so aufrichtig und offenherzig verhielt, als wären sie einander gar nicht fremd. Auf die Empfänglichkeit des Fürsten wirkte wohl am meisten

Digitized by Google

gerade die Feinheit dieser Höflichkeit. Außerdem war er vielleicht selbst in besonders glücklicher Stimmung und geneigt, alles im besten Lichte zu sehen.

Diese Menschen waren indessen, wenn auch „Freunde des Hauses" und untereinander bekannt, doch durchaus nicht so befreundet, wie es dem Fürsten zuerst erschien. Dort gab es Leute, die es niemals zugelassen hätten, Jepantschins zu ihresgleichen zu zählen. Dort gab es Leute, die sich gegenseitig nicht ertragen konnten. Die alte Bjelokonskaja „verachtete" ihr ganzes Leben lang die Frau des „alten Würdenträgers" und diese liebte wiederum Lisaweta Prokofjewna durchaus nicht. Ihr Mann, „der Würdenträger" selbst, der aus irgendeinem Grunde von jeher als Protektor der Jepantschins galt, war wiederum in den Augen Iwan Fedorowitschs ein so erhabenes Wesen, daß dieser aus Ehrfurcht und Angst in seiner Gegenwart nichts zu äußern wagte und sich selbst aufrichtig verachtet hätte, wenn es ihm eingefallen wäre, sich mit diesem Olympischen Zeus gleichzustellen. Auch gab es dort Leute, die sich seit einigen Jahren nicht mehr gesehen hatten und füreinander nichts empfanden als Gleichgültigkeit, wenn nicht Widerwillen, und die sich doch jetzt so freundschaftlich begrüßten, als wären sie noch gestern in angenehmster Gesellschaft zusammen gewesen. – Im übrigen war die „Gesellschaft" gar nicht so zahlreich vertreten. Außer der Bjelokonskaja und dem „alten Würdenträger" nebst Gemahlin gab es nur noch eine wichtige Persönlichkeit: einen sehr soliden aktiven General, Baron oder Graf, mit deutschem Namen. Es war das ein außer-

Digitized by Google

gewöhnlich schweigsamer Mensch mit dem Ruf außerordentlicher Gelehrsamkeit, und ein bewundernswerter Kenner seines Ressorts – einer dieser Halbgötter von Administratoren, die alles kennen „außer Rußland selbst", einer dieser hochgestellten Beamten, die gewöhnlich nach langem Dienst (bis zur Verwunderung lang) im höchsten Rang und mit großem Vermögen sterben, ohne irgendeinen Fortschritt herbeigeführt zu haben, ja, die sogar jedem Fortschritt im Prinzip feindlich gegenüber gestanden haben. Dieser General war der unmittelbare Vorgesetzte Iwan Fedorowitschs, der ihn gleichfalls aus Dankbarkeit seines Herzens für seinen Wohltäter hielt, während dieser seinerseits sich durchaus nicht für einen Wohltäter Iwan Fedorowitschs hielt, sich vielmehr ruhig und kaltblütig zu ihm stellte. Obgleich er die verschiedenen Gefälligkeitsdienste Iwan Fedorowitschs gerne entgegennahm, hätte er doch an dessen Stelle sofort einen anderen Beamten eingesetzt, wenn es irgendwelche höhere Vorteile verlangten. Auch befand sich dort ein vornehmer Kavalier, ein älterer Lebemann, der für einen Verwandten von Lisaweta Prokofjewna angesehen wurde, was er aber durchaus nicht war. Ein Mann von hohem Rang, ein reicher Aristokrat, von erprobter Gesundheit, ein großer Schwätzer, der im Rufe eines unbefriedigten Menschen stand (unbefriedigt natürlich im höheren und erlaubten Sinne des Wortes). Ein Durchgänger (was an ihm sogar noch das Sympathischste war), der die Gewohnheiten eines englischen Aristokraten hatte, englischen Appetit und Geschmack (besonders was die blutigen Roastbeefs an-

Digitized by Google

belangte), sowie englische Pferde, Lakaien usw. hielt. Er war ein großer Freund des „Würdenträgers", zerstreute und beschäftigte denselben und – außerdem auch Lisaweta Prokofjewna, die den sonderbaren Gedanken gefaßt hatte, daß dieser schon etwas ältliche Lebemann, außerdem ein leichtsinniger Mensch und Liebhaber des weiblichen Geschlechts, ihre Alexandra mit einem Antrag beehren würde. Dieser höheren und solideren Schicht der Gesellschaft folgte eine Schicht jüngerer Leute: auch sie durchaus glänzend mit eleganten, blendenden Eigenschaften. Außer dem Fürsten Sch. und Jewgenij Pawlowitsch gehörte zu ihr der bekannte und bezaubernde Fürst N., ein Besieger aller Frauenherzen in ganz Europa, ein Mann von jetzt schon fünfundvierzig Jahren, doch immer noch eine bestechende Erscheinung mit glänzender Rednergabe, ein Mann von Vermögen, wenn auch etwas zerrütteten Geldverhältnissen, der meist im Auslande lebte. Es gab aber dort schließlich auch noch Leute, die schon eine dritte Schicht bildeten, die genau genommen nicht zu diesem „höheren Kreise" gehörten, doch die man, ganz wie Jepantschins selbst, in diesem „höheren Kreise" antreffen konnte. Aus einem gewissen Taktgefühl hatten Jepantschins es sich ein für allemal zur Regel gemacht, in den seltenen Fällen, in denen bei ihnen großer Besuch stattfand, in ihre höhere Gesellschaft auch Leute mittleren Standes einzuladen. Man lobte Jepantschins sehr, daß sie es verstanden, ihren Platz einzunehmen, und so viel Takt bewiesen, worauf Jepantschins ihrerseits wiederum sehr stolz waren. Einer dieser Vertreter mittleren Standes war ein Techniker,

Digitized by Google

ein guter Freund des Fürſten Sch., der von ihm bei Jepantſchins eingeführt worden war. Er war in Geſellſchaft ungewöhnlich ſchweigſam und trug am Zeigefinger der rechten Hand einen großen Siegelring, der ihm wohl höheren Ortes verliehen worden war. Es war außerdem ein Literat erſchienen, von deutſcher Herkunft, doch dichtete er ruſſiſch: eine durchaus anſtändige Erſcheinung, die man ohne Gefahr in die Geſellſchaft einführen konnte. Er hatte ein gefälliges Äußere, ſtand in den Dreißigern, war tadellos gekleidet und gehörte einer deutſchen Familie an, die im höchſten Grade bürgerlich, doch auch im höchſten Grade anſtändig und von gutem Rufe war; auch verſtand er es, jede günſtige Gelegenheit auszunutzen und die Protektion einflußreicher Leute zu erwerben. Er hatte eine berühmte deutſche Dichtung in Verſen ins Ruſſiſche überſetzt und ſie einer hochgeſtellten Perſönlichkeit gewidmet; er konnte ſich der Freundſchaft eines großen verſtorbenen ruſſiſchen Dichters rühmen (es gibt eine ganze Schicht Schriftſteller, die vom Ruhm der Freundſchaft eines großen, doch verſtorbenen Dichters leben) und war unlängſt durch die Frau des „Würdenträgers" bei Jepantſchins eingeführt worden. Dieſe Frau war als Gönnerin von Schriftſtellern und Gelehrten bekannt, und ſie hatte auch wirklich durch höhere Protektion, die ſie genoß, zwei Schriftſtellern eine Penſion verſchaffen können. Eine Bedeutung geiſtiger Art beſaß ſie dabei durchaus nicht. Sie war eine Dame von fünfundvierzig Jahren (alſo eine junge Frau im Vergleich zu ihrem Gemahl), eine geweſene Schönheit, die ſich auch jetzt

noch, wie es mancher Dame in diesem Alter eigen ist, sehr auffallend zu kleiden liebte. Ihr Verstand war nicht sehr umfassend und ihre literarischen Kenntnisse waren es nicht minder. Man widmete ihr Aufsätze und Übersetzungen: zwei oder drei Schriftsteller hatten mit ihrer Erlaubnis einen Briefwechsel über sehr wichtige Dinge, den sie mit ihr gehabt, veröffentlicht . . .

Diese ganze Gesellschaft nun nahm der Fürst für bare Münze, für reines, unlegiertes Gold. Im übrigen schienen die Leute an diesem Abend in besonders guter Stimmung und sehr mit sich selbst zufrieden zu sein. Alle wußten sie, bis auf den letzten, daß sie Jepantschins mit ihrem Erscheinen eine große Ehre erwiesen. Doch – o weh! Der Fürst ahnte nichts von den Feinheiten, die es da gab. Er ahnte zum Beispiel nichts davon, daß Jepantschins bei einem so wichtigen Schritt, wie die Entscheidung des Schicksals ihrer Tochter, es gar nicht gewagt hätten, ihn, den Fürsten Lew Nikolajewitsch, dem „Würdenträger" und Beschützer ihrer Familie *nicht* vorzustellen. Der Würdenträger, der seinerseits ruhig die Nachricht von einem großen Unglück, das Jepantschins betroffen, hingenommen hätte, wäre tief beleidigt gewesen, wenn Jepantschins ihre Tochter ohne seinen Rat, das heißt, ohne seine Erlaubnis, verlobt hätten. Der Fürst N. wiederum, dieser liebenswürdige und fraglos geistreiche, großzügige Mensch, war fest davon überzeugt, daß er wie eine Art Sonne den Salon der Jepantschins erhellte. Er betrachtete die letzteren als tief unter sich stehend, und dieser treuherzige und edle Gedanke

Digitized by Google

erzeugte in ihm dann seine Leutseligkeit und Zuvorkommenheit Jepantschins gegenüber. Er wußte sehr gut, daß er noch an diesem Abend eine Probe seines Erzählertalents geben würde, um die Gesellschaft zu entzücken, und bereitete sich fast mit Begeisterung auf den großen Augenblick vor. Als Fürst Lew Nikolajewitsch die Erzählung gehört hatte, glaubte er, noch niemals einen so glänzenden Humor und eine so wunderbare Naivität erlebt zu haben, die einen fast rühren mußte von den Lippen eines solchen Don Juans, wie Fürst N. einer war. Wenn er dabei bloß geahnt hätte, wie alt und abgetragen diese Erzählung war, wie auswendig gelernt und wie bekannt in allen Salons! Nur bei den unschuldigen Jepantschins tauchte sie wieder als Neuheit auf, als improvisierte, echte und glänzende Gabe eines Gastes, dargebracht von einem so eleganten und schönen Menschen! Sogar der deutsche Dichterling, der sich bescheiden und außerordentlich liebenswürdig zeigte, glaubte mit seinem Besuch diesem Hause eine Ehre anzutun. Doch der Fürst sah von alledem nichts. Selbst Aglaja hatte das nicht vorausgesehen. Sie war wunderschön an diesem Abend. Alle drei Schwestern waren, wenn auch nicht auffallend, so doch sehr geschmackvoll gekleidet; dazu trugen sie eine Haartracht, die ganz besonders war. Aglaja saß neben Jewgenij Pawlowitsch und unterhielt sich sehr freundschaftlich mit ihm, scherzte und lachte. Jewgenij Pawlowitsch benahm sich etwas gemessener, als er es sonst getan hatte, wohl aus Hochachtung vor den Würdenträgern. Ihn kannte man übrigens schon lange in dieser Welt,

Digitized by Google

zu der er so recht gehörte. Jetzt trug er einen Trauerflor am Arm, und die Bjelokonskaja hatte ihn deswegen bereits sehr gelobt. Auch Lisaweta Prokofjewna war damit zufrieden, doch schien sie an diesem Abend recht zerstreut und zerfahren. Der Fürst bemerkte es, wie Aglaja ihn zweimal aufmerksam ansah, und es schien ihm, daß sie mit ihm zufrieden war. Seine Stimmung wurde immer gehobener und glücklicher. Alle seine früheren „phantastischen" Gedanken und Befürchtungen erschienen ihm jetzt plötzlich, bei näherer Betrachtung, als ein wesenloses, und lächerliches Hirngespinst! (Und sein erster, wenn auch unbewußter Wunsch war schon den ganzen Tag über, alles zu tun, um nicht mehr an diesen Traum zu denken!) Er sprach wenig und beantwortete nur die Fragen, die man an ihn richtete, und verstummte zuletzt ganz, doch hörte und sah er alles wie in großer Verzückung. Und langsam bereitete sich in seinem Innern eine mächtige Begeisterung vor, die bereit war, sich Luft zu machen . . . Und ganz zufällig begann er denn auch, zu sprechen, . . . zufällig, als er wieder eine Frage beantwortete . . . von ungefähr, ohne jede Absicht, es zu tun . . .

Digitized by Google

VII.

Während der Fürſt keinen Blick von Aglaja abwendete, die ſich mit Fürſt N. und Jewgenij Pawlowitſch unterhielt, nannte plötzlich der ältliche Anglomane, der nicht weit vom Fürſten dem „Würdenträger" irgend etwas offenbar recht Intereſſantes erzählte, den Namen Nikolai Andrejewitſch Pawliſchtſcheff. Der Fürſt zuckte zuſammen und wandte ſich raſch nach den beiden um.

Es war die Rede von irgendwelchen Zuſtänden auf irgendwelchen Gütern im –ſchen Gouvernement. Die Erzählung des Anglomanen ſchien nicht ohne Witz zu ſein, denn der alte Würdenträger begann ſtillvergnügt zu lächeln und ſchließlich zu lachen, während der andere gleichmäßig fließend weitererzählte – er ſprach geradezu geckenhaft langſam und formte faſt zärtlich jeden Vokal –, erzählte, wie er einzig dank der beſtehenden Geſetze gezwungen geweſen wäre, ſein ſchönſtes Gut im –ſchen Gouvernement für den halben Preis zu verkaufen, ohne eigentlich in Geldverlegenheit zu ſein, und gleichzeitig ein verſchuldetes Gut, um das er noch einen Prozeß führen mußte und das ihm nichts einbrachte, ja für das er ſogar noch zuzuzahlen hatte, zu behalten.

Digitized by Google

„. . . Und um dann nicht noch wegen der Hinterlassenschaft Pawlischtscheffs Prozesse zu führen, machte ich mich einfach auf und lief ihnen davon. Ich bitte Sie, noch einige solcher Erbschaften und ich bin bankerott! Übrigens waren mir da dreitausend Deßjätinen*) vorzügliches Land zugefallen."

„Weißt du nicht . . . Iwan Petrowitsch ist doch ein Verwandter des verstorbenen Nikolai Andrejewitsch Pawlischtscheff . . . Du hast doch, glaube ich, nach seinen Verwandten geforscht", sagte halblaut General Jepantschin, der die außergewöhnliche Aufmerksamkeit des Fürsten bemerkt hatte.

Der General hatte sich bis dahin mit seinem Vorgesetzten unterhalten, doch plötzlich war ihm die Einsamkeit des Fürsten beunruhigend aufgefallen, worauf er sich diesem sogleich genähert hatte. Nun machte er den Versuch, ihn in das allgemeine Gespräch hineinzuziehen.

„Lew Nikolajewitsch ist ja doch ein Pflegesohn Nikolai Andrejewitschs", bemerkte er erklärend, als er sah, daß Iwan Petrowitschs Blick fragend auf ihm ruhte.

„Se-ehr angenehm," sagte dieser, „ich erinnere mich Ihrer sogar noch ganz deutlich. Vorhin, als Iwan Fedorowitsch uns bekannt machte, erkannte ich Sie sogleich, allein schon am Gesicht. Sie haben sich wirklich im Aussehen se-ehr wenig verändert, finde ich, obschon ich Sie nur als Kind gesehen habe, als zehn- oder elfjährigen Knaben. Es ist so ein gewisses Etwas in den Zügen, ich weiß selbst nicht . . ."

*) Eine Deßjätine entspricht ungefähr einem Hektar. E. K. R.

Digitized by

„Sie haben mich als Kind geſehen?“ fragte der Fürſt nicht wenig erregt.

„Oh, es iſt jetzt nur ſchon ſe-ehr lange her,“ fuhr Iwan Petrowitſch ruhig fort. „Es war in Slatowerchowo, wo Sie damals bei meinen Couſinen untergebracht waren. Ich kam früher ziemlich oft nach Slatowerchowo – Sie entſinnen ſich meiner nicht mehr? Das iſt ſe-ehr möglich . . . Sie waren damals . . . Sie hatten irgendeine Krankheit, glaube ich, ſo daß ich mich einmal ſogar ſe-ehr über Sie wunderte . . .“

„Nein, ich weiß nichts mehr aus dieſer Zeit!“ ſagte der Fürſt eifrig.

Es folgten einige Erklärungen, die von ſeiten des Anglomanen Iwan Petrowitſch unendlich ruhig, von ſeiten des Fürſten in ungewöhnlicher Erregung gegeben wurden. Es erwies ſich, daß die beiden alten Fräulein, die die Erziehung des kleinen Fürſten übernommen und damals, als Verwandte Pawliſchtſcheffs, auf deſſen Gut Slatowerchowo gelebt hatten, die leiblichen Couſinen des Anglomanen waren. Doch leider vermochte auch Iwan Petrowitſch keine Auskunft darüber zu geben, weshalb Pawliſchtſcheff den kleinen Fürſten ſo liebgewonnen hatte. „Ja und ich vergaß es auch, offen geſtanden, mich dafür zu intereſſieren.“ Doch abgeſehen davon hatte er ein gutes Gedächtnis: ſo entſann er ſich noch genau, wie ſtreng ſeine ältere Couſine, Marfa Nikititſchna, ihren kleinen Zögling behandelt hatte, „ſo daß ich damals noch mit ihr wegen ihrer Erziehungsmethode in Streit geriet, denn ewig Ruten und Ruten für ein krankes Kind · das iſt doch . . nicht wahr, das geht doch nicht . . .“ und

Digitized by Google

er fügte hinzu, wie zärtlich dagegen seine jüngere Cousine, Natalja Nikititschna, zum Knaben gewesen sei. „Beide leben jetzt im -schen Gouvernement," berichtete er weiter, „- nur weiß ich im Augenblick nicht, ob sie überhaupt noch leben - sie haben dort ein äußerst, äußerst annehmbares Gut von Pawlischtscheff geerbt. Marfa Nikititschna wollte, glaube ich, in ein Kloster gehen; übrigens, ich will es nicht positiv behaupten - vielleicht war es auch eine andere, von der ich es hörte ... ganz recht, das erzählte man mir vor nicht langer Zeit von unserer Frau Doktor ..."

Der Fürst vernahm alle diese Mitteilungen mit glänzenden Augen, aus denen deutlich seine Freude und Rührung sprach. Mit überschwenglichem Gefühl erklärte er seinerseits, daß er es sich niemals werde verzeihen können, während dieser ganzen sechs Monate, die er nun schon in Rußland war, seine ehemaligen Erzieherinnen nicht aufgesucht zu haben. Täglich habe er sich vorgenommen, sobald wie möglich hinzureisen, doch sei immer wieder etwas dazwischen gekommen, das ihn verhindert habe, die Reise anzutreten ... jetzt aber gebe er sich das Wort ... unbedingt ... und wenn auch bis ins -sche Gouvernement ... „So kennen Sie also Natalja Nikititschna? Was für eine prächtige, reizende, gütige Seele sie war! Aber auch Marfa Nikititschna ... verzeihen Sie, aber es will mir scheinen, daß Sie sie etwas ungerecht beurteilen. Allerdings war sie sehr streng, aber ... wer würde denn nicht die Geduld verlieren ... mit solch einem Idioten, wie ich damals einer war ... Ich war doch damals ein vollständiger Idiot, Sie glauben es nicht ...

Digitized by

Übrigens . . . Sie haben mich damals geſehen und . . . Aber wie ſonderbar, ſagen Sie doch, bitte: daß ich mich Ihrer gar nicht mehr entſinne? So ſind Sie . . ach, mein Gott, ſo ſind Sie alſo wirklich ein Verwandter von Andrei Petrowitſch?"

„Wie ge-ſagt!" antwortete Iwan Petrowitſch und er lächelte, indem er den Fürſten betrachtete.

„Oh, ſo war es nicht gemeint, ich fragte nicht, weil ich etwa gezweifelt hätte . . . und . . . kann man denn überhaupt daran zweifeln . . . auch nur einen Augenblick? . . . Nein, wirklich, auch nur einen Augenblick? . . . Ich . . . dachte nur gerade daran, daß der verſtorbene Nikolai Andrejewitſch Pawliſchtſcheff ein ſo prächtiger Menſch war, der hochherzigſte Menſch, wirklich, ich verſichere Sie!"

Der Fürſt „ertrank förmlich in der Freude ſeines guten Herzens", wie ſich Adelaida am nächſten Tage im Geſpräch mit ihrem Bräutigam, dem Fürſten Sch., ausdrückte.

„Mais, mon Dieu!" lachte Iwan Petrowitſch, „weshalb ſollte ich denn nicht auch mit einem hoch-herzigen Menſchen verwandt ſein können?"

„Ach, mein Gott!" rief der Fürſt ganz verwirrt und ſeine Erregung wuchs mit jedem Wort. „Ich . . . da habe ich wieder eine Dummheit geſagt, aber . . . ſo mußte es ja auch unfehlbar kommen, denn ich . . . ich . . . ich, übrigens, das gehört wieder nicht zur Sache! Und was iſt jetzt eigentlich mit mir, ſagen Sie doch, bitte, bei ſo intereſſanten . . . ſo ungeheuer intereſſanten Mitteilungen! Und im Vergleich mit einem ſo hochherzigen Menſchen! – Denn er war doch, bei

Gott, der hochherzigſte Menſch, den es je gegeben hat, nicht? Nicht wahr?"

Der Fürſt bebte geradezu am ganzen Körper. Weshalb er ſich aber plötzlich ſo aufregte, ſo ohne alle Veranlaſſung, iſt ſchwer zu ſagen. Es war nun einmal ſeine Stimmung, wie es ſchien, und faſt empfand er in dieſem Augenblick für irgend etwas und irgendwen die glühendſte Dankbarkeit – vielleicht galt dieſe Dankbarkeit ſogar Iwan Petrowitſch oder gar allen Anweſenden zuſammen! Er war aber doch etwas gar zu „glückſelig". Iwan Petrowitſch begann ihn ſchließlich aufmerkſamer zu betrachten und dasſelbe tat auch der „Würdenträger". Die Bjelokonskaja ſah ihn unverwandt mit zornigem Blick an und preßte die Lippen zuſammen. Fürſt N., Jewgenij Pawlowitſch, Fürſt Sch. und die jungen Mädchen unterbrachen ihr Geſpräch und hörten zu. Aglaja ſchien nur erſchrocken zu ſein, Liſaweta Prokofjewna aber wurde einfach bange. Es waren doch ſeltſame Menſchen, dieſe Mutter und dieſe Töchter: ſie hatten ſelbſt gewünſcht, daß der Fürſt den ganzen Abend ſchweigend verbringen ſollte, als ſie ihn dann aber nach Wunſch ſchweigend, doch mit ſeinem Los vollkommen zufrieden, einſam etwas abſeits ſitzen ſahen, da war es ihnen auch nicht recht geweſen. Alexandra hatte bereits den Entſchluß gefaßt, zu ihm zu gehen und ihn zur Gruppe des Fürſten N. zu führen, damit er ſich an der Unterhaltung beteiligen könne. Und nun – kaum hatte er zu ſprechen begonnen, da erſchraken ſie plötzlich alle und ſahen dem Kommenden angſtvoll entgegen.

„Daß er ein vortrefflicher Menſch war, darin

Digitized by Google

haben Sie vollkommen recht," ſagte Iwan Petrowitſch, doch lächelte er diesmal nicht mehr, „ja, ja . . . das war ein vortrefflicher Menſch! Vortrefflich und ehrenwert," fügte er langſam nach einer kurzen Pauſe hinzu. „Ehrenwert und man kann ſogar ſagen aller Achtung wert," fuhr er nach einer dritten Pauſe fort, „und . . . es iſt se-ehr angenehm zu ſehen, daß Sie Ihrerſeits . . ."

„War es nicht derſelbe Pawliſchtſcheff," unterbrach ihn der „Würdenträger", „von dem man ſich einmal etwas . . . Seltſames erzählte, irgendeine Geſchichte mit einem Abbé . . . Abbé . . . der Name fällt mir im Augenblick nicht ein, nur war einmal von ihm die Rede, von ihm und einem Abbé . . ." Der „Würdenträger" runzelte nachdenkend die Stirn.

„Abbé Gourot, den Jeſuiten meinen Sie?" half ihm Iwan Petrowitſch, und fuhr dann langſam fort:

„Tja! Das iſt nun die Kehrſeite unſerer ehren- und aller Achtung werten Landsleute! Denn Pawliſchtſcheff war doch immerhin ein geborener A-riſ-tokrat, wohlhabend, Kammerherr, und wenn er . . . im Dienſt geblieben wäre . . . Aber da muß er plötzlich austreten und alles an den Nagel hängen, um zum Katholizismus überzutreten und Jeſuit zu werden, und das noch ſo gut wie offiziell! In einem Anfall von Begeiſterung, wie's ſcheint. Nein, er ſtarb doch ſehr zur rechten Zeit . . . ja, damals, da wurde viel davon geſprochen . . ."

Fürſt Myſchkin war außer ſich.

„Pawliſchtſcheff . . . Pawliſchtſcheff ſoll zum Ka-

Digitized by Google

tholizismus übergetreten sein! Das ist nicht möglich!" rief er geradezu entsetzt.

„„Nicht mö-glich'?" fragte Iwan Petrowitsch gedehnt. „Das ist zum mindesten etwas viel gesagt, mein lieber Fürst, das werden Sie wohl selbst einsehen ... Freilich, Sie schätzen den Verstorbenen so hoch ... Er war allerdings ein selten guter Mensch, doch gerade diesem Umstande schreibe ich hauptsächlich den Erfolg dieses geriebenen Jesuiten zu. Aber fragen Sie erst mich, mich, wieviel Scherereien ich später wegen dieser Geschichte gehabt habe, wieviel Unannehmlichkeiten ... und gerade mit diesem Gourot! Können Sie sich denken," wandte er sich plötzlich an den „Würdenträger", „sie erhoben sogar Ansprüche auf seine Hinterlassenschaft, behaupteten, ein Testament von ihm zu besitzen, und so weiter, so daß ich gezwungen war, di-ie ... energischsten Maßregeln zu ergreifen ... denn sie sind ja Meister, wahre Meister darin! Un-übertrefflich! Doch Gott sei Dank, es geschah in Moskau, ich begab mich sogleich zum Grafen und wir ... brachten sie wieder zur Vernunft ..."

„Sie glauben nicht, wie sehr Sie mich durch diese Mitteilung erschüttert haben!" rief der Fürst.

„Tut mir leid. Doch im Grunde war das doch alles nicht ernst zu nehmen. Die Sache wäre wohl, wie gewöhnlich in solchen Fällen, im Sande verlaufen, davon bin ich überzeugt. Im vorigen Sommer", wandte er sich wieder an den „Würdenträger", „soll ja auch die Gräfin K., wie man hört, in ein katholisches Kloster eingetreten sein, irgendwo dort im Auslande. Wie man sieht, haben wir Russen keine Widerstandskraft,

Digitized by Google

wenn wir dieſen . . . Intriganten in die Finger geraten . . . namentlich im Auslande."

„Das kommt alles, denke ich, von unſerer Müdigkeit," meinte der „Würdenträger" in überlegenem Tone, wenn er auch die Worte nach Greiſenart mehr kaute, als ſprach. „Nun und dann haben ſie auch eine beſondere Art zu predigen . . . elegant, geſchult . . . und verſtehen es vorzüglich, einem Angſt zu machen. Auch mich verſuchten ſie im Jahre zweiunddreißig, machten mir ſchon die Hölle heiß – in Wien war's, ich verſichere Sie! Nur ergab ich mich nicht, ſondern lief ihnen einfach davon, ha-ha! Ich lief ihnen in der Tat davon!"

„Na, ich habe gehört, daß du damals nicht dem Jeſuitenpater davongelaufen, ſondern mit der ſchönen Gräfin Lewitzkij von Wien nach Paris durchgegangen biſt. Es war alſo wohl nicht die geheizte Hölle, die dich zur Reiſe veranlaßte", bemerkte plötzlich die Bjelokonskaja.

„Nun, gleichviel, es kommt aber doch auf eins heraus!" griff der Alte ſofort auf, lächelnd bei der angenehmen Erinnerung. „Sie ſcheinen ja ſehr religiös zu ſein", wandte er ſich freundlich an den Fürſten Lew Nikolajewitſch, der ihn mit halb offenem Munde anſtarrte. Der Alte wollte ihn offenbar etwas näher kennen lernen, denn aus gewiſſen Gründen begann er ſich ſehr für ihn zu intereſſieren.

„Pawliſchtſcheff war ein klarer Kopf und ein bewußter Chriſt, ein wirklicher Chriſt," ſagte plötzlich der Fürſt, „wie konnte er dann einen . . . unchriſtlichen Glauben annehmen? Der Katholizismus – iſt eben-

ſogut wie ein unchriſtlicher Glaube!" fügte er mit plötzlich aufblitzenden Augen hinzu und ſein Blick heftete ſich, nachdem er flüchtig über alle Anweſenden geſchweift war, geradeaus auf etwas Unſichtbares.

„Nun, das iſt denn doch etwas ſtark", brummte der Alte und ſah verwundert den Hausherrn an.

„Wie das? Inwiefern iſt der Katholizismus kein chriſtlicher Glaube?" fragte Iwan Petrowitſch, indem er ſich in ſeinem Seſſel intereſſiert dem Fürſten zuwandte. „Was wäre er denn ſonſt, Ihrer Meinung nach?"

„Vor allen Dingen kein chriſtlicher Glaube!" verſetzte der Fürſt ſehr erregt und übermäßig ſchroff. „Das erſtens, und zweitens iſt der römiſche Katholizismus ſogar ſchlimmer als der Atheismus, das iſt meine Überzeugung! Ja, davon bin ich überzeugt! Der Atheismus iſt gleich Null, der Katholizismus geht aber noch viel weiter: er predigt die entſtellte Lehre eines Chriſtus, den Rom belogen und beſchimpft hat! Er verkündet den Antichriſt, glauben Sie mir, ich ſchwöre es Ihnen! Es iſt das meine ganz perſönliche Meinung, die mich ſelbſt ſchon lange gequält hat . . . Der römiſche Katholizismus glaubt, daß die Kirche ohne ſtaatliche Weltmacht auf Erden nicht beſtehen könne. Meiner Anſicht nach iſt der römiſche Katholizismus nicht einmal ein religiöſer Glaube, ſondern nur die Fortſetzung des weſtrömiſchen Reichsgedankens, dem alles im Katholizismus untergeordnet iſt, angefangen vom Glauben. Der Papſt eroberte das Land und den irdiſchen Thron und nahm das Schwert der Cäſaren, und ſo geht es jetzt weiter, nur daß ſie mit der Zeit zum Schwerte noch die Lüge

Digitized by Google

hinzugefügt haben, und zur Lüge Betrug, Fanatismus, Aberglauben und Freveltaten, und daß sie mit den heiligsten, aufrichtigsten, glühendsten Gefühlen des Volkes gespielt und alles, alles gegen Geld eingetauscht haben, gegen niedrige, irdische Macht! Und das sollte nicht die Lehre des Antichrist sein?! Und wie sollte daraus nicht der Atheismus entstehen? Der Atheismus ist aus nichts anderem als dem römischen Katholizismus hervorgegangen. Die römischen Kirchenväter sind die ersten Atheisten gewesen: konnten sie denn an sich selbst glauben? Und den Boden für ein weiteres Wachstum fand der Atheismus in der Abneigung des Volkes zu ihnen: er ist eine Folge ihrer Lüge und ihrer geistigen Kraftlosigkeit! Atheismus! Bei uns glauben nur gewisse Stände nicht: diejenigen, die, wie sich Jewgenij Pawlowitsch einmal vorzüglich ausgedrückt hat, ‚nicht mehr im Boden wurzeln'. Dort aber, in Europa sind es schon die Volksmassen, die zu glauben aufhören – zu Anfang taten sie es noch infolge der Finsternis, in der sie befangen waren, und der Lüge, jetzt aber tun sie es schon aus Fanatismus und aus Haß gegen die Kirche und das Christentum."

Der Fürst hielt inne, um Atem zu schöpfen. Er hatte sehr schnell gesprochen und war bleich und atemlos. Die Gäste tauschten untereinander Blicke aus und der Alte begann schließlich ganz unverhohlen zu lachen. Fürst N. zog eine Lorgnette hervor, um den Fürsten unverwandt zu betrachten. Und der deutsche Dichter verließ seinen Winkel und näherte sich dem Tisch, mit einem beißend ironischen Lächeln.

Digitized by Google

„Sie über-trei-ben die Sache se-ehr," bemerkte Iwan Petrowitsch langsam mit einer gewissermaßen gelangweilten Miene, und es war, als hätte er dabei ein peinliches Gefühl. „Die römisch-katholische Kirche hat auch Repräsentanten aufzuweisen, die durchaus Achtung verdienen und sogar sehr tugendhaft sind . . ."

„Ich habe durchaus nicht von einzelnen Repräsentanten der Kirche gesprochen. Ich habe nur vom Wesen, vom Geist des römischen Katholizismus gesprochen. Ich rede von Rom. Wird denn die Kirche überhaupt jemals ganz verschwinden? Nein, das habe ich nie gesagt!"

„Einverstanden, aber alles das ist doch schon bekannt und sogar – übermäßig breitgetreten und . . . gehört der Theologie an."

„O nein, o, das gehört durchaus nicht nur der Theologie an, ich versichere Sie! Das geht uns alle weit mehr an, als Sie glauben! Darin besteht eben unser ganzer Fehler, daß wir nicht zu erkennen vermögen, daß es sich hier durchaus nicht nur um eine Frage der Theologie handelt. Ist doch auch der Sozialismus nichts anderes, als eine Ausgeburt des Katholizismus und der katholischen Wirklichkeit! Auch er ist, ganz wie sein Bruder, der Atheismus, aus der Verzweiflung hervorgegangen, als Gegensatz zum Katholizismus im sittlichen Sinne, um durch sich die verlorene seelische Macht der Religion zu ersetzen und somit den geistigen Durst der lechzenden Menschheit zu stillen und sie zu retten, jedoch nicht mit dem Worte Christi, sondern gleichfalls mit geistiger Vergewaltigung, ganz wie der Katholizismus es wollte! Das wäre

Digitized by Google

nur eine Freiheit durch Gewalt, und eine Vereinigung durch das Schwert! ‚Du sollst nicht glauben an Gott, du sollst kein Eigentum besitzen, du sollst keine Individualität sein – fraternité ou la mort! – koste es auch zwei Millionen Köpfe!' An ihren Taten, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, so steht es geschrieben. Und glauben Sie nur nicht, daß das alles so unwichtig und gefahrlos für uns sei! Oh, wir brauchen eine Gegenwehr, und so schnell wie möglich! Und diese Gegenwehr des Ostens gegen den Westen soll unser Christus sein, den wir in seiner wahren Gestalt in uns bewahrt und den sie dort überhaupt nicht gekannt haben! Nicht indem wir uns sklavisch von den Jesuiten fangen lassen, sondern indem wir ihnen unsere russische Auffassung entgegensetzen, müssen wir jetzt vor sie hintreten, und deshalb sollte man bei uns lieber nicht sagen, daß ihre Predigt „elegant" sei, wie es hier soeben jemand getan hat . . ."

„Aber erlau-ben Sie, erlau-ben Sie," unterbrach ihn höchst beunruhigt Iwan Petrowitsch und blickte sich fast ängstlich im Kreise um, „Ihre Gedanken sind ja alle se-ehr lobenswert und patriotisch, aber im ganzen großen ist es doch recht übertrieben und . . . es wäre wirklich besser, wir ließen dieses Thema fallen . . ."

„Nein, es ist nicht übertrieben, eher ist es noch verkleinert, – ja –, gerade verkleinert . . . ich bin unfähig, mich auszudrücken, doch . . ."

„Er-lauben Sie!"

Der Fürst schwieg. Er saß in aufrechter Haltung im Sessel und sah unbeweglich mit flammendem Blick Iwan Petrowitsch an.

Digitized by Google

„Es will mir scheinen, daß Ihnen die Mitteilung über Ihren Wohltäter gar zu nahe gegangen ist," meinte freundlich und ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen, der alte „Würdenträger". „Sie sind . vielleicht durch Ihre Einsamkeit etwas zu idealistisch geworden. Wenn Sie mehr unter Menschen gelebt hätten, in der Gesellschaft, die Sie, wie ich hoffe, als bemerkenswerten jungen Mann mit Vergnügen aufnehmen wird, so werden Sie ganz von selbst Ihren Feuereifer dämpfen lernen, denn Sie werden einsehen, daß alles das viel einfacher ist . . . und zudem kommen solche Ausnahmefälle, wie dieser, meiner Ansicht nach zum Teil von unserer Übersättigung und zum Teil von unserer . . . Langeweile . . ."

„Sehr richtig, gerade daher!" rief der Fürst. „Das haben Sie vorzüglich ausgedrückt! Gerade von der Langeweile, von unserer Langeweile, nicht von der Übersättigung, sondern im Gegenteil, vom lechzenden Durst . . . oh, nein, nicht von der Übersättigung, darin haben Sie sich getäuscht! Und nicht nur dürstende Begierde ist es, sondern geradezu fieberhaftes, glühendes Verlangen! Und . . . glauben Sie nicht, daß es in einem so geringen Maße der Fall sei, daß man darüber nur lachen könnte! Verzeihen Sie, aber man muß vorauszufühlen verstehen! Sobald wir Russen ans Ufer gelangt sind und auch wirklich den Glauben gewonnen haben, daß es das Ufer ist, dann freuen wir uns so darüber, daß wir sogleich bis zur letzten Grenze gehen. Woher kommt das? Da wundern Sie sich nun über Pawlischtscheff und schreiben seine Handlungsweise seinem Wahnsinn oder seiner Herzens-

Digitized by Google

güte zu, das ist aber falsch! Nicht nur wir allein – ganz Europa wundert sich in solchen Fällen über unseren plötzlich so leidenschaftlichen Eifer: wenn von uns jemand zum Katholizismus übertritt, so wird er doch gleich nichts weniger als Jesuit, und noch dazu der allerschwärzeste von allen; wird er Atheist, so wird er sogleich verlangen, daß der Glaube an Gott, falls nötig, mit Gewalt ausgerottet werden solle! wie kommt das, woher dieser jähe Fanatismus? Wissen Sie es wirklich nicht? Das kommt daher, weil er dann ein Vaterland gefunden, das er hier in seiner Blindheit nicht zu erblicken vermocht hat, deshalb freut er sich so: er hat ein Ufer, er hat Land gefunden – und da wirft er sich denn hin und küßt es in Ekstase. Es ist doch nicht nur Ehrgeiz, nicht nur schlechtes Gefühl, das die russischen Atheisten und russischen Jesuiten hervorbringt, sondern es ist ihre Seelenpein, ist die Sehnsucht ihres Geistes, ihre Sehnsucht nach einer höheren Betätigung, nach einem festen Ufer, kurz, nach einer Heimat. An ihre eigene Heimat glauben sie nicht mehr, denn sie haben sie nie recht gekannt. Atheist zu werden, ist für einen Russen so leicht, leichter, als für jeden anderen in der ganzen Welt! Und die Russen werden auch nicht gewöhnliche Atheisten, nein, der Atheismus wird für sie einfach zu einem neuen Glauben, sie glauben an ihn, ohne dabei auch nur zu bemerken, daß sie an eine Null glauben. So groß ist unser Bedürfnis nach einem Glauben! ‚Wer keinen Erdboden unter sich hat, der hat auch keinen Gott.' Dieser Ausspruch stammt nicht von mir, sondern von einem Kaufmann,

einem Altgläubigen, den ich auf der Reise kennen lernte – wir saßen in einem Coupé. Er drückte sich nicht buchstäblich so aus, er sagte: ‚Wer sich von seinem Heimatland lossagt, der sagt sich auch von seinem Gott los.‘ Bedenken Sie doch nur, daß bei uns gebildete Leute zur Sekte der Geißler*) übergetreten sind . . . Doch übrigens – ist denn das Geißlertum in dem Fall schlechter, als der Nihilismus, Jesuitismus, Atheismus? Vielleicht ist es sogar tiefer! Aber Sie sehen, wie groß die Sehnsucht gewesen sein muß, wenn sie zu so etwas führen konnte! . . . zeigen Sie der sehnsüchtigen Schiffsmannschaft des Kolumbus das Land der ‚Neuen Welt‘, zeigen Sie dem Russen die russische ‚Welt‘, lassen Sie ihn dieses Gold finden, diesen Schatz, der vor ihm noch verborgen liegt in der Erde! Zeigen Sie ihm in der Zukunft die Erneuerung und Auferstehung der ganzen Menschheit vielleicht einzig durch den russischen Gedanken, den russischen Gott und Christus, und Sie werden sehen, welch ein mächtiger und treuer, weiser und frommer Riese vor der verwunderten Welt emporwachsen wird, vor den verwunderten und erschrockenen Völkern Europas, denn was sie von uns erwarten, ist doch nur das Schwert und die Gewalt, weil sie sich uns, da sie uns nach sich selbst beurteilen, gar nicht ohne

*) Die Anhänger dieser Sekte verwerfen die Sakramente, die Geistlichkeit und die Kirche, beobachten jedoch äußerlich den Ritus der griechischen Kirche. In ihren geheimen Versammlungen geißeln sie sich drehend und singend, bis sie halb bewußtlos werden und in diesem Zustande zu wahrsagen beginnen. Eine der ältesten Sekten Rußlands. E. K. R.

Digitized by Google

Barbarei vorstellen können. Und das tun sie bis jetzt noch, und je länger, desto mehr! Und . . ."

Doch hier geschah plötzlich etwas, das den Fürsten in der unerwartetsten Weise unterbrach.

Diese ganze wilde Rede, dieser ganze Schwall seltsamer, unruhiger Worte und wirrer, begeisterter Gedanken, die wie in ziellosem Durcheinander aus ihm hervordrängten, der eine den anderen gleichsam überspringend – alles das deutete auf etwas Gefährliches, auf einen besonderen Vorgang in dem anscheinend so tief und so plötzlich sich erregenden jungen Mann. Von den Anwesenden, die den Fürsten kannten, waren die meisten sehr beängstigt – einzelne aber auch beschämt – durch diesen seltsamen Ausbruch, der so wenig mit der sonst fast sogar schüchternen Zurückhaltung des Fürsten übereinstimmte, mit seinem erlesenen Taktgefühl in manchen Fällen, und einem feinen Instinkt für alles, was sich schickt. Man stand förmlich vor einem Rätsel. Die Mitteilung über Pawlischtscheff konnte das doch nicht verursacht haben? Die Damen betrachteten ihn fast als Wahnsinnigen und die Bjelokonskaja gestand später: „Noch eine Minute und ich hätte daran gedacht, mich in Sicherheit zu bringen." Die alten Herren verloren in der ersten Verwunderung gleichfalls den Kopf. Der alte General schaute sehr unzufrieden und streng drein. Fürst N. saß vollkommen bewegungslos da. Der deutsche Dichter war sogar erbleicht, lächelte aber immer noch sein falsches Lächeln, während er dabei die anderen anblickte, um zu erraten, wie sie sich darüber äußern würden. Konnte doch der ganze „Skandal" schon im nächsten Augenblick die einfachste

Digitized by Google

Lösung finden. Iwan Fedorowitsch, dessen Versuche, den Fürsten zu unterbrechen, erfolglos geblieben waren, hatte bei sich schon beschlossen, energisch einzugreifen, nur war er sich über die Mittel noch nicht ganz klar. Vielleicht hätte er sich sogar dafür entschieden, den Fürsten unter dem Vorwande seiner unberechenbaren Krankheit freundschaftlich hinauszuführen, welches Verfahren Iwan Fedorowitsch im geheimen für sehr vernünftig hielt. Doch es sollte anders kommen.

Als der Fürst eingetreten war, hatte er sich absichtlich möglichst weit von der chinesischen Vase hingesetzt, da Aglaja ihm wirklich Angst eingeflößt hatte. Wie seltsam es auch klingen mag – es war Tatsache, daß Aglajas kurze Bemerkung eine unausrottbare Überzeugung in ihm hervorgerufen hatte, die ganz unmögliche Vorahnung, daß er an diesem Abend unfehlbar diese Vase zerschlagen würde, wie weit entfernt er sich auch von ihr aufhalten und wie vorsätzlich er auch ihr und dem Unglück aus dem Wege gehen wollte. Das war nun einmal so! Im Laufe des Abends kamen aber neue mächtige Eindrücke, die ihn ganz erfüllten, und da vergaß er seine Vorahnung. Als er dann den Namen Pawlischtscheff vernommen und der Hausherr ihn mit ein paar erklärenden Worten zu Iwan Petrowitsch geführt, hatte er sich, ohne sich etwas dabei zu denken, näher an den Tisch gesetzt – gerade in jenen Sessel, neben dem auf einem Postament die wundervolle Vase stand.

Bei den letzten Worten war er plötzlich aufgesprungen, hatte eine energische Handbewegung gemacht, und – ein allgemeiner Schrei ertönte! Die Vase geriet

Digitized by Google

ins Schwanken, zunächſt gewiſſermaßen ſelbſt unentſchloſſen, auf welche Seite ſie fallen ſollte –: dem alten Würdenträger auf den Kopf, oder auf die Seite des deutſchen Dichterlings, der entſetzt zurückſprang –, um dann, noch eh' man ſich's gedacht, zu Boden zu ſchlagen. Das Geklirr, der Schrei, der ſich allen entrang, die koſtbaren Scherben, die über den Teppich flogen, der Schreck, die Verwunderung – was mit dem Fürſten geſchah, iſt ſchwer, ſich vorzuſtellen. Doch dürfen wir hier nicht verſchweigen, daß nicht der Schreck, die Peinlichkeit der Situation, der laute gemeinſame Aufſchrei den größten Eindruck auf ihn machten, ſondern die in Erfüllung gegangene Vorahnung. Was es gerade war, das ihn bei dieſem Gedanken ſo erſchütterte, vermochte er ſich ſelbſt nicht zu erklären. Er fühlte nur, daß es ihn gleichſam ins Herz getroffen hatte – und er ſtand regungslos in einem faſt myſtiſchen Schreck da. Einen Augenblick war es ihm, als öffne ſich alles vor ihm, an Stelle des Entſetzens trat Licht, Freude, Begeiſterung, und dann war es ihm, als griffe eine Hand nach ſeiner Kehle, um ſie langſam zuſammenzudrücken und . . . doch der Augenblick ging vorüber. Gott ſei Dank, es war nicht das! Er atmete auf und blickte ſich im Kreiſe um.

Es dauerte eine geraume Weile, bis er begriff, was geſchehen war und was um ihn vorging, d. h. er ſah und begriff alles ganz genau, er ſtand aber wie ein beſonderes Weſen unter den anderen, wie der unſichtbare Hausgeiſt in unſeren Märchen, der ſich ins Zimmer geſchlichen und nie geſehene fremde Menſchen, die ſein Intereſſe erwecken, beobachtet. Er ſah, wie

Digitized by Google

die Scherben fortgeschafft wurden, hörte das lebhafte Durcheinandersprechen, sah Aglaja, die bleich dasaß und ihn seltsam anblickte – sehr, sehr seltsam: in ihren Augen lag keine Spur von Haß oder Zorn, sie sah ihn nur tief erschrocken, doch dafür so sympathisch an, während sie die anderen mit herausfordernden, blitzenden Blicken maß . . . Da begann sein Herz leise zu klopfen und ein süßes Gefühl überkam ihn. Endlich gewahrte er auch mit eigentümlicher Verwunderung, daß alle wieder saßen und sogar lachten, als wäre nichts Unangenehmes geschehen! Da begann man noch mehr zu lachen: man lachte über ihn, über seinen starren Schreck, lachte aber freundschaftlich, heiter; einige sprachen sogar zu ihm, sprachen sehr freundlich, namentlich Lisaweta Prokofjewna: sie beruhigte ihn lachend und sagte etwas sehr, sehr Herzliches. Plötzlich fühlte er, daß ihm jemand kameradschaftlich auf die Schulter klopfte: es war der Hausherr. Der Anglomane Iwan Petrowitsch lachte gleichfalls. Doch am liebenswürdigsten war der Alte: er erfaßte die Hand des Fürsten, drückte sie leicht in der seinen, klopfte beruhigend mit der Rechten auf die Handfläche, beredete ihn, doch wieder zu sich zu kommen – ganz, als hätte er einen kleinen erschrockenen Knaben vor sich gehabt, was dem Fürsten ungemein gefiel –, und schließlich zog er ihn auf den Platz neben sich zum Sitzen nieder. Der Fürst blickte ihm ganz entzückt ins Gesicht, immer noch unfähig, zu sprechen, die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Das Gesicht des Alten gefiel ihm unsäglich.

„Wie?" murmelte er schließlich, „Sie verzeihen

Digitized by Google

mir in der Tat? Und ... auch Sie, Lisaweta Prokofjewna?"

Da wurde die Heiterkeit noch größer. Dem Fürsten traten Tränen in die Augen vor Glück: er traute seinen Sinnen nicht und war wie entrückt.

„Allerdings: die Vase war wundervoll. Ich entsinne mich, sie schon jahrelang bei Ihnen gesehen zu haben; es werden wohl schon so an fünfzehn Jahre her sein, ja ... fünfzehn ..." bemerkte Iwan Petrowitsch.

„Nun, kein großes Malheur! Auch der Mensch muß einmal sterben, und hier ist nur eine Vase zerschlagen!" sagte Lisaweta Prokofjewna laut.

„Hat es dich wirklich so erschreckt, Lew Nikolajewitsch?" fragte sie ihn besorgt. „Laß gut sein, Täubchen, das hat doch nichts auf sich; wirklich, du ängstigst mich mit deinem Schreck."

„Und Sie verzeihen mir alles? Alles, nicht nur die Vase?" fragte der Fürst, sich plötzlich wieder erhebend, doch der Alte zog ihn sogleich wieder zurück.

Er wollte seine Hand nicht loslassen.

„C'est très curieux et c'est très sérieux!" raunte er über den Tisch Iwan Petrowitsch zu – ziemlich laut übrigens.

„So habe ich keinen von Ihnen verletzt? Sie glauben nicht, wie glücklich mich dieser Gedanke macht! Aber wie könnte es auch anders sein? Wie hätte ich hier jemanden kränken können? Es ist geradezu eine Kränkung, wenn ich das nur voraussetze."

„Beruhigen Sie sich, mein Freund, Sie übertreiben die Sache. Und es liegt gar kein Grund vor, so zu

Digitized by Google

danken; das ist ja an sich ein sehr lobenswertes Gefühl, aber es ist doch übertrieben."

„Ich danke ja gar nicht, ich . . . freue mich nur über Sie, ich bin glücklich, indem ich Sie ansehe. Ich spreche vielleicht sehr dumm, aber ich muß – sprechen, ich muß erklären . . . und wenn auch nur aus Achtung vor mir selbst."

Alles das brachte er wirr, unverständlich und fast fieberhaft hervor; möglich, daß die Worte, die er aussprach, gar nicht diejenigen waren, die er sprechen wollte. Und sein Blick, mit dem er alle ansah, schien zu fragen: darf ich sprechen? Die alte Bjelokonskaja betrachtete ihn – und da trafen sich ihre Blicke.

„Nur zu, Väterchen, fahr ruhig fort, erzähl', soviel du willst, sieh nur zu, daß dir der Atem nicht ausgeht," sagte sie. „Du kamst schon vorhin mit der Luft zu kurz, aber zu sprechen fürcht' dich nicht: wir haben noch ganz andere Sonderlinge gesehen, du wirst uns nicht in Erstaunen setzen, bist nicht weiß Gott wie klug, nur die Vase, die hast du richtig zerschlagen und uns alle erschreckt."

Der Fürst hörte ihr lächelnd zu.

„Sie sind es doch," wandte er sich plötzlich an den Alten, „der vor drei Monaten den Studenten Podkusnoff und den Beamten Schwabrin vor der Verbannung bewahrt hat?"

Der Alte errötete ein wenig und brummte nur, daß er sich beruhigen müsse.

„Und das ist doch wahr, was ich von Ihnen gehört habe, Iwan Petrowitsch," wandte er sich an den Anglomanen, „daß Sie Ihren abgebrannten Bauern,

Digitized by Google

die jedoch nicht mehr zu Ihrem Gut im -schen Gouvernement gehörten und Ihnen sogar Unannehmlichkeiten bereitet hatten, Wald zum Abholzen für die Neubauten geschenkt haben?"

„Nun, das ist wiederum über-trie-ben", antwortete Iwan Petrowitsch, nichtsdestoweniger angenehm berührt. Unwillkürlich nahm er eine würdevollere Haltung an.

Diesmal hatte er vollkommen recht, wenn er von einer „Übertreibung" sprach: es handelte sich um ein falsches Gerücht, das dem Fürsten zu Ohren gekommen war.

„Und Sie, Fürstin," wandte sich Fürst Lew Nikolajewitsch mit einem Lächeln an die Bjelokonskaja, „haben Sie mich nicht vor einem halben Jahre in Moskau wie Ihren eigenen Sohn bei sich aufgenommen, nur auf den Brief Lisaweta Prokofjewnas hin, und haben Sie mir nicht wie Ihrem Sohne einen Rat gegeben, den ich nie vergessen werde? Erinnern Sie sich noch?"

„Wozu kriechst du wieder auf die Wände?" sagte die Bjelokonskaja ärgerlich. „Ein guter Mensch bist du, das weiß ich, machst dich aber immer lächerlich: schenkt man dir drei Kopeken, so dankst du schon, als hätte man dir das Leben gerettet. Du glaubst, daß das löblich ist? Ich finde es einfach widerlich."

Sie war bereits im Begriff, ernstlich böse zu werden, doch plötzlich begann sie zu lachen, und zwar ganz gutmütig. Lisaweta Prokofjewna atmete innerlich wie erlöst auf und aus ihrem wie ihres Gatten Gesicht verschwand die Besorgnis.

Digitized by Google

„Ich habe ja immer gesagt, daß Lew Nikolajewitsch ein Mensch ist, der . . . der . . . mit einem Wort, wenn er nur nicht mit dem Atem zu kurz käme, wie die Fürstin sehr richtig bemerkt hat", sagte der General erfreut.

Nur Aglaja schien traurig zu sein; ihr Gesicht glühte immer noch – vielleicht vor Unwillen.

„Er ist wirklich ein netter Mensch", brummte der Alte, halb zu Iwan Petrowitsch gewandt.

„Als ich hier eintrat, war mir das Herz schwer," fuhr plötzlich der Fürst in wachsender Verwirrung fort, und seine Rede wurde mit jedem Wort seltsamer und begeisterter. „Ich fürchtete Sie und ich fürchtete mich vor mir selbst. Am meisten vor mir selbst. Als ich nach Petersburg zurückkehrte, gab ich mir das Wort, unsere Besten, unseren eingesessenen Adel kennen zu lernen, da auch ich zu ihm gehöre und mein Name einer der ersten unter ihnen ist. Und jetzt sitze ich hier unter ebensolchen Fürsten, wie ich einer bin, nicht wahr? Ich wollte Sie kennen lernen, das tat not. Oh, erst jetzt kann ich es ganz ermessen, wie notwendig, wie notwendig das war! . . . Ich habe immer so viel Schlechtes von Ihnen gehört, gar zu viel Schlechtes, viel mehr als Gutes, von Ihrer Kleinlichkeit, vom Egoismus Ihrer Interessen, und wie weit Sie zurückgeblieben sein sollen, und ich hörte von Ihrer geringen Bildung und von lächerlichen Angewohnheiten – oh, es wird doch so viel über Sie geschrieben und gesprochen! Neugierig kam ich heute her, neugierig und verwirrt: ich mußte doch einmal selbst sehen, mich selbst überzeugen, ob denn wirklich

Digitized by Google

die ganze obere Schicht des ruſſiſchen Volkes zu nichts mehr taugt, ob ſie wirklich ihre Zeit ſchon überlebt hat, ob ihr Lebensquell verſiegt und ſie nur noch zu ſterben fähig iſt, dabei immer noch in kleinlichem, neidiſchem Kampf begriffen mit den . . . zukünftigen Menſchen, denen unſere Oberen den Weg verſperren, ohne zu wiſſen, daß ſie ſelbſt ſchon ſterben? Ich habe an die Richtigkeit dieſer Auffaſſung auch früher nicht ganz geglaubt, denn genau genommen hat es bei uns doch nie eine höhere Klaſſe gegeben, abgeſehen vielleicht von den Höflingen, die es durch den Beamtenrock oder . . . den Zufall geworden waren, jetzt aber ſchon ganz verſchwunden ſind – iſt es nicht ſo?"

„Nun, nein, durchaus nicht ſo", ſagte Iwan Petrowitſch verletzt und er lachte verächtlich.

„Daß er doch wieder reden muß!" ärgerte ſich die Bjelokonskaja.

„Laissez le dire, er zittert ja am ganzen Körper", riet der Alte halblaut.

Der Fürſt hatte entſchieden ſeine Selbſtbeherrſchung verloren.

„Und was ſehe ich nun? Ich ſehe vornehme, gute, verſtändige Menſchen; ich ſehe einen Greis, der einen Knaben, wie mich, liebevoll anhört und von unendlicher Güte zu mir iſt. Ich ſehe Menſchen, die fähig ſind, zu verſtehen und zu verzeihen, ruſſiſche, gute Menſchen, die faſt ebenſo gut und herzlich ſind, wie die ruſſiſchen Bauern, die ich auf dem Lande kennen gelernt habe, nein, wirklich, faſt ſind Sie ebenſo gut, wie jene. Urteilen Sie jetzt ſelbſt, wie freudig ich

überraſcht ſein mußte! Oh, erlauben Sie, daß ich mich ausſpreche! Ich habe oft gehört und auch ſelbſt geglaubt, daß in der Geſellſchaft alles nur anerzogenes Benehmen und hinfällige Form, der lebendige Lebensquell aber verſiegt ſei. Aber jetzt ſehe ich doch ſelbſt, daß es nicht der Fall, daß bei uns ſo etwas ganz ausgeſchloſſen iſt. Das kann vielleicht anderswo ſo ſein, aber nicht bei uns. Sollten Sie denn jetzt alle wirklich Jeſuiten und Betrüger ſein? Ich hörte, wie vorhin Fürſt N. erzählte: war das nicht echter, köſtlicher Humor, ſprach nicht aus der ganzen Erzählung unſchuldige Gutmütigkeit? Wie könnte wohl ein innerlich Toter, deſſen Herz und Geiſtesgaben vertrocknet ſind, ſolche Worte hervorbringen? Könnten denn Tote ſo lieb zu mir ſein, wie Sie es geweſen ſind? Iſt das nicht ein Menſchenmaterial, das zu den ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt? Können denn ſolche Menſchen etwas nicht begreifen und in ihren Anſchauungen zurückbleiben?"

„Ich bitte Sie nochmals, mein Lieber, beruhigen Sie ſich, wir können ein anderes Mal davon reden und ich werde Ihnen mit Vergnügen zuhören . . ." ſagte der Alte mit beruhigendem Lächeln.

Iwan Petrowitſch, der Anglomane, räuſperte ſich und ſetzte ſich in ſeinem Seſſel bequemer zurecht. Iwan Fedorowitſch ſtand da, während ſein hoher Vorgeſetzter ſich an die Gattin des „Würdenträgers" wandte und mit ihr zu plaudern begann, ohne den Fürſten weiter zu beachten. Doch hörte ihm die Dame nur mit halbem Ohr zu, da ſie der Fürſt mehr intereſſierte.

Digitized by Google

„Nein, wissen Sie, es ist besser, ich rede jetzt!“ fuhr der Fürst wie im Fieber fort, indem er sich seltsam zutraulich wieder an den Alten wandte. „Aglaja Iwanowna hat mir gestern verboten, hier zu reden und sie hat sogar die Themata angegeben, über die ich nicht reden darf: sie weiß, daß ich mich dann lächerlich mache. Ich bin siebenundzwanzig Jahre alt, aber ich weiß ja doch selbst, daß ich noch wie ein Kind bin. Ich habe nicht das Recht, meine Gedanken auszudrücken, das habe ich immer gesagt. Nur mit Rogoshin habe ich in Moskau offen gesprochen . . . Wir lasen Puschkin zusammen, lasen alle seine Werke. Er kannte noch nichts von ihm, nicht einmal seinen Namen . . . Ich fürchte immer, durch meine Lächerlichkeit meine große Idee herabzuziehen. Ich verstehe mich nicht zu bewegen. Meine Gesten entsprechen nie meinen Worten, und so rufen sie nur Gelächter hervor und erniedrigen die Idee. Auch verstehe ich nie, Maß zu halten, das aber ist sehr wichtig, ist das Wichtigste . . . Ich weiß, daß ich besser tue, wenn ich stillsitze und schweige. Wenn ich mich verschließe und verstumme, so sehe ich sogar sehr vernünftig aus, und überdies kann ich dann ungestört nachdenken. Jetzt aber ist es besser, ich rede. Ich habe nur deshalb wieder angefangen, weil Sie mich so freundlich ansehen; Sie haben ein wundervolles Gesicht! Ich habe Aglaja Iwanowna gestern mein Wort gegeben, daß ich heute den ganzen Abend schweigen würde.“

„Vraiment?“ fragte der Alte lächelnd.

„Ich denke jedoch bisweilen, daß es falsch von mir ist, so zu denken: die Hauptsache ist doch nicht

Digitized by Google

die Geste, sondern die Aufrichtigkeit, nicht? . . . Nicht?"

„Hm! Mitunter."

„Ich will jetzt alles erklären, alles, alles, alles! Sie glauben, ich sei ein Utopist? Ein Schwärmer? O, nein, ich habe, bei Gott, nur ganz einfache Gedanken . . . Sie glauben mir nicht? Sie lächeln? Wissen Sie, ich bin bisweilen ein recht niedriger Mensch – ich verliere den Glauben. Als ich vorhin herkam, dacht' ich: ‚Wie soll ich denn mit ihnen reden? Mit welch einem Wort soll ich beginnen, damit sie mich nur ein wenig begreifen?' Und wie ich mich fürchtete – doch für Sie fürchtete ich am meisten, oh, ganz entsetzlich, entsetzlich! Und doch – wie durfte ich das, war es nicht eine Sünde? Was liegt daran, daß auf einen Aufgeklärten, einen Pionier eine solche Unmenge von den übrigen kommt? Das ist ja doch meine Freude, daß ich jetzt davon überzeugt bin, daß es durchaus nicht eine solche Unmenge Überflüssiger, sondern daß es ein großes lebendiges Material gibt! Und weshalb sollten wir uns durch unsere Lächerlichkeit verwirren lassen, nicht wahr? Das ist doch nun mal tatsächlich so, wir sind lächerlich, leichtsinnig, haben schlechte Angewohnheiten, wir langweilen uns, verstehen nicht zu schauen, verstehen nicht zu begreifen, und so sind wir doch alle, alle, Sie und ich und alle übrigen! Sie fühlen sich doch deshalb nicht gekränkt, weil ich es Ihnen ganz offen sage, daß Sie lächerlich sind? Wenn es aber so ist, wie sollten Sie dann kein gutes Material sein? Wissen Sie, es will mir scheinen, daß es mitunter

Digitized by

ſogar gut iſt, lächerlich zu ſein, es iſt wirklich beſſer: man kann ſich gegenſeitig ſchneller verzeihen, ſich ſchneller ausſöhnen. Man kann doch nicht ſofort alles begreifen, man kann doch nicht ſo ohne weiteres mit der Vollkommenheit beginnen! Um die Vollkommenheit zu erreichen, muß man zuerſt vieles nicht verſtehen! Begreifen wir aber gar zu ſchnell, ſo begreifen wir es gewöhnlich nicht ſo gut. Ich ſage das Ihnen, Ihnen, die Sie ſchon ſo vieles zu begreifen verſtanden haben und – nicht nur zu begreifen. Jetzt fürchte ich nicht mehr für Sie . . . Sie ärgern ſich doch nicht darüber, daß ein ſolcher Knabe wie ich ſo zu Ihnen ſpricht? Natürlich nicht! Oh, Sie werden es verſtehen, werden denen verzeihen, die Sie gekränkt haben, und auch denen, die Sie nicht gekränkt haben – das iſt ja doch noch viel ſchwerer, gerade weil ſie Sie nicht gekränkt haben und Ihr Gefühl folglich unbegründet iſt. Das iſt es, was ich Ihnen allen ſagen wollte, als ich herkam, nur wußte ich nicht, wie ich mich ausdrücken ſollte . . . Sie lachen, Iwan Petrowitſch? Sie denken vielleicht, ich ſei ein Demokrat, der allgemeine Gleichheit predigt?" fragte er ſelbſt auflachend. „Nein, ich fürchte für Sie, für Sie alle, und für alle zuſammen. Bin ich doch ſelbſt ein uralter autochthoner Fürſt und ſitze hier unter Fürſten. Ich rede ja nur, um Sie alle zu retten, damit unſer Stand nicht umſonſt in unterſchiedloſer Dunkelheit verkommt und verſchwindet und alles verſpielt, ohne auch nur das Geringſte zu ſchaffen! Weshalb ſollen wir verſchwinden und anderen den Platz abtreten, wenn wir die Erſten und Älteſten

Digitized by Google

bleiben können? Laſſen Sie uns die Erſten ſein, dann werden wir auch die Väter des Volkes ſein. Laſſen Sie uns die Diener des Volkes werden, um ſeine Väter zu ſein!“

Er hatte mehrmals verſucht, ſich von ſeinem Platz zu erheben, doch der Alte, der ihn mit wachſender Unruhe beobachtete, hatte ihn immer wieder zurückgezogen.

„Hören Sie! Ich weiß, daß es nicht gut iſt, zu reden: beſſer iſt einfach ein Beiſpiel, einfach mit der Tat zu beginnen . . . ich habe ſchon begonnen . . . und – und wie kann man überhaupt unglücklich ſein? Oh, was iſt mein kleines Leid, wenn ich doch fähig bin, glücklich zu ſein? Wiſſen Sie, ich begreife nicht, wie man an einem Baum vorübergehen kann, ohne glücklich zu ſein darüber, daß man ihn liebt! Oh, ich verſtehe es nur nicht auszudrücken . . . aber wie viele wundervolle Dinge gibt es, auf jedem Schritt und Tritt, Dinge, die ſelbſt der verworfenſte Menſch als wundervoll empfindet? Betrachten Sie ein Kind, ſehen Sie die Morgenröte, ſehen Sie das Gras, oder ſchauen Sie in die Augen, die Sie anſehen und – Sie lieben . . .“

Jäh hatte er ſich bei den letzten Worten von dem Alten losgeriſſen und ſprach nun aufrechtſtehend. Liſaweta Prokofjewna war die erſte, die erriet, was vor ſich ging: „Ach, mein Gott!“ ſtieß ſie erſchrocken hervor. Da ſtand aber ſchon Aglaja neben dem Wankenden, um ihn mit ihren Armen zu ſtützen, zu halten, und mit entſetztem, ſchmerzverzerrtem Geſicht vernahm ſie den wilden, grauenvollen Schrei des „würgenden

Digitized by Google

Dämons", der plötzlich aus der Bruſt des Unglücklichen drang. Der Kranke lag auf dem Teppich. Irgend jemand ſchob ihm ein Kiſſen unter den Kopf.

Dieſe Wendung hatte niemand erwartet. Nach einer Viertelſtunde gaben ſich Fürſt N., Jewgenij Pawlowitſch und der Alte die größte Mühe, den Abend von neuem zu beleben, doch leider vergeblich: ſchon nach einer halben Stunde brachen alle auf. Es wurden noch viele mitfühlende und nachempfindende Worte geſprochen, man vernahm auch noch ein paar allgemeine Betrachtungen und ſogar einige ernſthafte Meinungen. Iwan Petrowitſch äußerte ſich unter anderem dahin, daß der „junge Mann allem Anſcheine nach ein ſe-ehr eifriger Sla-wo-phile ſein müſſe, oder etwas Ähnliches, nur ſei das weiter nicht gefährlich." Der Alte ſagte nichts.

Am nächſten und übernächſten Tage ärgerten ſich freilich alle ein wenig. Iwan Petrowitſch fühlte ſich als Anglomane ſogar gekränkt, jedoch nicht allzuſehr. Der hohe Vorgeſetzte war eine Zeitlang etwas kühl gegen Iwan Fedorowitſch, dem auch der alte „Protektor" der Familie irgend etwas Lehrreiches ſagte, wobei er dann noch ſchmeichelhaft hinzufügte, daß er ſich für Aglajas Zukunft überaus intereſſiere. Er war in der Tat ein ziemlich guter Menſch, doch intereſſierte er ſich für den Fürſten vornehmlich wegen ſeiner „Geſchichte" mit Naſtaſſja Filippowna, von der er ſo manches gehört hatte, und er hätte ſogar Iwan Fedorowitſch gern noch ein wenig ausgeforſcht, um Näheres zu erfahren.

Die Bjelokonskaja hatte noch am Abend beim Ab-

ſchied Liſaweta Prokofjewna geſagt, wie ſie den Fall beurteilte:

„Nun was – ja und nein. Aber wenn du meine ganze Meinung wiſſen willſt, dann doch eher nein. Du ſiehſt doch ſelbſt, was für einer er iſt: ein kranker Menſch!“

Liſaweta Prokofjewna entſchied hierauf bei ſich endgültig, daß er als Bräutigam „undenkbar“ ſei, und ſchwor ſich im Laufe der Nacht hoch und heilig, daß der Fürſt, ſolange ſie lebe, ihre Aglaja nicht bekommen werde. Und mit dieſem Entſchluß wachte ſie auch am nächſten Morgen auf – doch ſiehe da, als ſie um ein Uhr beim Frühſtück ſaß, geriet ſie plötzlich in ſeltſamen Widerſpruch mit ſich ſelbſt.

Auf eine vorſichtige Frage der Schweſtern antwortete Aglaja plötzlich kalt und hochmütig:

„Ich habe ihm meines Wiſſens noch nie ein Verſprechen gegeben und ihn auch nie als meinen Bräutigam betrachtet. Er iſt mir ebenſo fremd und gleichgültig wie jeder andere.“

Da wurde die Generalin plötzlich rot.

„Das hätte ich nicht von dir erwartet,“ ſagte ſie verletzt, „als Freier iſt er unmöglich, das weiß ich, und ich danke Gott, daß alles ſo gekommen iſt; aber dir hätte ich doch nie ſolche Worte zugetraut. Ich glaubte, daß von dir etwas ganz anderes zu erwarten ſei. Ich hätte alle jene anderen fortgejagt und nur ihn allein zurückbehalten, ſieh, ſolch ein Menſch iſt er! . . .“

Sie verſtummte plötzlich, erſchrocken über ihre eigenen Worte.

Digitized by Google

Wenn ſie gewußt hätte, wie ſehr ſie ihrer Tochter in dieſem Augenblick unrecht tat!

Aglaja hatte ihren Entſchluß bereits gefaßt und wartete nur noch ihre Stunde ab, die alles entſcheiden mußte. Jede Anſpielung aber, jede Berührung der tiefen Wunde zerriſſen ihr das Herz.

VIII.

Auch der Fürſt verbrachte dieſen Morgen in düſterer Stimmung: ſchwere Vorahnungen laſteten auf ihm. Am meiſten quälte ihn, daß ſeine Trauer – er wußte eigentlich ſelbſt nicht, wie er dieſe Empfindung nennen ſollte – in ihrer Art ſo unbeſtimmt war. Vor ihm ſtanden die Tatſachen grell, ſchwer und unverrückbar, doch ſeine Trauer ging über alles hinaus, was er dachte oder ſich vorſtellte, und er fühlte, daß er ſich allein nicht würde beruhigen können. Da erhob ſich in ihm allmählich eine Erwartung, die immer größer und ſchließlich zu der Überzeugung wurde, daß heute noch etwas Beſonderes und Entſcheidendes mit ihm geſchehen würde. Der Anfall, den er am Abend vorher gehabt hatte, war ein leichter geweſen: abgeſehen von der traurigen, müden Stimmung, einer gewiſſen Schwere im Kopf und in den Gliedern, fühlte er ſich weiter nicht krank. Seine Gedanken waren verhältnismäßig klar und bewußt. Als er am Morgen aufgewacht, war es ſchon ziemlich ſpät geweſen, und er hatte ſich ſogleich des Abends bei Jepantſchins erinnert. Der Einzelheiten freilich entſann er ſich nicht ſo genau, aber er wußte doch, daß er etwa eine

Digitized by Google

halbe Stunde nach seinem Anfall nach Hause geschafft worden war. Er erfuhr alsbald, daß Jepantschins sich schon am Morgen nach seinem Befinden hatten erkundigen lassen, und um halb zwölf erschien der Diener zum zweitenmal. Diese Teilnahme erweckte in ihm ein angenehmes Gefühl. Wjera Lebedewa war der erste Mensch, den er an diesem Morgen zu Gesicht bekam. Als sie eintrat und ihn erblickte, brach sie plötzlich in Tränen aus, doch als der Fürst sie dann beruhigte, lachte sie bald wieder. Das große Mitleid dieses jungen Mädchens machte einen fast erschütternden Eindruck auf ihn, und plötzlich ergriff er ihre Hand und küßte sie. Wjera erschrak und wurde rot.

„Ach, nicht doch, was tun Sie!" rief sie schnell und verlegen und zog rasch die Hand fort.

Sie verließ ihn in seltsamer Verwirrung.

Um zwölf Uhr erschien Lebedeff, der sich bereits in aller Frühe eilig zum „Seligen" – so nannte er den General, obgleich dieser immer noch lebte – begeben hatte, um zu erfahren, ob er nicht seinen Geist schon im Laufe der Nacht aufgegeben, was jedoch noch nicht geschehen war. Beim Fürsten trat er „nur auf einen Moment" ein, „einzig um sich nach seiner werten Gesundheit zu erkundigen" usw., und begab sich dann wieder in sein Schlafgemach, um nochmals sein „Schränkchen" zu inspizieren – nur zu diesem Zweck war er nach Hause gekommen. Beim Fürsten hatte er bloß Ach und Weh gejammert und ein paar Versuche gemacht, Näheres über den Abend bei Jepantschins und den „Anfall" zu erfahren, obschon er, wie der Fürst so-

Digitized by Google

gleich erriet, von allem bereits ganz genau unterrichtet war. Kaum war Lebedeff gegangen, da erschien Koljá, gleichfalls „nur auf einen Augenblick“: dieser aber hatte es in der Tat sehr eilig und war äußerst aufgeregt. Er begann sogleich damit, daß er den Fürsten inständig bat, ihm doch alles zu sagen, was man vor ihm verheimlichte, das meiste habe er ja doch schon erraten. Der Fürst erzählte ihm denn auch möglichst schonend, wie Lebedeff sein Geld plötzlich vermißt und dann wieder gefunden hatte, doch der arme Knabe war trotzdem tief erschüttert. Er vermochte kein Wort hervorzubringen und plötzlich rannen ihm helle Tränen über die Wangen. Der Fürst fühlte, daß diese Mitteilung für den Knaben einer jener Eindrücke war, die ewig unvergeßlich bleiben und im Leben des Jünglings einen Bruch bedeuten, von dem ab er mit anderen Augen in die Welt zu schauen beginnt. Daher beeilte sich der Fürst, ihm seine persönliche Auffassung der Angelegenheit zu erklären, und er fügte noch hinzu, daß der Schlaganfall des alten Mannes seiner Meinung nach nur eine Folge des eigenen Entsetzens über diesen Fehltritt sei, der wohl nicht einem jeden so nahe gegangen wäre. Koljás Augen blitzten auf, als der Fürst zu Ende gesprochen hatte.

„Dieser Schuft Ganjka, und Warjá und Ptizyn gleichfalls! Ich will mich mit ihnen nicht weiter herumstreiten, aber von Stund an sind unsere Wege getrennt! Ach, Fürst, wenn Sie wüßten, wieviel Neues ich seit gestern empfunden habe! Das war meine Lehre! Ich muß jetzt für meine Mutter sorgen.

Digitized by Google

Sie ist ja wohl bei Warjá gut aufgehoben, aber das ist doch nicht das . . ."

Plötzlich fiel es ihm ein, daß man ihn zu Hause erwarte, und eilig sprang er auf, erkundigte sich nur noch schnell nach dem Befinden des Fürsten, und als dieser geantwortet, fragte er plötzlich:

„Und sonst gibt's nichts? . . . Ich hörte gestern . . . übrigens habe ich nicht danach zu fragen . . . aber wenn Sie einmal eines treuen Dieners bedürfen, so vergessen Sie nicht, daß . . . er jetzt vor Ihnen steht. Ich glaube, wir sind beide nicht glücklich, nicht? Doch . . . ich will Sie nicht ausforschen, schon gut, schon gut . . ."

Er ging, und der Fürst blieb noch nachdenklicher zurück: alle sprachen von Unglück, alle sahen sie ihn an, als wüßten sie etwas, was er noch nicht wußte. Lebedeff wollte ihn ausforschen, Koljá machte Anspielungen und Wjera weinte – was hatte das alles zu bedeuten? „Ach, das ist doch nur mein verwünschter krankhafter Argwohn!" dachte er schließlich halb ärgerlich. Wie erhellte sich aber sein Gesicht, als nach zwei Uhr plötzlich Jepantschins bei ihm erschienen. Die waren jedoch wirklich „nur auf einen Augenblick" gekommen. Lisaweta Prokofjewna hatte, nachdem sie von der Frühstückstafel aufgestanden, erklärt, daß sie sogleich alle spazieren gehen würden. Diese Benachrichtigung war von ihr sehr kurz, trocken und in durchaus befehlender Form geschehen. Und so gingen sie alle, d. h. die Mama und die Töchter und Fürst Sch. Doch als sie in den Park hinaustraten, schlug die Generalin nicht den Weg ein, auf dem sie täglich spazieren gingen, sondern begab sich in die entgegen-

Digitized by Google

geſetzte Richtung. Da wußten alle, wohin es ging, doch ſchwiegen ſie, um die Mutter nicht zu reizen, denn dieſe ging bereits, gleichſam um ſich vorwurfsvollen Blicken oder Einwendungen zu entziehen, allen voraus und ſah ſich auch kein einziges Mal nach ihnen um. Endlich bemerkte Adelaida, daß man auf einem Spaziergang doch nicht ſo ſchnell zu gehen brauche, man könne ja der Mama kaum folgen.

„Hört jetzt," wandte ſich da plötzlich Liſaweta Prokofjewna zurück, „wir ſind ſogleich bei ſeiner Villa angelangt. Gleichviel wie Aglaja über ihn denkt oder was da ſonſt geſchehen iſt, jedenfalls iſt er für uns kein Fremder und außerdem jetzt noch krank und unglücklich. Ich wenigſtens werde bei ihm eintreten: wer mir folgen will, mag kommen, wer nicht, der gehe weiter; der Weg iſt nicht geſperrt."

Natürlich folgten ihr alle.

Der Fürſt beeilte ſich, wie es ſich gehörte, nochmals ſeine Entſchuldigung zu machen, wegen der Vaſe und des . . . „Skandals".

„Nun, das hat nichts auf ſich," antwortete die Generalin. „Nicht die Vaſe tut mir leid, ſondern du tuſt mir leid. So ſiehſt du jetzt ſelbſt ein, daß du einen Skandal verurſacht haſt – am Morgen iſt man gewöhnlich klüger. Aber was ſoll man da . . . jetzt hat doch ein jeder geſehen, daß mit dir nichts zu wollen iſt . . . Nun, auf Wiederſehen, wir wollen dich nicht aufhalten. Wenn du kannſt, ſo mach' jetzt einen Spaziergang und dann leg' dich wieder hin – das wäre mein Rat. Und wenn du Luſt haſt, komm wieder zu uns, nach alter Art. Jedenfalls ſei ein für allemal

Digitized by Google

überzeugt, daß du, was auch geſchehen ſein mag oder was auch noch geſchehen ſollte, der Freund unſeres Hauſes bleibſt. Wenigſtens mein Freund. Für mich ſelbſt kann ich einſtehen, deſſen ſei du verſichert."

Auf dieſe Herausforderung beeilten ſich natürlich alle, den Fürſten derſelben Gefühle für ihn zu verſichern. Darauf verabſchiedeten ſie ſich. Aber in dieſer Eile, ihm etwas Freundliches und Ermunterndes zu ſagen, lag doch eine große Grauſamkeit, was Liſaweta Prokofjewna wohl ganz entgangen war. Aus der Aufforderung, ſie „nach alter Art" zu beſuchen und der Bemerkung „wenigſtens mein Freund", glaubte der Fürſt manches erraten zu können. Als er wieder allein war, ſuchte er ſich Aglajas Geſicht während dieſes Beſuches zu vergegenwärtigen: ſie hatte ihn mit ganz eigentümlichem Lächeln beim Kommen wie beim Gehen angeſehen, doch hatte ſie kein Wort geſprochen, ſelbſt dann nicht, als die anderen ihn ihrer Freundſchaft verſichert hatten, obſchon ihr Blick zweimal durchdringend auf ihm geruht hatte. Ihr Geſicht war bleicher geweſen als ſonſt, als hätte ſie in der Nacht ſchlecht geſchlafen. Da beſchloß denn der Fürſt, am Abend „nach alter Art" zu ihnen zu gehen, und immer wieder ſah er in fieberhafter Ungeduld nach der Uhr.

Plötzlich erſchien Wjera bei ihm. Es war noch nicht lange nachdem Jepantſchins fortgegangen waren.

„Lew Nikolajewitſch," ſagte ſie, „mir hat Aglaja Iwanowna ſoeben eine Botſchaft an Sie aufgetragen."

Der Fürſt zuckte zuſammen und ſtand faſt zitternd vor ihr.

„Einen Brief?"

Digitized by Google

„Nein, mündlich, und auch das so schnell, daß ich sie kaum verstehen konnte. Sie läßt Sie bitten, heute den ganzen Tag zu Hause zu bleiben bis sieben oder bis neun Uhr abends, genau hörte ich es nicht."

„Ja . . . aber weshalb denn das? Was hat das zu bedeuten?"

„Das weiß ich nicht, nur sollte ich es Ihnen unbedingt sagen."

„Hat sie das selbst so gesagt, ‚unbedingt'?"

„Nein, das gerade nicht: sie hatte kaum Zeit, wandte sich sofort wieder ab. Aber ihrem Gesicht sah man an, daß es ‚unbedingt' war. Das Herz stand mir fast still vor Schreck, so sah sie mich an . . ."

Der Fürst stellte noch einige Fragen, doch konnte er nichts Näheres erfahren, und das regte ihn noch mehr auf. Als Wjera hinausgegangen war, legte er sich auf den Diwan und begann nachzudenken. „Vielleicht wird dort wieder jemand bei ihnen sein, bis neun Uhr abends, und da fürchtet sie, ich könnte wieder etwas Ungeheuerliches verüben", meinte er schließlich und wieder blickte er ungeduldig nach der Uhr und sehnte den Abend herbei. Doch das Rätsel fand seine Lösung viel früher als er gedacht, eine Lösung, die wieder ein neues, quälendes Rätsel war: etwa eine halbe Stunde nach dem Besuch der Jepantschins kam Hippolyt zu ihm. Er war so erschöpft, daß er, als er schwankend eintrat, nicht einmal grüßte und fast besinnungslos auf einen Sessel niederfiel. Er bekam einen entsetzlichen Hustenanfall und spie Blut. Seine Augen glänzten fieberhaft und auf seinen Wangen erschienen rote Flecke. Der Fürst sagte etwas zu ihm,

Digitized by Google

bot ihm Waſſer an, doch Hippolyt antwortete nicht und winkte nur mit der Hand ab, man ſolle ihn vorläufig in Ruhe laſſen. Endlich legte ſich der Huſten und er kam wieder zu ſich.

„Ich gehe!“ ſagte er ſchließlich mühſam mit heiſerer Stimme.

„Wollen Sie, ich werde Sie begleiten?“ fragte der Fürſt, ſich vom Diwan erhebend; doch plötzlich fiel ihm Aglajas Verbot ein und er zögerte unſchlüſſig.

Hippolyt lachte auf.

„Nicht von Ihnen gehe ich fort,“ ſagte er, heiſer hüſtelnd und röchelnd und nach jedem längeren Satz rang er nach Atem. „Im Gegenteil, ich habe es für nötig befunden, zu Ihnen zu kommen, und zwar wegen einer wichtigen Angelegenheit . . . ſonſt würde ich Sie nicht beunruhigen. Ich gehe ins – Jenſeits, und diesmal, ſcheint es, wird es Ernſt. Aus! Ich . . . rede nicht, um Ihr Mitleid zu erwecken, wahrhaftig nicht . . . Ich hatte mich heut' ſchon hingelegt, um ganz im Bett zu bleiben, bis . . . na ja. Aber dann überlegte ich mir die Sache noch mal und ſtand doch wieder auf, um zu Ihnen zu kommen . . . folglich muß es doch notwendig geweſen ſein.“

„Es tut weh, Sie ſo zu ſehen. Hätten Sie mich doch rufen laſſen, anſtatt ſich ſelbſt herzubemühen.“

„Na genug, beſten Dank. Sie haben mich bedauert und nun baſta, der geſellſchaftlichen Höflichkeit iſt Genüge getan . . . Ach, ganz vergeſſen: wie ſteht es denn mit Ihrer Geſundheit?“

„Ich bin geſund. Geſtern war ich . . . nicht ganz . . .“

Digitized by Google

„Hab' gehört, hab' gehört. Die chineſiſche Vaſe hat daran glauben müſſen; ſchade, daß ich nicht zugegen war! Doch zur Sache. Erſtens habe ich heut' das Vergnügen gehabt, Gawrila Ardalionytſch und Aglaja Iwanowna bei einem Rendezvous an der grünen Bank zu ſehen. Ich habe mich nur gewundert, bis zu welch einem Grade ein Menſch dumm ausſehen kann. Das ſagte ich auch zu Aglaja Iwanowna, als Gawrila Ardalionytſch fortgegangen war . . . Sie, ſcheint es, pflegen ſich über nichts mehr zu wundern, Fürſt?" unterbrach er ſich, mißtrauiſch das ruhige Geſicht des Fürſten betrachtend. „Sich über nichts wundern ſoll ein Beweis großer Klugheit ſein, ſagt man; mir jedoch will es ſcheinen, als könnte es auch ebenſo große Dummheit beweiſen . . . Das war übrigens nicht auf Sie gemünzt, verzeihen Sie . . . Ich bin heut' ſehr ungeſchickt in meinen Ausdrücken."

„Ich wußte es ſchon geſtern, daß Gawrila Ardalionytſch . . ." Sichtlich verwirrt brach der Fürſt ab, obſchon ſich Hippolyt über ihn ärgerte, weil er kein eigentliches Erſtaunen an ihm zu bemerken vermocht hatte.

„Sie wußten! Das iſt mal nett! Das wußte ich nicht! Doch übrigens – meinetwegen brauchen Sie's auch nicht zu erzählen. Aber Zeuge des Stelldicheins ſind Sie nicht geweſen?"

„Sie haben doch geſehen, daß ich nicht Zeuge geweſen bin . . . wenn Sie ſelbſt dort waren."

„Na, man kann ja nicht wiſſen, vielleicht haben Sie irgendwo hinter einem Baum geſeſſen. Übrigens freut mich das, für Sie, verſteht ſich, denn ich dachte

Digitized by Google

wirklich ſchon, daß Gawrila Ardalionytſch – bevorzugt und tatſächlich gekapert werde."

„Ich bitte Sie, über dieſe Angelegenheit nicht mit mir zu ſprechen, Hippolyt, und nicht ſolche Ausdrücke zu gebrauchen."

„Um ſo mehr, als Sie bereits alles wiſſen."

„Sie irren ſich. Ich weiß ſo gut wie nichts, und das weiß Aglaja Iwanowna. Und ſelbſt von dieſem Stelldichein habe ich ſo gut wie nichts gewußt ... Sie ſagen, ſie hätten ſich getroffen? Nun gut, dann haben ſie ſich getroffen, doch reden wir nicht davon ..."

„Ja, aber wie iſt denn das: bald haben Sie gewußt, bald haben Sie nicht gewußt? Sie ſagen: nun gut und Schwamm drüber, und ... Nein, wiſſen Sie, ſeien Sie lieber nicht ſo vertrauensvoll! Beſonders nicht, wenn Sie nichts wiſſen. Doch Sie vertrauen ja auch nur deshalb, weil Sie nichts wiſſen. Aber wiſſen Sie denn nicht, was für Berechnungen dieſe beiden haben, das Brüderlein und 's Schweſterlein? Mutmaßen Sie gar nichts? ... Gut, gut, ich rede nicht mehr davon ..." unterbrach er ſich, als er die ungeduldige Bewegung des Fürſten ſah. „Doch ich bin ja in meiner eigenen Angelegenheit gekommen und will das nun ... erklären. Hol's der Teufel, daß man doch auf keine Weiſe ohne Erklärungen ſterben kann! Grauenvoll, wieviel ich ewig erkläre. Wollen Sie mich anhören?"

„Reden Sie, ich höre."

„In ... indes ... ich werde doch lieber meine Abſicht ändern und dennoch mit Ganetſchka beginnen. Stellen Sie ſich vor, auch ich war heute zu einem

Rendezvous bestellt, und zwar gleichfalls zur grünen Bank. Übrigens, ich will nicht lügen: ich hatte selbst auf dem Rendezvous bestanden, mich fast aufgedrängt, ein Geheimnis mitzuteilen versprochen. Ich weiß nicht, war ich nun zu früh gekommen – ich glaube, ich kam tatsächlich zu früh – jedenfalls hatte ich mich kaum neben Aglaja Iwanowna auf die Bank gesetzt, da – plötzlich – was sehe ich! – erscheinen Arm in Arm Gawrila Ardalionytsch und Warwara Ardalionowna, als gingen sie ganz harmlos ... bloß so ... spazieren! Sie schienen ganz perplex zu sein, als sie mich dort antrafen – das hatten sie sicherlich beide nicht erwartet, wurden ordentlich verlegen. Aglaja Iwanowna wurde rot und, glauben Sie es oder glauben Sie es nicht, verlor sogar ein wenig den Kopf; ob nun deshalb, weil ich zugegen war, oder einfach beim Anblick Gawrila Ardalionytschs, das laß ich ungesagt. Er ist doch ein gar zu schöner Mann! Jedenfalls wurde sie rot, sammelte sich aber sehr schnell und erledigte die Geschichte im Augenblick, entsetzlich komisch, natürlich: sie erhob sich von der Bank, erwiderte den Gruß Gawrila Ardalionytschs – Warwara Ardalionowna hatte zuckersüß gelächelt – und plötzlich sagte sie wie aus der Pistole: ‚Ich wollte Ihnen nur persönlich meinen Dank aussprechen für Ihre aufrichtigen und freundschaftlichen Gefühle, und wenn ich jemals Ihrer bedürfen sollte, so seien Sie versichert ...' Hier machte sie eine Verbeugung und die beiden zogen ab – ob mit einer langen oder einer erhobenen Nase, lasse ich gleichfalls ungesagt. Ganjá jedenfalls mit einer langen, denke ich. Er schien aber nichts kapiert

Digitized by Google

zu haben und wurde nur rot wie ein Krebs · wirklich frappant, was für einen Ausdruck ſein Geſicht mitunter haben kann! – Die Warjá aber hatte wenigſtens ſoviel begriffen, daß ein ſchleuniger Abſchied geboten war und ſie von Aglaja Iwanowna nichts mehr erwarten durften, und da zog ſie den Bruder denn mit ſich fort. Sie iſt klüger als er und wird jetzt natürlich triumphieren . . . Ich aber war gekommen, um mit Aglaja Iwanowna über ihre Zuſammenkunft mit Naſtaſſja Filippowna zu ſprechen."

„Mit Naſtaſſja Filippowna!" rief der Fürſt entſetzt.

„Aha! Sie, ſcheint es, beginnen jetzt doch, Ihre Kaltblütigkeit zu verlieren und ſich zu wundern? Freut mich, daß auch Sie in etwas an einen Menſchen erinnern wollen. Dafür werde ich Ihnen auch was Nettes erzählen. Ja, ſehen Sie, es iſt nicht ſo ohne, ‚hochherzigen' jungen Mädchen Dienſte zu erweiſen: ich habe heut' eine Ohrfeige von ihr erhalten!"

„Eine . . . mo-moraliſche?" fragte der Fürſt unwillkürlich.

„Ja, keine phyſiſche. Ich glaube, es würde ſich keine Hand mehr erheben, um einen ſolchen, wie ich bin, zu ſchlagen; nicht einmal eine Frau würde es fertig kriegen; nicht einmal Ganetſchka! . . . Obſchon ich einen Augenblick wirklich dachte, er würde ſich auf mich ſtürzen . . . Ich könnte wetten, daß ich weiß, was Sie ſoeben denken! Sie denken: ‚Nun ja, zu ſchlagen braucht man ihn nicht, dafür aber kann man ihn mit einem Kiſſen erſticken oder mit einem naſſen Lappen im Schlaf – das müßte man ſogar . . .'

Digitized by Google

Es steht auf Ihrem Gesicht geschrieben, daß Sie das denken, gerade in diesem Augenblick."

„Niemals habe ich das gedacht!" sagte der Fürst angewidert.

„Ich weiß nicht, heut' nacht träumte mir, daß mich . . . nun, jemand mit einem nassen Lappen ersticken wollte . . . ein Mensch . . . na, ich werde Ihnen sagen, wer: stellen Sie sich vor – Rogoshin! Was meinen Sie, kann man einen Menschen mit einem nassen Lappen ersticken?"

„Ich weiß es nicht."

„Ich habe gehört, daß man's kann. Gut, lassen wir das. Nun, aber inwiefern bin ich denn eine Klatschbase? Weshalb hat sie mich heute eine Klatschbase genannt? Und wohlgemerkt: nachdem sie schon alles, auch das Letzte, angehört und mich obendrein noch ausgeforscht und sich einiges sogar zweimal hatte erzählen lassen . . . Aber so sind ja die Weiber! Um ihr einen Dienst zu erweisen, hab' ich mich mit Rogoshin in Verbindung gesetzt, mit diesem interessanten Mann; in ihrem Interesse habe ich die Zusammenkunft mit Nastassja Filippowna arrangiert . . . Oder war's, weil ich ihre Eitelkeit verletzt hatte mit der Bemerkung, daß sie die ‚Nachbleibsel', das heißt, Nastassja Filippownas Speisereste mit Freuden nehme? Aber ich habe ihr das doch nur in ihrem Interesse die ganze Zeit zu erklären versucht, ich gestehe sogar, daß ich zwei Briefe in diesem Sinne an sie geschrieben habe, und dort auf der Bank sagte ich es ihr dann noch zum drittenmal mündlich . . . Ich begann sogleich damit, daß ich ihr auseinandersetzte, wie erniedrigend das

Digitized by Google

für ſie wäre . . . Überdies ſtammt das Wort ‚Nachbleibſel‘ gar nicht von mir: bei Ptizyns gebrauchen es alle, Ganetſchka an der Spitze, und ſie ſelbſt hat's ja noch beſtätigt! Weshalb alſo nennt ſie mich dann eine Klatſchbaſe? Ich ſehe, Sie finden mich furchtbar lächerlich . . . ich könnte wetten, daß Sie ſoeben bei meinem Anblick an jenes dumme Gedicht gedacht haben —

‚Vielleicht wird einſt noch meinen Lebensabend
Die Lieb' mit einem Sonnenblick erhellen
Und lächelnd einen Abſchiedsgruß gewähren.‘
Hahaha!“ brach er in hyſteriſches Lachen aus, das in einem Huſtenanfall endete. „Und das Beſte . . .“ wollte er heiſer fortfahren, doch wieder unterbrach ihn der Huſten, „das Beſte: Ganetſchka ſpricht von ‚Nachbleibſel‘, was aber iſt es denn, was er jetzt ſelbſt ausnutzen will!“

Der Fürſt ſchwieg lange Zeit; er war entſetzt, tief im Innerſten aufgewühlt.

„Sie ſprachen von einer Zuſammenkunft mit Naſtaſſja Filippowna?“ fragte er ſchließlich unſicher.

„Eh, wiſſen Sie denn tatſächlich nicht, daß Aglaja Iwanowna und Naſtaſſja Filippowna heute zuſammenkommen werden? – daß Naſtaſſja Filippowna einzig zu dem Zweck aus Petersburg herkommen wird, wozu ſie von Aglaja Iwanowna durch meine und Rogoſhins Vermittlung aufgefordert iſt? Aber ſie und Rogoſhin befinden ſich ja doch ſchon hier – gar nicht ſo weit von Ihnen – in demſelben Hauſe, wo ſie früher lebte, bei derſelben Dame, bei Darja Alexejewna . . einer ſehr zweideutigen Perſon – ſie iſt

ja wohl ihre Freundin – nun, und dorthin in dieſes zweideutige Haus wird ſich heute Aglaja Iwanowna begeben, um ſich freundſchaftlich mit Naſtaſſja Filippowna zu unterhalten und nebenbei noch einige Aufgaben zu löſen. Sie wollen ſich, ſcheint's, beide mit Arithmetik beſchäftigen. Und das haben Sie nicht gewußt? Ihr Ehrenwort?"

„Das iſt nicht möglich!"

„Nun gut, dann nicht; woher ſollten Sie's auch wiſſen? Obſchon hier nur eine Fliege vorüberzufliegen braucht und ganz Pawlowsk weiß es – koloſſal akuſtiſcher Ort, fürwahr! So, jetzt habe ich Sie vorbereitet und Sie können mir dankbar ſein. Nun, auf Wiederſehen – in jener Welt vorausſichtlich. Nur noch eines: ich habe zwar nicht immer ganz offen und ehrlich an Ihnen gehandelt, denn ... doch wozu ſollte ich ſchließlich meinen Vorteil aus dem Auge laſſen, wenn Sie mir das gefälligſt erſt erklären wollten? Etwa um Ihren Vorteil zu wahren? Ich habe doch meine ‚Beichte' ihr gewidmet – wußten Sie das nicht? Und wie ſie das hinnahm! He-he! Aber ihr gegenüber habe ich mich nur anſtändig benommen, ſie aber hat mich eine Klatſchbaſe genannt und überführt ... Doch übrigens, auch vor Ihnen habe ich nichts ... na, auf dem Gewiſſen, wenn Sie wollen, denn wenn ich auch was von ‚Nachbleibſel' geſprochen habe, und alles das in beſagtem Sinne – dafür habe ich Ihnen jetzt den Tag, die Stunde und den Ort der Zuſammenkunft mitgeteilt ... aus Ärger, verſteht ſich, nicht aus Großmut. Nun, leben Sie wohl, ich bin ſchwatzhaft, wie eben ein Schwindſüchtiger. Im übrigen

Digitized by Google

treffen Sie Ihre Vorkehrungen, und zwar so bald als möglich, wenn Sie überhaupt des Menschennamens wert sein sollen. Die Zusammenkunft findet heut' abend statt."

Hippolyt begab sich zur Tür.

„Dann wird also Ihrer Meinung nach Aglaja Iwanowna heute selbst zu Nastassja Filippowna gehen?" fragte plötzlich der Fürst. Auf seinen Wangen und seiner Stirn traten rote Flecke hervor.

Hippolyt blieb stehen.

„Genau weiß ich es nicht, aber wahrscheinlich doch," meinte er halb zurückgewandt. „Ja, anders ist es auch gar nicht möglich. Nastassja Filippowna kann doch nicht zu ihr gehen? Und doch nicht etwa bei Ganetschka – dort ist eine halbe Leiche im Hause. Sie wissen doch, wie's mit dem General steht? . . ."

„Schon allein deshalb ist es nicht möglich!" fiel ihm der Fürst erregt ins Wort, „wie sollte sie denn hingehn, selbst wenn sie es wollte? Sie kennen die . . . Bräuche in diesem Hause nicht: sie kann nicht allein zu Nastassja Filippowna gehen, das ist ganz ausgeschlossen!"

„Sehen Sie, Fürst: im gewöhnlichen Leben pflegt man nicht aus dem Fenster zu springen, steht aber das Haus in Flammen, so wird selbst der größte Gentleman und die größte Grande-dame nicht Bedenken tragen, durch das Fenster zu flüchten. Wenn es nicht anders geht, dann ist nichts zu machen: dann wird sich auch Fräulein Jepantschin zu Nastassja Filippowna begeben. Dürfen sie denn nie allein ausgehen, die drei?"

Digitized by Google

„Nein, ich meinte nicht das . . .“

„Na, wenn nicht das, dann braucht ſie nur die paar Stufen in den Park hinabzuſteigen, um geradeaus zu gehen, und ſpäter, wenn ſie will, überhaupt nicht mehr zurückzukehren. Es gibt Fälle, in denen man ſogar Schiffe hinter ſich verbrennen und nicht nur nicht nach Hauſe zurückkehren kann. Das Leben beſteht auch nicht nur aus Dejeuners, Diners und Fürſten Sch. . . . Ich glaube, Sie halten Aglaja Iwanowna immer noch für ein Penſionsdämlein. Das habe ich ihr heut' auch auf der Bank geſagt, und ſie ſchien mir recht zu geben. Aber warten Sie: um ſieben oder ſo um acht herum . . . Ich würde an Ihrer Stelle einen Spion dorthin ſchicken, um genau zu erfahren, wann ſie die Villa verläßt. Na, ſchicken Sie meinetwegen den Koljá; der wird ſogar mit Vergnügen ſpionieren, für Sie, das heißt . . . denn alles das iſt doch nur relativ . . . Ha-ha!“

Hippolyt verließ das Zimmer. Der Fürſt hatte es nicht nötig, jemanden zum Spionieren hinzuſchicken, ganz abgeſehen davon, daß er dazu überhaupt nicht fähig geweſen wäre. Er wußte jetzt, was Aglajas „Befehl“ zu bedeuten hatte: ſie wollte zu ihm kommen, um dann mit ihm zuſammen zu jener zu gehen. Freilich . . . es ließ ſich auch eine andere Erklärung finden: vielleicht wollte ſie, daß er zu Hauſe bliebe, um ihm nicht auf ihrem Wege dorthin zu begegnen oder ihn gar dort anzutreffen. Dem Fürſten ſchwindelte bei dieſem Gedanken. Das ganze Zimmer ſchien ſich im Kreiſe zu drehen. Er legte ſich auf den Diwan und ſchloß erſchöpft die Augen, dachte jedoch weiter nach.

Digitized by Google

Wie es ſich nun auch verhalten mochte, über eines war er ſich vollkommen klar: daß eine Entſcheidung bevorſtand. Nein, er hielt Aglaja nicht für ein Penſionsdämlein; er fühlte jetzt, daß er ſchon lange etwas von ihr gefürchtet hatte, und zwar gerade etwas Ähnliches. „Aber wozu will ſie ſie denn ſehen, was will ſie mit ihr reden?“ ſagte er ſich, und ein Froſtſchauer lief ihm über den ganzen Körper. Er fieberte.

Nein, er hielt ſie gewiß nicht für ein Kind! In der letzten Zeit hatten ihn einzelne ihrer Blicke und Worte oft geradezu entſetzt. Bisweilen hatte es ihm geſchienen, als bezwinge ſie ſich aus aller Kraft, vielleicht ſogar über ihre Kraft, und gerade das war es – deſſen entſann er ſich genau –, was ihn am meiſten entſetzt hatte. In all dieſen Tagen hatte er ſich bemüht, nicht daran zu denken und die ſchweren Gedanken zu verſcheuchen, doch quälte ihn trotzdem unausgeſetzt die Frage, was in dieſer Mädchenſeele vorging, obſchon er unerſchütterlich an den Sieg des Guten in ihr glaubte. Und nun ſollten alle dieſe Probleme noch vor dem Abend ihre Löſung finden!! Der Gedanke war nicht zu ertragen! Und dann wieder – „jene andere“! Weshalb hatte es ihm immer geſchienen, daß dieſe „andere“ gerade im letzten Augenblick kommen und ſein ganzes Leben wie einen feingeſponnenen Faden zerreißen würde? – Daß es ihm aber „immer ſchon ſo geſchienen“, darauf hätte er jetzt jeden Schwur geleiſtet, ungeachtet deſſen, daß er ſich ſeines halb unzurechnungsfähigen Zuſtandes bewußt war. Wenn er ſich in der letzten Zeit bemüht hatte, ſie zu vergeſſen, ſo hatte er es doch nur getan,

Digitized by Google

weil er sie fürchtete. Er fragte sich jetzt nicht mehr wie früher, ob er sie liebte oder haßte, denn er wußte jetzt, wen er liebte ... Doch nicht die Zusammenkunft dieser beiden Frauen, nicht die Beweggründe dieser Zusammenkunft, nicht die bevorstehende Entscheidung flößten ihm diese unerklärliche Furcht ein, nein, sondern – Nastassja Filippowna. Er entsann sich später, nach einigen Tagen, daß er in diesen Fieberstunden fast die ganze Zeit ihre Augen vor sich gesehen, und ihren Blick, daß er ihre Stimme gehört und Worte vernommen, von denen er sich jedoch keines einzigen mehr zu entsinnen vermochte. Kaum war ihm erinnerlich, wie Wjera ihm um sechs das Essen gebracht und wie er gegessen, und ebensowenig wußte er, ob er nachher geschlafen oder nicht geschlafen hatte. Er wußte nur, daß er erst von dem Augenblick an wieder klar und bewußt zu sehen und zu denken begonnen, als plötzlich Aglaja auf der Terrasse erschienen, und er vom Diwan aufgesprungen und ihr bis zur Mitte des Raumes entgegengetreten war. Die Uhr hatte kurz vorher sieben geschlagen. Aglaja war ganz allein gekommen. Sie trug ein schlichtes Kleid und hatte sich, wohl in der Eile, um schnell und unauffällig aus dem Hause zu kommen, nur einen leichten Umwurf über die Schultern geworfen. Ihr Gesicht war ebenso bleich wie am Vormittag, doch ihre Augen hatten einen seltsam hellen, trockenen Glanz, den er noch nie an ihnen gesehen hatte. Sie musterte ihn aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen.

„Sie sind zum Ausgehen bereit," bemerkte sie leise und scheinbar ganz ruhig, „und haben sogar schon

Digitized by Google

den Hut in der Hand; man hat Sie also vorbereitet und ich weiß, wer es getan hat: Hippolyt."

„Ja, er hat mir gesagt . . ." stammelte der Fürst, fast halb tot vor Aufregung.

„Dann lassen Sie uns gehen. Sie wissen, daß Sie mich auf jeden Fall begleiten müssen. Sie sind doch soweit bei Kräften, denke ich, daß Sie gehen können?"

„Ich bin bei Kräften, aber . . . ist es denn möglich!?"

Er verstummte plötzlich und sagte dann nichts mehr. Und das war sein einziger Versuch, sie von diesem wahnsinnigen Schritt abzuhalten. Darauf folgte er ihr, unfrei, wie ein Gefangener. Er wußte, daß sie auch ohne ihn dorthin gehen würde, und daß er folglich gezwungen war, ihr zu folgen. Und er erriet, wie fest ihr Entschluß war – er aber war nicht der Mann, der diesen wilden Ausbruch hätte aufhalten können. Schweigend setzten sie ihren Weg fort, fast kein Wort wurde während der ganzen Zeit gewechselt. Dem Fürsten fiel es auf, daß sie den Weg ganz genau zu kennen schien. Als er ihr den Vorschlag machte, einen etwas längeren, doch dafür stilleren Seitenweg zu wählen, zog sie die Brauen zusammen und schien ihn mit angestrengter Aufmerksamkeit anzuhören, sagte jedoch schroff:

„Gleichviel!" und ging unbekümmert weiter.

Als sie sich dem Hause Darja Alexejewnas näherten – es war ein altes, großes, hölzernes Gebäude –, traten aus der Tür eine ältere Dame und ein junges Mädchen, beide auffallend elegant gekleidet, und nah-

Digitized by Google

men in Naſtaſſja Filippownas prächtigem Gefährt, das vor der Treppe hielt, lachend und laut plaudernd Platz. Aglaja und den Fürſten hatten ſie mit keinem Blick geſtreift, als hätten ſie ſie überhaupt nicht bemerkt. Kaum waren ſie davongefahren, als ſich die Tür wieder öffnete und Rogoſhin Aglaja und den Fürſten eintreten ließ, worauf er die Tür hinter ihnen verriegelte.

„Im ganzen Hauſe iſt jetzt niemand außer uns vieren", ſagte er und blickte den Fürſten eigentümlich an.

Gleich im erſten Zimmer wartete Naſtaſſja Filippowna, die gleichfalls ſehr ſchlicht, ganz in Schwarz, gekleidet war. Sie erhob ſich, als die anderen eintraten, lächelte jedoch nicht und reichte auch dem Fürſten nicht die Hand.

Ihr forſchender, beunruhigter Blick heftete ſich in ungeduldiger Frage auf Aglaja. Sie ſetzten ſich ziemlich weit voneinander hin – Aglaja auf das Sofa in der einen Ecke des Zimmers, Naſtaſſja Filippowna ans Fenſter. Der Fürſt und Rogoſhin ſetzten ſich nicht, ſie wurden übrigens dazu auch nicht aufgefordert. Nur einmal blickte der Fürſt verſtändnislos und gleichſam ſchmerzvoll Rogoſhin an, doch dieſer lächelte nur ſein altes Lächeln. Das Schweigen dauerte eine Weile an.

Da ging plötzlich in Naſtaſſja Filippownas Geſicht eine Veränderung vor ſich: es war, als breite ſich der Schatten eines kommenden Unheils über ihre Züge: ihr Blick wurde ſtarr, hart und faſt haßerfüllt und wandte ſich auf keinen Augenblick von ihrem

Digitized by Google

Gaſt ab. Aglaja war ſichtlich verwirrt, doch ließ ſie ihren Mut nicht ſinken. Als ſie eingetreten war, hatte ſie ihre Feindin einmal angeſehen, doch nun ſaß ſie die ganze Zeit, ohne den Blick vom Boden zu erheben, als dächte ſie nach. Nur ein- oder zweimal überflog ſie, gewiſſermaßen wie aus Verſehen, mit gedankenloſem Blick die Einrichtung des Zimmers, und auf ihrem Geſicht drückte ſich Ekel aus, als hätte ſie gefürchtet, ſich hier zu beſchmutzen. Ganz mechaniſch ordnete ſie ihr Kleid und unruhig wechſelte ſie einmal ſogar den Platz, indem ſie mehr in die eine Ecke des Sofas rückte. Es iſt kaum anzunehmen, daß ſie ſich all dieſer Bewegungen bewußt war, doch gerade die Unbewußtheit verſtärkte noch das Beleidigende derſelben. Endlich erhob ſie den Blick und ſah feſt und offen Naſtaſſja Filippowna in die Augen: und da las ſie denn deutlich alles, was in dem haßerfüllten Blick ihrer Feindin glühte. Das Weib hatte das Weib verſtanden. Aglaja zuckte zuſammen.

„Sie . . . wiſſen natürlich, weshalb ich Sie . . . aufgefordert habe . . .“ brachte ſie ſchließlich hervor, jedoch ſehr leiſe, und ſie ſtockte dabei zweimal.

„Nein, ich weiß nichts“, ſagte Naſtaſſja Filippowna kurz und trocken.

Aglaja errötete. Vielleicht kam es ihr plötzlich ſehr ſeltſam und unglaublich vor, daß ſie mit „dieſer Perſon“ unter einem Dach ſaß und noch dazu ihrer Antwort bedurfte. Beim erſten Ton dieſer Stimme war es wie ein Beben durch ihren Körper gegangen. Und alles das bemerkte natürlich ſehr wohl „dieſe Perſon“.

Digitized by Google

„Sie wiſſen es ſehr gut . . . Sie tun aber abſichtlich, als begriffen Sie nichts", ſprach Aglaja kaum hörbar vor ſich hin, während ihr Blick finſter am Boden haftete.

„Weshalb ſollte ich das?" fragte Naſtaſſja Filippowna, kaum, kaum lächelnd.

„Sie wollen meine Lage . . . daß ich hier in Ihrem Hauſe bin . . . ausnutzen . . ." fuhr Aglaja ungeſchickt und lächerlich fort.

„An dieſer Lage ſind Sie ſchuld, nicht ich!" ſagte Naſtaſſja Filippowna, der plötzlich das Blut ins Geſicht ſtieg. „Nicht ich habe Sie dazu aufgefordert, ſondern Sie mich, und ich weiß bis jetzt noch nicht, weshalb."

Aglaja erhob hochmütig den Kopf.

„Nehmen Sie ſich mit Ihrer Zunge in acht! Ich bin nicht gekommen, um mit dieſer Ihrer Waffe zu kämpfen . . ."

„Ah! Dann ſind Sie alſo doch gekommen, um zu ‚kämpfen'? Denken Sie nur, ich dachte, Sie wären . . . ſcharfſinniger . . ."

Beide ſahen ſich an, ohne ihren Haß zu verbergen. Die eine von ihnen hatte noch vor kurzem glühende Briefe an die andere geſchrieben: doch nun hatte es nur der erſten Begegnung, der erſten Worte bedurft, um alles Geſchriebene vergeſſen zu laſſen . . . Und ſeltſam: in dieſem Augenblick wunderte das keinen einzigen der vier Anweſenden. Der Fürſt, der noch geſtern etwas Ähnliches nicht einmal im Traume für möglich gehalten hätte, ſtand jetzt, ſah und hörte, als hätte er das alles ſchon lange, lange ſo kommen ge-

Digitized by Google

fühlt, und er fand es ganz natürlich, daß dieſes phantaſtiſche Hirngeſpinſt plötzlich grelle, ſcharf umriſſene Wirklichkeit war. Die eine von dieſen Frauen verachtete die andere ſo tief und hatte ein ſo leidenſchaftliches Verlangen, dieſer anderen ihre ganze Verachtung auch rückhaltlos zu zeigen (vielleicht war ſie ſogar nur deshalb gekommen, wie ſich am nächſten Tage Rogoſhin ausdrückte), daß kein einziger vorgefaßter Entſchluß jener anderen – wie fanatiſch ſie auch in ihren phantaſtiſchen Ideen ſchon allein infolge ihrer kranken Seele und ihres vor Schmerz überſpannten Geiſtes ſein mochte – dieſer gleichſam vergifteten, rein weiblichen Verachtung ihrer Gegnerin hätte widerſtehen können, wie man meinen ſollte. Der Fürſt war überzeugt, daß Naſtaſſja Filippowna nicht ſelbſt von den Briefen zu ſprechen beginnen würde; er hätte aber ſein halbes Leben hingegeben, damit auch Aglaja es nicht täte.

Doch plötzlich nahm ſich Aglaja zuſammen und im Augenblick hatte ſie ſich wieder in der Gewalt.

„Sie haben mich mißverſtanden," ſagte ſie, „ich bin nicht gekommen, um mit Ihnen . . . zu ſtreiten, obwohl ich Sie nicht liebe. Ich . . . ich bin gekommen, um menſchlich mit Ihnen zu reden. Als ich Sie aufforderte, hatte ich bereits bei mir beſchloſſen, was ich Sie fragen würde, und meinen Entſchluß gebe ich nicht auf, wenn Sie mich auch überhaupt nicht verſtehen ſollten. Das würde nur Ihnen, nicht mir ſchaden. Ich wollte Ihnen meine Antwort geben – auf Ihre Briefe, und zwar mündlich, weil mir das leichter erſchien. So hören Sie denn: Fürſt Lew Niko-

Digitized by Google

lajewitsch tat mir unsäglich leid schon an jenem Tage, an dem ich ihn zum erstenmal sah und kennen lernte, und noch mehr, als ich dann später alles erfuhr, was sich an jenem Abend bei Ihnen zugetragen hatte. Er tat mir deshalb leid, weil er ein so treuherziger Mensch ist und in seiner Treuherzigkeit glaubte, er könne glücklich werden mit . . . einer Frau . . . von Ihrem Charakter. Was ich für ihn fürchtete, geschah: Sie – Sie konnten ihn nicht wirklich lieben . . . Sie haben ihn nur gequält und dann verlassen. Und lieben konnten Sie ihn deshalb nicht, weil Sie dazu zu stolz sind . . . nein, nicht zu stolz, ich habe mich da falsch ausgedrückt –, sondern weil Sie zu ehrgeizig sind . . . oder nein, auch nicht einmal das: Sie sind einfach selbstsüchtig bis . . . bis zum Wahnsinn, was Ihre Briefe an mich deutlich beweisen. Sie konnten ihn, diesen offenherzigen Menschen, überhaupt nicht liebgewinnen, und vielleicht haben Sie ihn im geheimen sogar verachtet und sich über ihn lustig gemacht, denn Sie haben nur eines liebgewinnen können, und das ist Ihre Schande und der immerwährende Gedanke daran, daß Sie beschimpft sind und daß man Sie beleidigt hat. Wäre Ihre Schande geringer oder wäre sie überhaupt nicht vorhanden, so würden Sie sich unglücklicher fühlen . . .“ Aglaja sprach mit unendlicher Genugtuung diese längst zurechtgedachten, ja fast kann man sagen – berechneten Worte aus, die sie sich vielleicht schon ausgedacht hatte, als ihr noch nicht einmal die Möglichkeit einer solchen Aussprache zwischen ihr und der anderen in den Sinn gekommen war; und mit gehässigem Blick verfolgte sie die Wirkung

Digitized by Google

ihrer Worte auf dem ſchmerzverzerrten Geſicht Naſtaſſja Filippownas. „Sie wiſſen," fuhr ſie fort, „daß er vor drei Monaten einen Brief an mich geſchrieben hat. Er ſagte, daß Sie von dieſem Brief wiſſen und ihn ſogar geleſen haben. Aus dieſem Brief glaubte ich alles zu erraten, und daß ich mich nicht täuſchte, hat er mir ſpäter ſelbſt beſtätigt, indem er mir faſt Wort für Wort alles das ſagte, was ich Ihnen ſoeben geſagt habe. Nach dem Empfang dieſes Briefes begann ich zu warten. Ich erriet, daß Sie unfehlbar hierher kommen würden, denn Sie können doch nicht ohne Petersburg auskommen: Sie ſind noch viel zu jung und zu ſchön für die Provinz . . . Übrigens ſind das nicht meine Worte," fügte ſie plötzlich errötend hinzu und von dem Augenblick an verließ die Röte nicht mehr ihr Geſicht. „Als ich dann den Fürſten wiederſah, tat mir die ihm widerfahrene Kränkung weh, und ich fühlte mich für ihn beleidigt. Lachen Sie nicht. Wenn Sie lachen, ſind Sie nicht wert, das zu verſtehen . . ."

„Sie ſehen, daß ich nicht lache", ſagte Naſtaſſja Filippowna traurig und mit ernſtem Geſicht.

„Übrigens, wie Sie wollen, mir iſt es gleichgültig. Als ich ihn dann ſelbſt fragte, erzählte er mir, daß er Sie bereits längſt nicht mehr liebe, daß ſogar die Erinnerung an Sie ihm nichts als eine Qual ſei, doch täten Sie ihm leid, und wenn er an Sie denke, dann ſei es ihm, als wäre ſein Herz auf ewig durchbohrt. Ich muß Ihnen noch ſagen, daß ich in meinem Leben keinen Menſchen angetroffen habe, der ihm an Edelmut, Treuherzigkeit und Vertrauen zu anderen Menſchen

Digitized by Google

gleichkäme. Ich begriff nach seinen Worten, daß ein jeder, der es nur will, ihn betrügen kann, er aber einem jeden, der ihn betrügt, gleichviel wer er sei, alles verzeihen wird, und gerade deshalb gewann ich ihn lieb . . ."

Aglaja stockte einen Augenblick, gleichsam erschrocken und verwundert über sich selbst, daß sie ein solches Wort hatte aussprechen können. Doch schon nach einer Sekunde erglühte ihr Blick ganz plötzlich in grenzenlosem Stolz. Es schien, daß ihr jetzt alles gleichgültig wäre, selbst wenn „diese Person" über das ihr entschlüpfte Geständnis gelacht hätte.

„Ich habe Ihnen alles gesagt. Jetzt werden Sie natürlich begriffen haben, was ich von Ihnen will."

„Vielleicht habe ich es begriffen, aber – sprechen Sie es selbst aus", sagte Nastassja Filippowna leise.

Zorn flammte in Aglajas Gesicht auf.

„Ich wollte von Ihnen erfahren," sagte sie mit fester Stimme, langsam und deutlich, „mit welchem Recht Sie sich in seine Gefühle, die er für mich empfindet, eingemischt haben? Mit welchem Recht Sie gewagt haben, Briefe an mich zu schreiben? Mit welch einem Recht erklären Sie allaugenblicklich ihm und mir, daß Sie ihn lieben, nachdem Sie selbst ihn verlassen haben, so beleidigend und . . . beschämend von ihm fortgelaufen sind?"

„Ich habe weder ihm noch Ihnen gesagt, daß ich ihn liebe," brachte Nastassja Filippowna mühsam hervor, „doch . . . darin haben Sie recht – ich bin ihm fortgelaufen . . ." fügte sie kaum hörbar hinzu.

„Was, Sie hätten es ‚weder ihm noch mir' ge-

Digitized by Google

ſagt?“ rief Aglaja. „Aber Ihre Briefe? Wer hat Sie gebeten, uns zu verkuppeln, mich zu bereden, ihn doch anzunehmen? Iſt denn das kein Geſtändnis Ihrerſeits? Weshalb drängen Sie ſich uns denn auf? Zuerſt dachte ich, Sie wollten, im Gegenteil, Abneigung für ihn in mir hervorrufen, indem Sie ſich zwiſchen uns drängten, damit ich mich von ihm abwendete. Später erſt erriet ich, um was es ſich handelte: Sie glaubten einfach, eine große Heldentat zu vollführen mit all dieſen Verſtellungen . . . Wie, wie hätten Sie ihn denn lieben können, wenn Sie doch nur Ihren Hochmut lieben? Warum fuhren Sie nicht einfach von hier fort, anſtatt mir dieſe lächerlichen Briefe zu ſchreiben? Warum heiraten Sie jetzt nicht dieſen anſtändigen Menſchen, der Sie ſo maßlos liebt und Ihnen die Ehre erweiſen will, Sie zu heiraten? Das iſt ja jetzt nur zu klar, warum Sie ihn nicht heiraten wollen: wenn Sie Rogoſhin heiraten, wo bliebe dann Ihre Entehrung? Es wäre ſogar viel zu viel Ehre für Sie! Jewgenij Pawlowitſch ſagt von Ihnen, Sie hätten zu viel Romane geleſen und ſeien ‚viel zu gebildet für Ihre . . . Stellung‘; Sie ſeien ein Büchermenſch und eine Nichtstuerin; fügen Sie jetzt noch Ihren Hochmut hinzu, dann haben Sie alle Ihre Gründe . . .“

„Und Sie ſind keine Nichtstuerin?“

Allzu ſchnell, allzu offen war es zu dieſer unerwarteten Wendung gekommen – unerwartet, denn Naſtaſſja Filippowna hatte, als ſie ſich diesmal nach Pawlowsk begeben, noch von anderem geträumt, obſchon ſie ſelbſtverſtändlich eher Schlechtes als Gutes

geahnt. Aglaja aber hatte sich entschieden in einem einzigen Augenblick hinreißen lassen, und dann – dann war es für sie zu spät, ihrem entsetzlichen Rachebedürfnis zu widerstehen. Nastassja Filippowna kam es sogar ganz seltsam vor, Aglaja so zu sehen: sie sah sie an, als traue sie ihren Augen nicht, und im ersten Augenblick konnte sie sich gar nicht zurechtfinden, sie wußte nicht, was sie denken sollte. War sie nun eine Frau, die zu viel Romane gelesen hatte, wie Jewgenij Pawlowitsch von ihr annahm, oder war sie nur einfach wahnsinnig, wie es der Fürst glaubte – jedenfalls war dieses selbe Weib, das sich mitunter so zynisch und frech geben konnte, in Wirklichkeit doch viel schamhafter, zärtlicher und vertrauensvoller, als man es von ihr glauben mochte. Freilich hatte sie viel gelesen, es war viel Verträumtes, Sinnendes, in sich selbst Zurückgezogenes und Phantastisches in ihr, doch dafür war es stark und tief ... Das aber begriff der Fürst und sein Gesicht verriet seine Qual. Als Aglaja ihn ansah, las sie deutlich diese seine Empfindung und sie erzitterte vor Haß.

„Wie wagen Sie es, so zu mir zu sprechen?" sagte sie mit unbeschreiblichem Hochmut als Antwort auf Nastassja Filippownas Frage.

„Sie haben sich wohl verhört," meinte Nastassja Filippowna verwundert. „Wie habe ich denn zu Ihnen gesprochen?"

„Wenn Sie nicht – so eine sein wollten, weshalb verließen Sie dann nicht einfach Ihren Verführer Totzkij ... ohne Theatervorstellungen?" fragte plötzlich Aglaja ganz unvermittelt.

Digitized by Google

„Was wissen Sie von mir, daß Sie mich zu richten wagen?“ fragte Nastassja Filippowna zusammenzuckend und totenbleich.

„Ich weiß nur, daß Sie nicht hingegangen sind, um zu arbeiten, sondern es vorgezogen haben, mit dem Millionär Rogoshin fortzufahren und einen gefallenen Engel vorzustellen. Es wundert mich nicht, daß Totzkij sich fast hat erschießen wollen, um sich von diesem gefallenen Engel zu befreien!“

„Hören Sie auf!“ sagte Nastassja Filippowna angeekelt, und es war, als kämpfe sie einen Schmerz nieder: „Sie haben mich ebenso verstanden, wie . . . Darja Alexejewnas Kammerzofe, die ihren Bräutigam in diesen Tagen beim Friedensrichter verklagt hat. Und auch die würde mich besser verstanden haben, als Sie . . .“

„Wahrscheinlich ist sie ein ehrbares Mädchen, das von seiner Hände Arbeit lebt. Weshalb verhalten Sie sich denn mit solcher Verachtung zur Arbeit?“

„Nicht zur Arbeit verhalte ich mich mit Verachtung, sondern zu Ihnen, wenn Sie von Arbeit reden.“

„Wenn Sie ehrbar sein wollten, warum wurden Sie dann nicht Wäscherin?“

Beide erhoben sich, Aglaja hochrot, die andere totenbleich, und sahen sich gegenseitig unverwandt an.

„Aglaja, besinnen Sie sich! Das ist doch so ungerecht!“ rief der Fürst wie betäubt.

Rogoshin hatte aufgehört zu lächeln; er stand mit über der Brust verschränkten Armen und zusammengepreßten Lippen und hörte nur zu.

„Da, sehen Sie sie,“ begann Nastassja Filippowna

plötzlich, zitternd vor Empörung, „sehen Sie dieses kleine Fräulein! Ich habe sie für einen Engel gehalten! Sie sind ohne Gouvernante zu mir gekommen, Aglaja Iwanowna? . . . Aber wollen Sie . . . wollen Sie, ich werde Ihnen sogleich ganz offen, ohne Beschönigungen sagen, warum Sie zu mir gekommen sind? Weil Sie Angst bekommen haben, deshalb sind Sie gekommen."

„Angst? Vor Ihnen?" rief Aglaja außer sich vor naiver, empörter Verwunderung darüber, daß jene so zu ihr zu sprechen wagte.

„Natürlich vor mir! Gefürchtet haben Sie mich, wenn Sie sich entschließen konnten, zu mir zu kommen. Wen man aber fürchtet, den verachtet man nicht. Wenn ich denke, daß ich Sie geachtet habe, sogar bis zu diesem Augenblick! Aber wissen Sie auch, weshalb Sie mich fürchten und was für Sie der Hauptzweck Ihres Besuches war? Sie wollten sich persönlich überzeugen, ob er mich mehr als Sie liebe, oder nicht, denn Sie sind entsetzlich eifersüchtig . . ."

„Er hat mir schon gesagt, daß er Sie haßt . . ." brachte Aglaja kaum hörbar hervor.

„Das kann gewiß so sein; es ist möglich, daß ich seiner nicht wert bin, nur . . . nur haben Sie gelogen, denke ich! Er kann mich nicht hassen, und er kann das nicht so gesagt haben! Doch ich bin bereit, Ihnen zu verzeihen . . . im Hinblick auf Ihre Lage . . . nur habe ich doch höher von Ihnen gedacht; ich hielt Sie auch für klüger und sogar für edler, bei Gott! . . . Nun, so nehmen Sie denn Ihren Schatz . . . da ist er, sehen Sie doch, wie er Sie ansieht, er kann ja

Digitized by Google

kaum zur Beſinnung kommen! So nehmen Sie ihn denn für ſich, aber unter der einen Bedingung: gehen Sie unverzüglich hinaus! Im Augenblick! . . .“

Sie fiel in ihren Seſſel zurück und brach in Tränen aus. Doch plötzlich blitzte etwas Neues in ihren Augen auf: unverwandt und aufmerkſam ſah ſie Aglaja an und erhob ſich wieder von ihrem Platz.

„Oder willſt du, ich werde ihm ſofort . . . be-feh-len, hörſt du? ihm nur be-feh-len, und er wird dich ſofort verlaſſen und bei mir bleiben, ewig, und mich heiraten, du aber wirſt allein nach Hauſe laufen? Willſt du, willſt du?“ ſchrie ſie plötzlich laut wie eine Wahnſinnige, vielleicht ohne es ſelbſt zu glauben, daß ſie ſolche Worte hatte ausſprechen können.

Aglaja war im erſten Schreck zur Tür geſtürzt, doch plötzlich blieb ſie wie gebannt ſtehen und hörte weiter zu:

„Willſt du, ich jage Rogoſhin davon? Du dachteſt wohl, ich hätte mich mit Rogoſhin nur zu deinem Vergnügen trauen laſſen? Sieh, ich werde ihm ſofort in deiner Gegenwart befehlen: ‚Geh' fort, Rogoſhin!‘ und dem Fürſten ſage ich: ‚Weißt du noch, was du mir verſprochen haſt?‘ Gott! Wozu habe ich mich ſo vor ihnen erniedrigt? Warſt du es nicht, Fürſt, der mir beteuerte, daß du mir überall hin folgen würdeſt, was auch mit mir geſchehen ſollte, und daß du mich niemals verlaſſen würdeſt; daß du mich liebſt und du mir alles verzeihſt und mich acht . . . acht . . . Ja, auch das haſt du geſagt! Und da bin ich, nur um dich zu befreien, von dir weggelaufen, jetzt aber will ich nicht! Weshalb hat ſie mich wie eine Dirne

Digitized by Google

behandelt? Frag' Rogoshin, ob ich eine Dirne bin, er wird es dir sagen! Jetzt, nachdem sie mich beschimpft hat, und das noch dazu in deiner Gegenwart, wirst auch du dich von mir abwenden und ihr den Arm reichen, um sie von hier fortzuführen? So sei denn verflucht dafür, daß ich an dich allein geglaubt habe. Geh' fort, Rogoshin, ich brauche dich nicht!" schrie sie fast besinnungslos mit entstelltem Gesicht und trockenen Lippen, während sie jedes Wort nur mit Mühe aus der keuchenden Brust hervorstieß, offenbar, ohne selbst auch nur einen Augenblick an ihre Worte zu glauben, doch gleichzeitig von dem verzehrenden Verlangen beseelt, den Augenblick, wenn auch nur noch um eine Sekunde, zu verlängern und sich selbst zu betrügen. Dieser Ausbruch ihrer Leidenschaft war so stark, daß der Fürst bereits fürchtete, sie könnte auf der Stelle sterben. „Da ist er, sieh!" schrie sie endlich Aglaja zu, mit der Hand auf den Fürsten weisend. „Wenn er jetzt nicht sofort zu mir kommt, nicht mich nimmt und dich verläßt, dann nimm ihn nur, ich trete ihn dir ab, ich brauch' ihn nicht . . ."

Sowohl sie wie Aglaja standen regungslos in starrer Erwartung und sahen beide wie Irrsinnige den Fürsten an. Er aber begriff vielleicht gar nicht die ganze Tragweite der Worte Nastassja Filippownas, begriff sie sogar bestimmt nicht. Er sah nur dieses verzweifelte, wahnsinnige Gesicht vor sich, das, wie er einmal zu Aglaja gesagt, sein Herz ‚auf ewig durchbohrt' hatte. Er konnte den Schmerz nicht mehr aushalten und wandte sich beschwörend und vorwurfsvoll an Aglaja, auf Nastassja Filippowna weisend:

Digitized by Google

„Iſt denn das möglich! Sie iſt doch . . . ſo maßlos unglücklich!“

Doch kaum hatte er das ausgeſprochen, da verſtummte er vor Aglajas entſetzlichem Blick. Aus dieſem Blick ſprach ein ſolcher Schmerz und gleichzeitig ſo unendlicher Haß, daß er mit einem Schrei die Hände erhob und zu ihr ſtürzte, doch ſchon war es zu ſpät. Sie hatte ſein Schwanken nicht einen Augenblick ertragen, hatte nur „O, mein Gott!“ hervorgeſtoßen, mit den Händen das Geſicht bedeckt und war aus dem Zimmer geſtürzt. Rogoſhin war ihr ſogleich gefolgt und hatte den Riegel der Eingangstür zurückgezogen.

Auch der Fürſt eilte ihr nach, doch auf der Schwelle umklammerten ihn plötzlich zwei Arme. Das entſtellte, raſende Geſicht Naſtaſſja Filippownas ſah ihn ſtarr an und ihre bläulichen Lippen fragten, kaum ſich bewegend:

„Ihr nach? Ihr nach? . . .“

Ohnmächtig fiel ſie zu Boden. Er hob ſie auf und trug ſie zurück zu ihrem Seſſel und blieb in ſtumpfer Erwartung vor ihr ſtehen. Auf einem kleinen Tiſch ſtand ein Glas mit Waſſer; Rogoſhin, der aus dem Vorzimmer zurückkam, ergriff es ſchnell und beſprengte ihr Geſicht. Sie ſchlug die Augen auf, doch ſchien ihr Blick noch nichts zu ſehen; plötzlich bewegte ſich der Blick, ſie ſah ſich um, zuckte zuſammen und aufſpringend ſtürzte ſie mit einem Schrei zum Fürſten.

„Mein! Mein!“ rief ſie. „Iſt ſie fort, das ſtolze Fräulein? Ha-ha-ha!“ lachte ſie hyſteriſch auf. „Ha-ha-ha! Und ich trat ihn dieſem Fräuleinchen

Digitized by Google

ab! Aber weshalb? Wozu? Ich Wahnſinnige! Ich Wahnſinnige! . . . Geh fort, Rogoſhin, hahaha!“

Rogoſhin blickte ſie beide eine Weile unverwandt an, ſagte kein Wort, nahm ſeinen Hut und ging. Eine Viertelſtunde ſpäter ſaß der Fürſt neben Naſtaſſja Filippowna, wandte keinen Blick von ihrem Geſicht und ſtreichelte, wie man ein kleines Kind ſtreichelt, mit beiden Händen ihre Wangen und ihr weiches Haar. Er lachte, wenn ſie lachte, und war bereit, zu weinen, wenn ſie weinte. Er ſprach nichts – er lauſchte nur aufmerkſam auf ihr wirres, begeiſtertes Stammeln, von dem er wohl kaum etwas begriff, und ſobald es ihm nur ſchien, daß ſie ſich wieder zu quälen beginne, ſich Vorwürfe machen oder weinen wollte, dann beeilte er ſich ſogleich wieder, zärtlich mit ſeinen Händen ihren Kopf und ihre Wangen zu ſtreicheln, tröſtend und beruhigend, ganz wie man ein kleines Kind beruhigt.

Digitized by Google

IX.

Es vergingen zwei Wochen nach dem im vorhergehenden Kapitel erzählten Ereignis, und in dieser Zeit hatte sich im Leben der Personen unserer Erzählung so vieles verändert, daß wir nicht ohne vorhergehende Erklärungen in der Wiedergabe der folgenden Ereignisse fortfahren können. Leider müssen sich diese Erklärungen nur auf diese Tatsachen beschränken, und das aus einem sehr einfachen Grunde: weil wir in vielen Fällen das Geschehene selbst kaum zu erklären verstünden. Das ist nun zwar ein sehr sonderbares Geständnis, doch hoffen wir, daß der Leser aus dem Folgenden selbst erraten wird, was es ist, das zu erklären wir nicht auf uns zu nehmen vermögen.

Im Laufe dieser zwei Wochen war der Liebesroman unseres Helden und namentlich seine letzte Wendung, von der man zuerst nur bei Lebedeffs, Ptizyns, Darja Alexejewna und Jepantschins erfahren hatte, allmählich in ganz Pawlowsk und sogar darüber hinaus bekannt geworden. Alle Welt erzählte sich ein und dieselbe Geschichte, natürlich in tausend Variationen, erzählte sich, daß ein gewisser Fürst, der in einem bekannten, angesehenen Hause einen Skandal hervorgerufen und sich bei der Gelegenheit mit einer der

Töchter des Hauses, als deren Bräutigam er bereits der Gesellschaft vorgestellt worden war, entlobt habe, um sich darauf von einer bekannten Demimondaine so weit bestricken zu lassen, daß er alle seine früheren Beziehungen abgebrochen und nun trotz aller Drohungen und des allgemeinen Unwillens sich hier in Pawlowsk öffentlich am „hellichten Tage", erhobenen Hauptes und allen offen in die Augen blickend, mit besagter Demimondaine wolle trauen lassen. Da nun ein jeder der Erzähler das Gerücht noch nach Kräften ausschmückte und ihm die phantastischsten und rätselhaftesten Farben verlieh, viele sogar bekannte, hochangesehene Personen mit dem Vorfall in Verbindung brachten, und andererseits unantastbare Tatsachen das Wesentliche vollkommen bestätigten, war schließlich die allgemeine Neugier sehr erklärlich und wohl auch verzeihlich. Die raffinierteste und gleichzeitig glaubwürdigste Wiedergabe und Auslegung des Tatbestandes erfuhr diese interessante „Affäre" von einzelnen jener „ernsten" Klatschbasen männlichen Geschlechts, die man in jeder Gesellschaft antreffen kann und die sich stets beeilen, ihren Mitmenschen das neueste Ereignis verständlich zu machen – eine Beschäftigung, die sie geradezu als ihre Lebensaufgabe betrachten, die sie nach bestem Können erfüllen und die ihnen gewöhnlich zu einer Art Trost im eigenen Unglück wird. Nach ihrer Wiedergabe war der betreffende junge Mann ein Fürst alter Abstammung, ziemlich reich, ziemlich dumm, doch dafür ein Demokrat, dem der zeitgenössische Nihilismus zu Kopf gestiegen war und der sich, obgleich er kaum Russisch zu sprechen verstand,

Digitized by Google

im Hauſe des Generals Jepantſchin einzuführen gewußt und mit einer Tochter desſelben verlobt hätte. Ferner hieß es, daß der Fall des Fürſten ganz ähnlich dem eines franzöſiſchen Seminariſten ſei, von dem in jüngſter Zeit viel geredet und geſchrieben worden war – der Betreffende hatte ſich abſichtlich zum Prieſter ſalben laſſen, hatte bei der Gelegenheit alle Vorſchriften der Zeremonie genau befolgt, den Schwur geleiſtet uſw., um dann am nächſten Tage ſeinem Biſchof in einem offenen Schreiben mitzuteilen, daß er, da er an Gott nicht glaube, nicht gegen ſein Gewiſſen handeln und das Volk betrügen wolle, um ſich dafür von ihm ernähren zu laſſen, und deshalb ſeine tags zuvor empfangene Würde niederlege. Ähnlich dieſem Atheiſten, wie geſagt, ſolle auch der Fürſt gehandelt haben. Er habe nämlich, meinte man, nur auf die feierliche Soiree bei den Eltern ſeiner Braut gewartet, um dann, nachdem er mehreren hochangeſehenen Würdenträgern vorgeſtellt worden war, ſich plötzlich zu erheben, ſeine demokratiſch-nihiliſtiſchen Anſchauungen auseinanderzuſetzen, hierauf die ehrwürdigen Gäſte zu beſchimpfen und ſich öffentlich in höchſt beleidigender Weiſe von ſeiner Braut loszuſagen. Zu guter Letzt, als man ihn von den Dienſtboten hatte hinausbefördern laſſen, ſei er noch tätlich geworden und habe beim Sichwiderſetzen und im Handgemenge eine koſtbare chineſiſche Vaſe zerſchlagen. Hinzugefügt wurde außerdem noch, gewiſſermaßen als charakteriſtiſcher Ausdruck des Zeitgeiſtes, daß der junge Mann ſeine Braut, die Tochter des Generals, wirklich geliebt und ſich einzig aus nihiliſtiſcher Überzeugung und

um des Skandals willen von ihr losgesagt habe, damit er sich dann vor der ganzen Welt das Vergnügen leisten könne, statt ihrer ein gefallenes Frauenzimmer zu heiraten und damit zu beweisen, daß es für ihn weder lasterhafte noch tugendsame Frauen gebe, sondern einzig das Ideal einer freien Frau – ja, in der Beziehung stehe eine gefallene Frau seiner Ansicht nach sogar höher als eine nicht gefallene usw. usw.

Diese Erklärungen erschienen vielen sehr glaubwürdig, so namentlich den in Pawlowsk wohnenden Villenbesitzern, da sie sie fast täglich durch neue Tatsachen bestätigt fanden. Freilich blieben trotzdem noch sehr viele Einzelheiten unaufgeklärt: so wußte man zum Beispiel zu erzählen, daß das arme junge Mädchen ihren Bräutigam – einige sagten „Verführer" – so leidenschaftlich geliebt habe, daß sie am nächsten Tage, nachdem er sie verlassen, zu ihm gelaufen sei, und daß sie dann seine Geliebte bei ihm angetroffen habe; andere wiederum beteuerten, er selbst habe sie zu seiner Geliebten gelockt, und zwar „einzig aus Nihilismus" – um sie zu beleidigen. Doch wie dem auch sein mochte, jedenfalls wuchs das Interesse der Sommerfrischler mit jedem Tage, um so mehr, als es bald nicht dem geringsten Zweifel mehr unterlag, daß die skandalöse Hochzeit wirklich zustande kommen würde.

Wenn man nun aber eine Erklärung verlangen wollte – nicht was die nihilistischen Nuancen des Ereignisses betrifft, o nein! – sondern einfach nur über diesen einen bedeutsamen und mehr persönlichen Punkt: inwieweit denn die bevorstehende Hochzeit den wirk-

Digitized by Google

lichen Wünſchen des Fürſten entſprach oder wie nun eigentlich die Stimmung unſeres Helden in dieſer Zeit zu bezeichnen wäre, und vielleicht auch noch über manches andere Wiſſenswerte der Art, dann würden wir kaum in der Lage ſein, etwas Beſtimmtes zu antworten. Wir könnten nur beſtätigen, daß die Hochzeit auf den Anfang des Monats Juli feſtgeſetzt war, und daß der Fürſt ſeinen Hauswirt Lebedeff, den ehemaligen Leutnant Keller und einen Bekannten Lebedeffs, den ihm dieſer als Autorität in ſolchen Dingen vorgeſtellt, mit den Vorbereitungen zur Hochzeit betraut hatte – mit der Bemerkung, daß ſie auf die Koſten nicht zu achten brauchten. Keller wurde auf ſeine eigene glühende Bitte hin zum Hochzeitsmarſchall ernannt, desgleichen Burdowskij, den dieſe Ehre in helle Begeiſterung verſetzte. Doch ganz abgeſehen von dieſen Tatſachen, will es uns ſcheinen, daß der Fürſt, nachdem er Lebedeff und die anderen mit den Vorbereitungen betraut hatte, ſelbſt ſchon nach ein paar Stunden wieder vergaß, daß es ſo etwas wie Hochzeiten, Marſchälle uſw. überhaupt in der Welt gab, und daß er, wenn er dieſe Anordnungen ſo ſchnell getroffen und die unumgänglichen Scherereien auf andere abgewälzt hatte, dieſes wohl nur deshalb getan, um ſelbſt nicht mehr daran denken zu müſſen, vielleicht ſogar, um „das alles" ſo ſchnell als möglich und „ganz und gar" vergeſſen zu können. Aber an was dachte er denn ſonſt, an was *wollte* er denken . . . Andererſeits ſteht es vollkommen feſt, daß er zu dieſer Heirat durchaus nicht gezwungen worden war – etwa von Naſtaſſja Filippowna –, daß zwar Naſtaſſja Filippowna als

erſte von der Heirat zu ſprechen begonnen und die Hochzeit bald zu feiern gewünſcht hatte, und nicht etwa der Fürſt: daß aber der Fürſt freiwillig eingewilligt, ja es ſogar gewiſſermaßen zerſtreut getan hatte, faſt als hätte man ihn um eine ziemlich gewöhnliche Sache gebeten. Und ſolcher Merkwürdigkeiten, die die Sache anſtatt zu erklären, nur noch rätſelhafter erſcheinen ließen, gab es ſogar eine ganze Menge. Führen wir nur ein Beiſpiel an.

Im Laufe dieſer zwei Wochen verbrachte der Fürſt ganze Tage bis in die Nacht hinein bei Naſtaſſja Filippowna: er ging mit ihr ſpazieren, beſuchte mit ihr die Konzerte, fuhr faſt täglich mit ihr aus, und hatte er ſie nur eine Stunde lang nicht geſehen, ſo begann er ſchon, ſich um ſie zu beunruhigen – folglich mußte er ſie doch wohl aufrichtig lieben! Wenn ſie ſprach – gleichviel was es war –, hörte er ihr mit einem ſtillen, freundlichen Lächeln zu, oft ſogar ſtundenlang, ohne dabei ſelbſt auch nur ein Wort zu ſprechen. Andererſeits aber wiſſen wir ganz genau, daß er ſich in dieſen Tagen mehrmals ganz plötzlich zu Jepantſchins begab, was er vor Naſtaſſja Filippowna auch durchaus nicht verheimlichte und worüber ſie jedesmal in Verzweiflung geriet. Bei Jepantſchins jedoch wurde er, ſolange ſie noch in Pawlowsk blieben, nicht empfangen, desgleichen verweigerte man ihm hartnäckig die Erfüllung ſeines Wunſches, mit Aglaja Iwanowna ſprechen zu dürfen. Er entfernte ſich dann jedesmal ohne ein Wort zu ſagen, doch am folgenden Tage erſchien er wieder, als hätte er ganz vergeſſen, daß man ihn ſchon abgewieſen hatte, und

Digitized by Google

wurde natürlich wieder nicht empfangen. Wir wissen ferner, daß etwa eine Stunde nachdem Aglaja Iwanowna von Nastassja Filippowna fortgelaufen, vielleicht aber auch noch früher, der Fürst plötzlich bei Jepantschins erschienen war, in der festen Überzeugung, daß er Aglaja dort vorfinden würde. Doch hatte sein Erscheinen bei allen Anwesenden nur Bestürzung und Angst hervorgerufen, denn erst von ihm erfuhr man, daß Aglaja das Haus verlassen und mit ihm zu Nastassja Filippowna gegangen war. Wie man heute hört, sollen Lisaweta Prokofjewna, die Schwestern und Fürst Sch. über den Fürsten Lew Nikolajewitsch ganz empört gewesen, ihre Gefühle keineswegs verschwiegen und ihm die Freundschaft und Bekanntschaft ein für allemal gekündigt haben. Da war aber plötzlich Warwara Ardalionowna erschienen, mit der Nachricht, daß Aglaja Iwanowna bereits seit einer Stunde in ihrem Hause sei, sich in einem beängstigenden Zustande befinde und nach Hause offenbar nicht zurückkehren wolle. Diese letzte Mitteilung erschütterte Lisaweta Prokofjewna am meisten, und sie entsprach auch vollkommen der Wahrheit: als Aglaja aus dem Hause Darja Alexejewnas hinausgelaufen war, hätte sie eher sterben mögen, als sich den Ihrigen zeigen, und da war sie denn zu Nina Alexandrowna geeilt. Warwara Ardalionowna aber hatte es sogleich für nötig befunden, Jepantschins davon zu benachrichtigen. Die Mutter und die Schwestern brachen unverzüglich auf, um sich eilig zu Ptizyns zu begeben, desgleichen der General, der gerade nach Hause gekommen war. Doch da war das Unglaubliche geschehen: Fürst Lew Niko-

Digitized by Google

lajewitsch war ihnen gefolgt und hatte sich gleichfalls zu Ptizyns begeben, trotz der harten Worte, die er vorher zu hören bekommen hatte, und des schroff ausgedrückten Verzichtes auf seine weitere Bekanntschaft. Nur hatte Warwara Ardalionowna sogleich ihre Vorkehrungen getroffen und so war er auch in ihrem Hause nicht bis zu Aglaja Iwanowna gelangt. Als Aglaja die Mutter und die Schwestern in Tränen aufgelöst erblickt hatte, ohne dabei auch nur den geringsten Vorwurf zu vernehmen, war sie ihnen sogleich an den Hals geflogen und widerspruchslos nach Hause zurückgekehrt. Übrigens hatte sich während Warwara Ardalionownas Abwesenheit noch ein kleiner Zwischenfall zugetragen, der für Gawrila Ardalionytsch neues Pech bedeutete: in dem Glauben, daß dieser Augenblick seines Alleinseins mit Aglaja eine günstige Gelegenheit sei, hatte er plötzlich von seiner Liebe zu ihr zu reden begonnen, und da hatte Aglaja ungeachtet ihrer Verzweiflung und Tränen mit einem Mal zu lachen angefangen und ohne ein Wort der Erklärung die seltsame Frage an ihn gestellt, ob er zum Beweise seiner Liebe bereit wäre, hier sogleich seinen Finger an einer Kerze zu verbrennen. Gawrila Ardalionytsch, hieß es, sei von dieser Frage wie betäubt gewesen und habe ein so unendlich verwundertes Gesicht gemacht, daß Aglaja in hysterisches Gelächter über ihn ausgebrochen und die Treppe hinauf zu Nina Alexandrowna gelaufen sei, wo die Eltern sie dann auch angetroffen hatten.

Von diesem Zwischenfall hatte der Fürst am nächsten Tage durch Hippolyt erfahren, nur zu diesem

Digitized by Google

Zweck hatte ihn der Kranke, der das Bett nicht mehr verließ, zu sich rufen lassen. Wie oder durch wen er aber Hippolyt bekannt geworden war, das wissen wir nicht. Doch erzählte man sich, daß der Fürst, als Hippolyt von dem Licht und dem Finger erzählt hatte, plötzlich in schallendes Gelächter ausgebrochen sei, so daß Hippolyt ihn ganz sprachlos angesehen habe; und dann habe der Fürst plötzlich heftig zu zittern angefangen und sei in Tränen ausgebrochen . . . Überhaupt befand sich der Fürst seit jenem Abend in einer unbestimmten, doch um so quälenderen Unruhe, und den meisten fiel es auf, daß er seltsam verwirrt war. Hippolyt behauptete sogar, daß er ihn einfach für irrsinnig halte, doch war das natürlich übertrieben.

Indem wir nun alle diese Tatsachen anführen, eine Erklärung derselben jedoch verweigern, wollen wir unseren Helden nicht etwa zu rechtfertigen versuchen – oh, durchaus nicht! Im Gegenteil, wir sind sogar bereit, den Unwillen zu teilen, den er selbst bei seinen Freunden hervorgerufen hatte. Sogar Wjera Lebedewa war eine Zeitlang ungehalten über ihn, sogar Koljá und Keller waren es – dieser allerdings nur bis zu seiner Ernennung zum Hochzeitsmarschall –, von Lebedeff schon ganz zu schweigen: der begann einfach gegen den Fürsten zu intrigieren, denn sein Unwille war wirklich aufrichtig und im Herzen empfunden. Doch darauf werden wir noch später zurückkommen. Jedenfalls müssen wir aber einigen in ihrer Psychologie sogar sehr tiefen Worten Jewgenij Pawlowitschs beipflichten, die dieser am sechsten oder siebenten Tage nach dem Geschehnis in freundschaftlichem

Digitized by Google

Gespräch ganz offen und ohne alle Zeremonien dem Fürsten selbst sagte. Es sei hier noch bemerkt, daß nicht nur die Familie Jepantschin, sondern auch alle, die mehr oder weniger zu ihr in Beziehung standen, es für nötig hielten, den Fürsten hinfort nicht mehr zu kennen. Fürst Sch. zum Beispiel wandte sich bei einer Begegnung im Park von ihm ab und ließ seinen Gruß unerwidert. Nur Jewgenij Pawlowitsch Radomskij fürchtete sich nicht, sich durch einen Besuch beim Fürsten zu kompromittieren, ungeachtet dessen, daß er Jepantschins wieder täglich besuchte und daselbst mit sichtlich zunehmender Freundlichkeit empfangen wurde. Er kam am Tage nach der Abreise Jepantschins aus Pawlowsk zum Fürsten und war natürlich schon gut unterrichtet über alles, was man sich in Pawlowsk erzählte – vielleicht hatte er sogar selbst manches verlauten lassen. Der Fürst freute sich unbeschreiblich über seinen Besuch und begann sogleich von Jepantschins zu sprechen. Diese Treuherzigkeit und offene Sprache ermöglichte es auch Jewgenij Pawlowitsch, ohne Umschweife und rückhaltlos mit der Hauptsache zu beginnen.

Der Fürst wußte es noch nicht, daß Jepantschins Pawlowsk verlassen hatten; als er es erfuhr, war er so bestürzt, daß er erbleichte. Doch schon nach einer kleinen Weile schüttelte er den Kopf wie in wirrem Nachdenken und gestand, daß es „so hätte kommen müssen". Dann erkundigte er sich hastig, wohin sie denn gefahren seien?

Jewgenij Pawlowitsch beobachtete ihn inzwischen aufmerksam: diese schnellen Fragen und ihre kindliche

Digitized by Google

Geradheit, sowie die Verwirrung und gleichzeitig Offenherzigkeit, die Unruhe und das angespannte, grübelnde Denken des Fürsten – alles das wunderte ihn nicht wenig. Seine Fragen beantwortete er liebenswürdig und ausführlich und der Fürst hörte ihm begierig zu, denn Jewgenij Pawlowitsch war der erste, der ihm von Jepantschins berichten konnte. So erfuhr er denn, daß Aglaja Iwanowna in der Tat krank gewesen war, ganze drei Nächte nicht geschlafen und heftig gefiebert hatte. Zwar gehe es ihr jetzt besser, erzählte Jewgenij Pawlowitsch, doch befinde sie sich immer noch in einem sehr nervösen, hysterischen Zustande. . . . „Zum Glück herrscht im ganzen Hause vollkommener Friede! Von dem Vorgefallenen sprechen sie nicht einmal unter sich, geschweige denn in Aglajas Gegenwart. Die Eltern haben sich besprochen und die Reise ins Ausland ist auf den Herbst festgesetzt, sogleich nach Adelaidas Hochzeit. Aglaja hat schweigend die ersten Gespräche darüber angehört." Er, Jewgenij Pawlowitsch, werde vielleicht gleichfalls ins Ausland reisen. Auch Fürst Sch. wolle, falls es ihm seine Zeit erlaube, auf etwa zwei Monate die anderen mit Adelaida begleiten. Der General würde natürlich in Petersburg bleiben. Augenblicklich befänden sie sich auf ihrem Gut Kolmino, das etwa zwanzig Werst von Petersburg gelegen war und ein geräumiges Herrenhaus hatte. Die Fürstin Bjelokonskaja sei noch nicht nach Moskau zurückgekehrt; wie es scheine, bliebe sie absichtlich, um zu sehen, wie „das Ganze" ablaufen würde. Lisaweta Prokofjewna war die erste gewesen, die auf der Übersiedelung nach

Kolmino beſtanden hatte; ein weiterer Aufenthalt in Pawlowsk wäre nach dem Vorgefallenen unmöglich geweſen; auch ihre Datſche auf der Jelagin-Inſel ſei nicht einſam genug gelegen.

„Nun, und Sie müſſen doch ſelbſt zugeben," meinte Jewgenij Pawlowitſch, „war es für ſie denn noch möglich, zu bleiben? . . . beſonders da man genau wußte, was hier bei Ihnen in Ihrem Hauſe geſchah? . . . und nachdem Sie täglich ungeachtet aller Abſagen hinkamen? . . ."

„Ja, Sie haben recht . . . ich wollte nur Aglaja Iwanowna ſehen", ſagte der Fürſt, wieder mit dem Kopf nickend.

„Ach, lieber Fürſt," rief Jewgenij Pawlowitſch vorwurfsvoll und aufrichtig betrübt, „wie konnten Sie damals nur zulaſſen . . . daß es geſchah? Gewiß, ich weiß ja, es kam für Sie ſo unerwartet . . . Ich verſtehe, daß Sie ſich ganz verlieren mußten und . . . Sie konnten dieſes ſinnloſe Mädchen natürlich nicht aufhalten, das wäre von Ihnen zu viel verlangt geweſen. Aber Sie hätten doch wenigſtens begreifen müſſen, wie ernſt und ſtark dieſes Mädchen – Sie . . . ſich zu Ihnen verhielt: ſie wollte ſich nicht mit einer anderen in Ihre Liebe teilen und Sie . . . Sie konnten einen ſo koſtbaren Schatz verlaſſen, konnten es zulaſſen, daß er in Trümmer ging!"

„Ja, ja, Sie haben recht! Ja, es war meine Schuld," ſagte der Fürſt niedergedrückt, „doch wiſſen Sie: nur ſie allein, nur Aglaja ſah mit ſolchen Augen auf Naſtaſſja Filippowna . . . Außer ihr ſah niemand ſo auf ſie."

Digitized by Google

„Das iſt aber doch gerade das Empörende an all dem, daß hier wirklich nichts Ernſtes vorlag!“ rief Jewgenij Pawlowitſch, der ſich von ſeinem Unwillen entſchieden hinreißen ließ. „Verzeihen Sie, Fürſt, aber . . . ich . . . habe darüber nachgedacht, Fürſt, und lange nachgedacht. Ich weiß alles, was damals vor einem halben Jahre geweſen iſt, alles, alles, und – alles das war nichts Ernſtes! Es war nichts als eine gedankliche Ekſtaſe, ein Bild, eine Phantaſie, war Rauſch, wenn Sie wollen, und nur die erſchrockene, angſtvolle Eiferſucht eines vollkommen unerfahrenen Mädchens konnte es für etwas Ernſthaftes halten!“

Jewgenij Pawlowitſch tat ſeinem Unwillen keinen Zwang mehr an und drückte ſeine Gedanken offen und mit ganzer Schonungsloſigkeit aus. Verſtändig und klar und ſogar mit auffallendem pſychologiſchem Scharfblick erklärte er dem Fürſten deſſen Beziehungen zu Naſtaſſja Filippowna, ſo wie er ſie auffaßte. Jewgenij Pawlowitſch hatte ſich von jeher der Gabe des Wortes erfreut, und wenn er Reden hielt, konnte er mitunter ſogar überzeugend reden.

„Es begann bei Ihnen mit einer Lüge, und was mit einer Lüge beginnt, das muß auch mit einer Lüge enden: das iſt ein Naturgeſetz. Wenn man Sie – verzeihen Sie, Fürſt – einen Idioten nennt, ſo kann ich dieſen . . . Leuten – gleichviel wer es tut – nicht beiſtimmen . . . ich ärgere mich vielmehr aufrichtig darüber. Sie ſind viel zu klug für dieſe Bezeichnung; aber Sie ſind doch ſo weit . . . ſagen wir, abſonderlich, daß Sie von den anderen Menſchen abſtechen – das werden Sie mir doch ſelbſt zugeben? Ich finde,

Digitized by Google

daß gewiſſermaßen das Fundament zu all dieſen weiteren Erlebniſſen ſich aus folgendem zuſammengeſetzt hat: erſtens aus Ihrer angeborenen Unerfahrenheit – merken Sie ſich das Wort ‚angeboren‘, Fürſt –, zweitens aus Ihrer ungewöhnlichen Güte, ferner aus dem phänomenalen Mangel an Maßgefühl, was Sie ja auch ſelbſt einmal von ſich geſagt haben, und ſchließlich aus der unendlichen Menge theoretiſcher Überzeugungen, die Sie in Ihrer ganzen unglaublichen Ehrlichkeit immer noch für wahre, natürliche und unmittelbare Überzeugungen halten. Sie müſſen doch zugeben, Fürſt, daß in Ihre Beziehungen zu Naſtaſſja Filippowna von Anfang an etwas, ſagen wir der Kürze halber – bedingt Demokratiſches ſich hineingemiſcht hat, oder ſagen wir, es war der Zauber der ‚Frauenfrage‘, um es noch kürzer auszudrücken. Ich bin über jene Skandalſzene, die ſich bei Naſtaſſja Filippowna damals, vor einem halben Jahre, zugetragen hat, als Rogoſhin ihr das Geld brachte, gut unterrichtet. Wenn Sie wollen, werde ich Ihnen Ihre Stimmung und Ihr Verhalten an jenem Abend ganz genau erklären. Sie waren als Jüngling in die Schweiz gekommen – Sie ſind ja auch jetzt noch ein Jüngling – und da begannen Sie ſich nach der Heimat zurückzuſehnen, nach dem Ihnen faſt unbekannten, doch um ſo ſchwärmeriſcher von Ihnen geliebten Vaterlande. Sie laſen dort viele Bücher über Rußland, Bücher, die ſonſt ganz vorzüglich ſein mögen, für Sie aber ſicherlich ſchädlich waren. Und ſo kamen Sie denn in die Heimat im erſten Rauſch des Betätigungsdranges, Sie lechzten förmlich nach Betätigung! Und

Digitized by Google

da – an demſelben Tage, an dem Sie hier eintrafen, erzählte man Ihnen die traurige, empörende Lebensgeſchichte eines beleidigten Weibes – Ihnen, dem Ritter, dem jungfräulichen Ritter – eines Weibes! Und noch am Abend dieſes erſten Tages ſahen Sie dieſes Weib: Sie waren bezaubert von ihrer Erſcheinung, ihrer phantaſtiſchen, dämoniſchen Schönheit – ich gebe es ja zu, daß ſie eine Schönheit iſt. Nehmen Sie jetzt noch dazu Ihre Krankheit, Ihre Nerven, unſer Petersburger, auf die Nerven wirkendes Tauwetter; denken Sie an dieſen ganzen erſten Tag in der Ihnen unbekannten, faſt phantaſtiſchen Stadt, den Tag der neuen Bekanntſchaften, der unerwarteten Szenen und der unerwarteten Wirklichkeit, den Tag, an dem Sie Jepantſchins, deren drei ſchöne Töchter, und darunter eine Aglaja, kennen lernten; fügen Sie jetzt noch Ihre Müdigkeit, Ihr Kopfweh nach der Eiſenbahnfahrt hinzu, dann Naſtaſſja Filippownas Salon und den Ton in dieſem Salon . . . was konnten Sie nach alledem noch von ſich erwarten, was meinen Sie?"

„Ja, ja; ja, ja," der Fürſt nickte wieder mit dem Kopf, und er begann zu erröten, „faſt war es ja auch ſo; und wiſſen Sie, ich hatte die Nacht vorher im Waggon wirklich nicht geſchlafen, und ich war ſehr abgeſpannt . . ."

„Aber das iſt es ja, worauf ich meine Behauptung aufgebaut habe!" fuhr Jewgenij Pawlowitſch eifrig fort. „Es liegt doch auf der Hand, daß Sie im Rauſch der Begeiſterung die erſte Gelegenheit ergriffen, mit Begeiſterung ergriffen, um öffentlich Ihre großmütige Auffaſſung zu bezeugen, daß Sie, ein Fürſt aus altem

Geſchlecht und ein reiner Menſch, dieſes Weib, das nicht durch eigene Schuld gefallen, ſondern das ein widerlicher Roué geſchändet hatte, nicht für ehrlos hielten. O Gott, aber das iſt doch ſo verſtändlich! Doch nicht darum handelt es ſich jetzt, lieber Fürſt, ſondern es handelt ſich um eine ganz andere Frage, und die iſt: lag Ihrem Gefühl Wahrheit zugrunde, war es Natur, oder war es nichts als gedankliche Begeiſterung, Berauſchung? Im Tempel ward einſt jenem Weibe verziehen, aber ihr Tun ward doch nicht gutgeheißen, es ward ihr doch nicht geſagt, daß ſie aller Ehren und Achtung wert ſei, was meinen Sie? Hat Ihnen denn nicht Ihr eigener geſunder Verſtand nach drei Monaten geſagt, um was es ſich hier handelte? Mag ſie jetzt auch unſchuldig ſein – ich will da weiter nicht richten –, aber können denn alle ihre Abenteuer einen ſo unerträglichen, teufliſchen Stolz, einen ſo unverhohlenen, gierigen Egoismus rechtfertigen? Verzeihen Sie, Fürſt, ich laſſe mich hinreißen, aber . . .“

„Ja, das kann ja alles ſo ſein, vielleicht haben Sie auch recht . . .“ murmelte der Fürſt. „Sie iſt wirklich ſehr nervös und reizbar und Sie haben recht, natürlich, aber . . .“

„Aber ſie hat Mitleid verdient? Iſt es nicht das, was Sie ſagen wollen? Doch wie durften Sie dann um dieſes Mitleids willen, was Sie mit dieſer empfanden, einem anderen, reinen, hochſtehenden Mädchen dieſe Schmach antun, und das noch vor den Augen der ihr ſo Verhaßten – jener Hochmütigen? Auch das Mitleid muß doch eine Grenze haben! Das iſt doch

Digitized by Google

eine unglaubliche Übertreibung! Und wie ist es denn möglich, daß man ein Mädchen, welches man liebt, vor ihrer Rivalin so erniedrigen kann, daß man sie um der anderen willen verläßt, und das noch vor den Augen dieser anderen, nachdem man sie in Ehren um ihre Hand gebeten hat ... Und Sie haben doch in Gegenwart ihrer Eltern und Schwestern um sie angehalten! Sind Sie nun Ihrer Meinung nach noch ein Ehrenmann, Fürst, erlauben Sie, daß ich Sie danach frage? Und ... und haben Sie dann dieses herrliche Mädchen nicht betrogen, indem Sie es Ihrer Liebe versicherten?"

„Ja, ja, Sie haben recht, ach, ich fühle es, daß ich an allem schuld bin!" sagte der Fürst in unsäglichem Schmerz.

„Aber was hilft das jetzt!" rief Jewgenij Pawlowitsch unwillig. „Genügt denn das, nur auszurufen: ‚Ach, ich bin an allem schuld!'? Sie sind es, und dennoch bleiben Sie dabei! Und wo war denn damals Ihr Herz, Ihr ‚christliches' Herz? Sie sahen doch ihr Gesicht in dem Augenblick: wie, litt sie etwa weniger als jene, jene andere? Wie konnten Sie es denn sehen und doch zulassen? Wie?"

„Ja, aber ... ich ließ es ja auch gar nicht zu", murmelte der Fürst.

„Wie das, wieso ließen Sie es nicht zu?"

„Ich, bei Gott, ich habe nichts zugelassen. Ich begreife bis jetzt noch nicht, wie das alles gekommen ist . ich ... ich eilte damals Aglaja Iwanowna nach, aber da fiel Nastassja Filippowna in Ohnmacht. Und dann hat man mich bis jetzt noch nicht zu Aglaja Iwanowna gelassen."

Digitized by Google

„Gleichviel! Sie hätten Aglaja nacheilen ſollen, und wenn die andere auch hundertmal in Ohnmacht fiel!“

„Ja . . . ja, ich hätte . . . aber ſie wäre dann doch geſtorben! Sie hätte ſich umgebracht, Sie kennen ſie nicht, und . . . ich hätte ja doch ſpäter Aglaja Iwanowna ſowieſo alles erklärt und . . . ſehen Sie, Jewgenij Pawlowitſch, ich ſehe, daß Sie, wie es ſcheint, doch nicht alles wiſſen. Sagen Sie, weshalb läßt man mich nicht zu Aglaja Iwanowna? Ich würde ihr alles erklären. Sehen Sie: beide ſprachen ſie damals von etwas anderem, nicht davon, ſondern von etwas ganz anderem, ganz anderem. Deshalb kam es auch dazu . . . Ich kann Ihnen das wirklich nicht erklären . . . aber ich, vielleicht könnte ich es ihr erklären, Aglaja . . . O, mein Gott, mein Gott! Sie ſprechen von ihrem Geſicht in jenem Augenblick als ſie hinauslief . . . o, mein Gott, ich entſinne mich noch ſo genau! . . . Gehen wir, gehen wir!“ rief er plötzlich, Jewgenij Pawlowitſch am Ärmel ziehend, nachdem er aufgeſprungen war.

„Wohin?“

„Gehen wir zu Aglaja Iwanowna, ſofort, kommen Sie doch! . . .“

„Aber ſie iſt ja gar nicht mehr in Pawlowsk, das habe ich Ihnen doch ſchon geſagt. Und was wollen Sie dort?“

„Sie wird es verſtehen, ſie wird es verſtehen!“ beteuerte der Fürſt flehend, und wie beſchwörend faltete er die Hände. „Sie wird es verſtehen, daß alles das nicht das iſt, ſondern etwas ganz, ganz anderes!“

Digitized by Google

„Inwiefern etwas ganz anderes? Sie werden doch heiraten? Folglich bleiben Sie dabei. Werden Sie heiraten oder werden Sie nicht heiraten?“

„Nun, ja ... ich werde; ja ich werde heiraten!“

„Also wie soll es dann nicht das sein?“

„O, nein, es ist nicht das, es ist nicht das! Das, das ist ganz gleichgültig, daß ich heirate, das hat doch nichts zu sagen!“

„Wie das: nichts zu sagen? Es ist doch kein Kinderspiel! Sie heiraten das geliebte Weib, um es glücklich zu machen, und Aglaja Iwanowna sieht das und weiß das – wie können Sie also sagen, daß es nichts zu sagen habe?“

„Glücklich zu machen? O nein! Ich heirate sie einfach; sie will es; und was ist denn dabei, daß ich heirate? Ich ... Nun, ja ... das ist doch ganz gleichgültig! Nur wäre sie bestimmt gestorben. Ich sehe jetzt ein, daß ihre Heirat mit Rogoshin einfach Wahnsinn gewesen wäre! Ich habe jetzt alles begriffen, was ich früher nicht zu begreifen vermochte, und sehen Sie: als sie sich damals beide gegenüberstanden, da konnte ich Nastassja Filippownas Gesicht nicht ertragen ... Sie erklärten vorhin ganz richtig jenen Abend vor einem halben Jahr bei Nastassja Filippowna; nur war da noch etwas, das Sie ausgelassen haben, weil Sie es nicht wissen: ich sah in ihr Gesicht! Schon am Morgen, bei Jepantschins, konnte ich es nicht ertragen. Die Wjera ... Wjera Lebedewa, die hat ganz andere Augen ... Ich ... ich fürchte ihr Gesicht!“ fügte er mit unheimlichem Grauen hinzu.

Digitized by Google

„Sie fürchten? . . ."

„Ja; sie ist wahnsinnig!" flüsterte der Fürst erbleichend.

„Wissen Sie das genau?" fragte Jewgenij Pawlowitsch mit ungeheurem Interesse.

„Ja, ganz genau, jetzt weiß ich es, gerade jetzt, in diesen Tagen habe ich es mit völliger Sicherheit feststellen können!"

„Was wollen Sie dann mit sich beginnen?" rief Jewgenij Pawlowitsch erschrocken. „Dann heiraten Sie sie also nur aus Angst? Da werde einer daraus klug! . . . Vielleicht sogar, ohne sie zu lieben?"

„O nein, ich liebe sie mit ganzer Seele! Sie ist doch . . . ein Kind! Jetzt ist sie ja ein vollständiges Kind! Oh, Sie wissen ja noch nichts!"

„Und zu gleicher Zeit haben Sie Aglaja Iwanowna Ihrer Liebe versichert?"

„O ja, ja!"

„Aber hören Sie, Fürst, um Gotteswillen, was reden Sie, besinnen Sie sich!"

„Ich kann ohne Aglaja . . . ich muß sie unbedingt sehen, ich muß sie sprechen! Ich . . . ich werde bald sterben . . . im Schlaf, ich glaubte schon, daß ich in dieser Nacht im Schlaf sterben würde. Oh, wenn Aglaja wüßte, wenn sie alles wüßte . . . aber unbedingt alles! Denn hier muß man unbedingt alles wissen, das ist die erste Bedingung! Weshalb können wir nie alles vom anderen erfahren, wenn es doch so nötig ist – und wenn noch der andere schuld ist! Ich . . . übrigens weiß ich selbst nicht, was ich rede, ich bin ganz wirr . . . Sie haben mich so erschüt-

Digitized by Google

tert . . . Sollte sie jetzt wirklich noch solch ein Gesicht haben, wie damals, als sie hinauslief? O ja, ich bin schuld! Am wahrscheinlichsten ist, daß ich allein an allem schuld bin. Ich weiß zwar noch nicht genau, worin meine Schuld besteht . . . Hier ist etwas, das ich Ihnen nicht erklären kann, Jewgenij Pawlowitsch, ich habe keine Worte und verstehe nicht zu sprechen, aber . . . Aglaja Iwanowna wird alles verstehen! Oh, ich habe immer daran geglaubt, daß sie alles verstehen wird!"

„Nein, Fürst, sie wird Sie nicht verstehen. Aglaja Iwanowna liebte Sie, wie ein Weib, wie ein Mensch liebt, und nicht wie ein . . . abstrakter Geist. Wissen Sie was, mein armer Fürst: am wahrscheinlichsten ist, daß Sie weder die eine noch die andere jemals geliebt haben."

„Ich weiß nicht . . . vielleicht . . . vielleicht haben Sie in vielem recht, Jewgenij Pawlowitsch. Sie sind ein sehr kluger Mensch, Jewgenij Pawlowitsch. Oh, mein Kopf fängt wieder an zu schmerzen! Gehen wir zu ihr! Um Gotteswillen, um Gotteswillen!"

„Aber ich habe Ihnen doch gesagt, daß sie nicht in Pawlowsk ist, sie ist in Kolmino!"

„Fahren wir dann nach Kolmino, fahren wir sofort!"

„Das ist un-möglich!" sagte Jewgenij Pawlowitsch langsam, und er erhob sich von seinem Platz.

„Hören Sie, ich werde ihr einen Brief schreiben, bringen Sie ihn hin!"

„Nein, Fürst, nein! Verschonen Sie mich mit solchen Aufträgen, ich kann nicht!"

Digitized by Google

Sie schieden: Jewgenij Pawlowitsch verließ ihn mit einer festen Überzeugung: seiner Ansicht nach war der Fürst nicht bei vollem Verstande.

„Und was hat dieses Gesicht zu bedeuten, das er so fürchtet und gleichzeitig so liebt?" fragte er sich verwundert. „Und dabei wird er vielleicht doch noch sterben ohne Aglaja, so daß sie vielleicht nie erfahren wird, wie sehr er sie liebt! Haha! Und wie kann er nur zwei auf einmal lieben? Mit irgendwelchen zwei verschiedenen Arten von Liebe etwa? Das ist interessant ... Armer Idiot! Was aus ihm jetzt wohl noch werden wird?"

Digitized by Google

X.

Indeſſen ſtarb der Fürſt weder im Traum noch in der Wirklichkeit. Es iſt möglich, daß er in dieſer Zeit ſchlecht ſchlief und ſchlechte Träume hatte. Doch am Tage und unter Menſchen war er immer freundlich und ſchien ſogar zufrieden zu ſein. Nur bisweilen war er ganz in Gedanken verſunken, doch geſchah das gewöhnlich nur dann, wenn er allein in ſeinem Zimmer ſaß. Die Vorbereitungen zur Hochzeit, die etwa eine Woche nach dem Beſuch Jewgenij Pawlowitſchs ſtattfinden ſollte, wurden eifrig und eilig betrieben. Angeſichts dieſer Eile aber mußten wohl ſelbſt die beſten Freunde des Fürſten, falls es ſolche überhaupt noch gab, ihre Bemühungen, den unglücklichen Sonderling zu „retten", aufgeben. Es ging das Gerücht, daß Jewgenij Pawlowitſch zum Teil auch vom General Iwan Fedorowitſch und deſſen Gattin Liſaweta Prokofjewna zu dieſem Beſuch beim Fürſten veranlaßt worden war. Aber ſelbſt wenn dieſe beiden in ihrer großen Herzensgüte den „armen Jungen" von jenem Abgrunde hätten zurückhalten wollen, in den er ſich hinabzuſtürzen im Begriff war, ſo mußten ſie ſich doch mit dieſem einen ſchwachen Verſuch begnügen: die Rückſicht auf ihre Stellung würde ihnen

Digitized by Google

ſchwerlich ernſtliche Bemühungen erlaubt haben, auch wenn ihr verwundetes Elternherz die Kränkung ganz hätte vergeſſen können, was wohl ausgeſchloſſen war. Wie bereits erwähnt, hatte ſich ſogar Wjera Lebedewa von dem Fürſten abgewandt, wenn auch nicht ſo ſehr aus Ärger, als aus Kummer über ihn, was ſich freilich nur darin ausdrückte, daß ſie, wenn ſie allein war, ſtill über ihn weinte und ſeltener in ſeiner Wohnung erſchien. Koljá verlor in dieſer Zeit ſeinen Vater: der alte General ſtarb an einem zweiten Schlaganfall, acht Tage nach dem erſten. Der Fürſt nahm großen Anteil an dem Leide, das Nina Alexandrowna betroffen hatte. In den erſten Tagen verbrachte er mehrere Stunden bei ihr und wohnte ſowohl dem Begräbnis wie der Totenmeſſe bei. Es fiel allgemein auf, daß das Publikum in der Kirche beim Eintritt des Fürſten unwillig flüſterte, und ebenſo, als er die Kirche verließ. Dasſelbe geſchah jetzt auch auf der Straße, im Park, und wo er ſich nur zeigte: wenn er vorüberging oder fuhr, ſteckte man ſofort die Köpfe zuſammen, um zu tuſcheln und mit dem Finger nach ihm zu weiſen. Man nannte dann ſeinen Namen, ſowie den Naſtaſſja Filippownas. In der Kirche ſuchte man ſie übrigens in ſeiner Nähe, doch war ſie nicht erſchienen. Desgleichen ſchaute man vergeblich nach der Kapitanſcha aus, der Freundin des Verſtorbenen, doch Lebedeff hatte ſie noch rechtzeitig zurückdrängen und ihr einen „anderen Standpunkt" klarmachen können. Die Totenmeſſe machte auf den Fürſten einen ergreifenden, aber krankhaften Eindruck. Auf Lebedeffs leiſe geflüſterte Frage antwortete er ebenſo leiſe, daß er zum erſten-

Digitized by Google

mal einer ruſſiſchen Totenmeſſe beiwohne; in der Kindheit ſei er wohl einmal bei der Feier zugegen geweſen, und zwar in einer Dorfkirche, doch entſinne er ſich ihrer kaum noch.

„Ja, das iſt ſchon ſo ... und wenn man bedenkt, daß das da im Sarge derſelbe Menſch iſt, den wir noch vor kurzem unter uns gehabt haben – wiſſen Sie noch, damals an Ihrem Geburtstage?“ flüſterte Lebedeff dem Fürſten weiter zu. „Doch – wen ſuchen Sie?“

„N–ein, nichts, es ſchien mir nur ſo ...“

„Rogoſhin vielleicht?“

„Iſt er hier?“

„Jawohl, in der Kirche.“

„Deshalb ... es war mir, als hätte ich ſeine Augen geſehen,“ murmelte der Fürſt verwirrt. „Aber wie ... wie kommt er hierher? Hat man ihn eingeladen?“

„Nicht gedacht daran! Er iſt doch kein Bekannter der Familie. Hier ſind aber alle möglichen Leute, eben Publikum. Weshalb wundert Sie das? Ich begegne ihm jetzt ſehr oft: in der letzten Woche habe ich ihn etwa viermal hier in Pawlowsk geſehen.“

„Ich habe ihn noch kein einziges Mal geſehen ... ſeit jenem Tage“, murmelte der Fürſt.

Auch Naſtaſſja Filippowna hatte ihm noch kein einziges Mal geſagt, daß ſie Rogoſhin nach „jenem Tage“ geſehen hätte. Der Fürſt ſchloß daraus, daß Rogoſhin ſich ihnen abſichtlich nicht zeigen wollte. Von dem Tag und Augenblick an, da er Rogoſhin geſehen, war der Fürſt in Gedanken verſunken. Na-

Digitized by Google

staſſja Filippowna war dagegen von dieſem Tage und Abend an ausnehmend luſtig.

Koljá, der ſich mit dem Fürſten ſchon vor dem Tode ſeines Vaters wieder ausgeſöhnt hatte, war es geweſen, der dieſem – zumal die Sache ſo eilig war – Keller und Burdowskij als Trauzeugen vorgeſchlagen hatte. Er bürgte für Keller, daß dieſer ſich „anſtändig aufführen" würde: eventuell „käme er ſogar zuſtatten". Burdowskij aber ſei ein ſtiller, beſcheidener Menſch, der ſeine Aufgabe auch gut erledigen würde. Nina Alexandrowna und Lebedeff machten zwar den Fürſten darauf aufmerkſam – da nun die Hochzeit einmal beſchloſſen und auch der Tag bereits feſtgeſetzt war –, daß es ſchließlich nicht notwendig ſei, ſich gerade in Pawlowsk und noch mitten im Sommer und ſo öffentlich trauen zu laſſen. Und ſie warfen die Frage auf, ob da nicht Petersburg vorzuziehen ſei – und vielleicht ſogar eine Trauung im Hauſe? Der Fürſt erriet natürlich ihre Befürchtungen, antwortete jedoch nur kurz und einfach, daß es der ausdrückliche Wunſch Naſtaſſja Filippownas ſei, in Pawlowsk und öffentlich getraut zu werden.

Am Tage darauf erſchien Keller beim Fürſten. Er war bereits davon benachrichtigt, daß der Fürſt ihn zum Trauzeugen gewählt hatte. Bevor er jedoch eintrat, blieb er ſtramm auf der Türſchwelle ſtehen. Als er dann den Fürſten erblickte, erhob er die rechte Hand, drei Finger aufrecht, wie zum Schwur, und ſagte, als leiſte er einen Eid:

„Keinen Tropfen!"

Darauf trat er militäriſch auf den Fürſten zu,

Digitized by Google

drückte und ſchüttelte ihm kraftvoll beide Hände und erklärte, daß er zuerſt, als er von dieſer Heirat erfahren, ihr natürlich feindlich gegenübergeſtanden, was er auch beim Billardſpiel offen erklärt habe, beides aber aus keinem anderen Grund als dem einen, daß er als aufrichtiger Freund den Fürſten täglich mit keiner anderen verlobt zu ſehen gewünſcht habe, als mit einer Prinzeſſin; jetzt aber ſehe er ein, daß der Fürſt zum allermindeſten zwölfmal edler denke, als er und die übrigen „alleſamt"! Denn er, der Fürſt, bedürfe nicht des Glanzes und Reichtums und nicht einmal der Ehren, ſondern einzig – der Wahrheit! Die Gründe der Sympathien Hochgeſtellter ſeien nur zu bekannt, der Fürſt aber ſtehe allein ſchon infolge ſeiner Bildung höher als alle Hochgeſtellten, im allgemeinen geſprochen. „Doch der Pöbel urteilt anders!" fuhr er fort. In ganz Pawlowsk ſei von nichts anderem die Rede, als von dieſer bevorſtehenden Hochzeit. Ja, man wolle ſogar in der erſten Nacht eine Katzenmuſik unter ſeinen Fenſtern machen uſw. uſw. Und wenn der Fürſt der Piſtole eines Verteidigers bedürfe, ſo ſei er, Keller, ſofort bereit, ein halbes Dutzend Kugeln in die Menge zu feuern, oder ebenſo vielen ſeine Bruſt zu bieten. Ferner habe er Lebedeff den Rat erteilt, auf dem Hofe ſeiner Datſche eine Feuerſpritze in Bereitſchaft zu halten, um bei der Rückkehr aus der Kirche die Volksmenge in Reſpekt zu halten, doch Lebedeff habe ſich dem widerſetzt. „Gott ſoll mich davor bewahren," habe er geſagt, „dann bliebe von meinem ganzen Hauſe kein Splitter mehr übrig."

„Aber dieſer Lebedeff intrigiert gegen Sie, bei Gott, Fürſt!“ beteuerte Keller. „Er will Sie unter Vormundſchaft ſtellen – können Sie ſich das vorſtellen? – und nicht nur Sie allein, ſondern auch Ihren freien Willen und Ihr Geld – alſo Sie mitſamt den zwei wichtigſten Dingen, die einen jeden von uns von den Vierfüßlern unterſcheiden! Ich weiß es ganz genau! Wahrhaftig! Es iſt ſo!“

Der Fürſt entſann ſich, auch ſelbſt ſchon etwas Ähnliches gehört zu haben, doch hatte er es natürlich nicht weiter beachtet. Auch über Kellers Mitteilung lachte er nur und vergaß ſie ſogleich wieder. Lebedeff hatte ſich eine Zeitlang tatſächlich mit dieſem Gedanken getragen. Die Pläne dieſes Menſchen entſtanden immer irgendwie auf höhere Eingebung – „aus reinſter Begeiſterung“, wie er ſelbſt behauptete –, doch ſein Übereifer verkomplizierte ſie ſogleich, worauf ſie ſich dann immer mehr verzweigten und von dem Ausgangspunkt in alle nur möglichen Richtungen ſich entfernten. Deshalb gelang ihm auch ſelten etwas Größeres im Leben. Als er dann ſpäter, am Tage vor der Hochzeit, zum Fürſten kam – er hatte die Angewohnheit, ſtets zu denjenigen gleichſam zur Beichte zu gehen, gegen die er intrigiert hatte, namentlich wenn ihm die Intrige mißlungen war –, erklärte er ihm, daß er zweifellos zu einem Talleyrand geboren ſei, ſelbſt ſich aber nicht zu erklären vermöge, warum er bloß ein Lebedeff geblieben ſei. Darauf deckte er ihm ſeine ganze Intrige auf, die den Fürſten natürlich ſehr intereſſierte. Nach ſeinen Worten hatte er damit begonnen, daß er ſich die Protektion hochge-

Digitized by Google

ſtellter Perſonen zu ſichern geſucht, auf die er ſich im Notfall hätte ſtützen können. So war er zuerſt zum General Jepantſchin gegangen. Dieſer ſei ſehr verwundert geweſen, habe dem „jungen Manne" alles Gute gewünſcht, jedoch kategoriſch erklärt, daß er, „ſo ſehr er ihn auch zu retten wünſchte", ſich ein Einmiſchen in die Angelegenheiten des Fürſten „aus wohl recht begreiflichen Gründen" nicht erlauben könne. Liſaweta Prokofjewna aber habe ihn weder anhören noch ſehen wollen, und Jewgenij Pawlowitſch wie auch Fürſt Sch. hätten nur mit den Händen abgewinkt. Deſſenungeachtet habe er, Lebedeff, den Mut jedoch nicht ſinken laſſen und ſich zu einem Juriſten comme il faut und ehrenwerten Greiſe – ſeinem großen Freunde und faſt ſogar Wohltäter – begeben, um ſich mit dieſem zu beraten. Dieſer habe die Sache „für durchaus durchführbar" erklärt, wofern er kompetente Zeugen für die geiſtige Unzurechnungsfähigkeit des Fürſten oder deſſen Wahnſinn aufſtellen könne – doch die Hauptſache bliebe nichtsdeſtoweniger die höhere Protektion. Lebedeff hatte hierauf einen Arzt – einen bejahrten Herrn mit dem Annenorden auf der Bruſt, der gleichfalls in Pawlowsk ſeine Datſche beſaß – „einzig zu dem Zweck, um vorläufig, ganz harmlos und freundſchaftlich, einmal zu ſondieren", zum Fürſten gebracht, mit der Bitte, ihm nachher unter vier Augen ſein ärztliches Urteil zu ſagen. Der Fürſt entſann ſich noch ſehr gut dieſes Beſuchs: Lebedeff hatte ihm am Abend vorher hoch und heilig verſichert, daß er krank ſei und eine Arznei einnehmen müſſe, doch der Fürſt war dazu nicht zu bewegen geweſen.

Da war Lebedeff am nächsten Morgen mit besagtem Arzt beim Fürsten erschienen, unter dem Vorwande, daß der Herr Doktor, mit dem er soeben bei Hippolyt Terentjeff gewesen, dem Fürsten über den Zustand des Kranken einiges mitteilen wolle. Der Fürst hatte Lebedeff seinen Dank ausgesprochen und den Arzt sehr freundlich empfangen. Der Arzt hatte ihn gebeten, ihm jenen Selbstmordversuch Hippolyts ausführlicher zu schildern, und der Fürst hatte ihn durch seine Wiedergabe ungemein zu interessieren gewußt. Darauf war das Gespräch auf das Petersburger Klima übergegangen, dann hatten sie von der Krankheit des Fürsten gesprochen, über die Schweiz und den Professor Schneider. Der Fürst hatte ihm Schneiders Heilmethode erklärt und das Interesse des Arztes in solchem Maße gefesselt, daß dieser ganze zwei Stunden bei ihm geblieben war. Bei der Gelegenheit hatte er die wundervollen Zigarren geraucht, die ihm der Fürst angeboten, und den vorzüglichen Likör getrunken, den Wjera Lebedewa gebracht hatte, wofür er ihr, obgleich er ein älterer verheirateter Mann und Familienvater war, ganz besondere Komplimente gesagt, so daß Wjera tief empört hinausgegangen war. Vom Fürsten hatte er sich in der freundschaftlichsten Weise verabschiedet, um darauf Lebedeff unter vier Augen zu fragen, wen man denn zu Vormündern wählen sollte, wenn man solche Leute, wie den Fürsten, unter Vormundschaft stellen wollte. Auf Lebedeffs geradezu tragische Darstellung des Bevorstehenden, hatte der Arzt nur lächelnd gemeint, daß noch ganz andere Damen geheiratet würden, daß Nastassja Fi-

Digitized by Google

lippowna, wenigſtens ſoviel er gehört habe, eine berückende Schönheit ſei, was allein ſchon als Erklärung genügen würde: außerdem beſitze ſie aber auch noch Geld von Tozkij und Rogoſhin, beſitze Perlen und Brillanten, koſtbare Möbel und Teppiche und Kunſtwerke . . . deshalb beweiſe dieſe Wahl des Fürſten nicht etwa Dummheit oder Wahnſinn, ſondern ſogar einen ſehr praktiſchen Sinn und offenen Kopf, weshalb er, der Arzt, das gewünſchte Atteſt nicht ausſtellen könne . . . Und damit war er weggegangen. Lebedeff aber war ganz verdutzt zurückgeblieben, bis er ſich dann geſammelt und mit dem Finger vor die Stirn getippt hatte - „denn das war ein Gedanke," erzählte er dem Fürſten, „jetzt aber," fuhr er fort, „jetzt aber werden Sie außer innigſter Ergebenheit und aufrichtigſter Bereitwilligkeit zu jedem Opfer nichts anderes von mir erfahren, deſſen verſichere ich Sie – ſintemal es der Zweck meines Beſuchs war, Sie deſſen zu verſichern."

Auch Hippolyt hatte den Fürſten in dieſen letzten Tagen durch ſeine häufigen Aufforderungen, ihn zu beſuchen, vom einſamen Grübeln abgelenkt. Die Kapitanſcha hatte mit ihren übrigen drei Kindern gleichfalls Petersburg verlaſſen und in Pawlowsk ein kleines Häuschen gemietet, wo ſie nun wieder alle zuſammen lebten. Hippolyts kleine Geſchwiſter flüchteten vor dem tyranniſchen Bruder in den Garten, und ſo konnte er ihnen nichts anhaben; dafür aber war die arme Kapitanſcha ihm vollkommen preisgegeben und wurde natürlich ſehr durch ſeine Launen gequält. Der Fürſt mußte ewig den Friedensrichter ſpielen, wofür ihn

Digitized by Google

Hippolyt seine „Kinderfrau" nannte, was ein Ausdruck seiner dankbaren Anerkennung sein sollte; doch gleichzeitig schien er es vor sich selbst nicht zu wagen, ihn wegen dieser Rolle des Friedensstifters – nun, sagen wir, nicht zu verachten. Über Koljá war er einfach empört, weil dieser sich fast gar nicht bei ihm zeigte. Auf die Einwendungen des Fürsten, daß es doch nur natürlich sei, wenn er bei seinem sterbenden Vater, und nach dessen Tode bei seiner verwitweten Mutter bliebe, entgegnete Hippolyt nichts, doch sah man es ihm an, daß er diese Erklärungen nicht gelten lassen wollte. Endlich wählte der Kranke zur Zielscheibe seines Spottes die bevorstehende Hochzeit des Fürsten und verletzte und beleidigte ihn so lange, bis dieser schließlich seine Geduld verlor und bei sich beschloß, ihn nicht mehr zu besuchen. Doch schon am zweiten Tage erschien die Kapitanscha in Tränen aufgelöst beim Fürsten und bat ihn flehentlich, doch wieder hinzukommen, da ihr Sohn sie sonst noch umbringen würde. Sie fügte hinzu, daß er ihm ein großes Geheimnis mitzuteilen habe. Der Fürst ging. Hippolyt wünschte, sich mit ihm zu versöhnen und vergoß Tränen, nach den Tränen aber ärgerte er sich sogleich wieder über den Fürsten, nur wagte er diesmal nicht, seinen Ärger offen zu zeigen. Sein Zustand war sehr schlecht: alle Symptome deuteten darauf hin, daß er jetzt bald sterben würde. Ein „großes Geheimnis" hatte er nicht mitzuteilen: alles, was er zu sagen hatte, waren vor Aufregung – einer vielleicht künstlich vorgetäuschten Aufregung – geradezu atemlose, stürmische, drängende Bitten, sich „vor Rogoshin in acht zu nehmen".

Digitized by Google

„Dieſer Menſch iſt nicht ſo einer, der ſich das Seinige nehmen läßt! Der iſt nicht von unſerer Sorte, Fürſt! Wenn der etwas will, dann wird er vor nichts mehr zurückſchrecken!“ uſw. uſw.

Der Fürſt bat ihn um nähere Erklärungen, bat um Beweiſe, Anhaltspunkte, doch Hippolyt konnte ihm hierauf nichts anderes ſagen, als daß es ſeine perſönlichen Empfindungen und Eindrücke wären. Zu ſeiner großen Genugtuung gelang es ihm zum Schluß, den Fürſten unſäglich zu erſchrecken. Zuerſt hatte der Fürſt auf einzelne ſeiner Fragen nicht antworten wollen und über den Rat, ſo ſchnell wie möglich ins Ausland zu fliehen und ſich dort irgendwo von einem ruſſiſchen Geiſtlichen trauen zu laſſen, nur gelächelt. Darüber hatte ſich Hippolyt dann geärgert.

„Ich fürchte ja doch nur für Aglaja Iwanowna!“ hatte er geſagt. „Rogoſhin weiß ganz genau, wie ſehr Sie ſie lieben. Alſo Liebe gegen Liebe: Sie haben ihm Naſtaſſja Filippowna genommen – dafür wird er Aglaja Iwanowna ermorden, denn wenn ſie jetzt auch nicht Ihnen gehört, ſo wäre es für Sie doch ein ſchwerer Schlag, nicht wahr?“

Und damit hatte er endlich ſein Ziel erreicht: der Fürſt war wie halb wahnſinnig von ihm fortgegangen.

Das war am Abend vor der Hochzeit geweſen. Der Fürſt begab ſich zu Naſtaſſja Filippowna, doch auch ſie war nicht imſtande, ihn zu beruhigen – im Gegenteil: in der letzten Zeit hatte ſie ſeine innere Unruhe nur vergrößert. Früher, d. h. zu Anfang ihrer Brautſchaft und noch vor ein paar Tagen, hatte ſie, wenn er bei ihr war, ſich geradezu krampfhaft an-

Digitized by Google

geſtrengt, ihn mit allem möglichen zu erheitern, da die Traurigkeit in ſeinen Augen ſie entſetzlich quälte. Sie hatte ſogar verſucht, ihm Lieder vorzuſingen, um ihn zu zerſtreuen – doch am häufigſten erzählte ſie ihm heitere Geſchichten und alles, was ihr nur Spaßiges einfiel. Der Fürſt tat dann immer, als lache er aufrichtig, bisweilen aber mußte er auch wirklich lachen über ihre amüſante Art zu erzählen, wenn ſie ſich hinreißen ließ – und ſie ließ ſich oft hinreißen. – Dann freute er ſich über ihre Beobachtungsgabe und ihren guten und geiſtreichen Humor. Wenn ſie ihn dann lachen ſah und merkte, daß ihre Erzählung ihm gefallen hatte, war ſie immer ganz begeiſtert und ganz ſtolz. Doch je näher dann der Hochzeitstag heranrückte, um ſo nachdenklicher und düſterer wurde ihr Geſicht, das dem Fürſten faſt mit jeder Stunde trauriger erſchien. Wenn er nicht ſeine beſtimmte Meinung über ſie gehabt hätte, wäre ihm jetzt wohl alles an ihr rätſelhaft und unheimlich erſchienen, doch ſo glaubte er unerſchütterlich daran, daß ſie noch „auferſtehen“ könne. Er hatte Jewgenij Pawlowitſch die Wahrheit geſagt: daß er ſie aufrichtig liebe. Doch ſeine Liebe zu ihr war wie die Liebe zu einem armen kranken Kinde, das man unmöglich ganz verlaſſen kann. Er erklärte niemandem die Gefühle, die er für ſie empfand, auch ihr nicht. Überhaupt ſprachen ſie beide nie von „Gefühlen“, ganz als hätten ſie ſich gegenſeitig geſchworen, über dieſen Punkt zu ſchweigen. An ihrer gewöhnlichen Unterhaltung, die heiter und lebhaft war, konnte ein jeder teilnehmen. Wie Darja Alexejewna ſpäter erzählte, hatte ſie ihre wahre Freude

Digitized by Google

an ihnen gehabt und ſich nicht ſattſehen können an ihnen.

Die Auffaſſung, die der Fürſt von Naſtaſſja Filippownas ſeeliſchem und geiſtigem Zuſtande hatte, bewahrte ihn zum Teil auch vor vielen ſonſt ſehr leicht möglichen Mißverſtändniſſen. Er ſah jetzt ein ganz anderes Weib vor ſich, als jenes, das er vor drei Monaten gekannt hatte. Deshalb dachte er jetzt auch nicht mehr darüber nach, weshalb ſie damals kurz vor der Trauung mit ihm, nach Tränen, Verwünſchungen und Vorwürfen, davongelaufen war. „Alſo fürchtet ſie jetzt nicht mehr, daß ich durch dieſe Heirat unglücklich werden könnte", dachte der Fürſt. Ein ſo plötzlicher Glaube an ſich konnte aber ſeiner Meinung nach nicht natürlich bei ihr ſein. Und einzig auf ihren Haß gegen Aglaja konnte er dieſen Glauben doch auch nicht zurückführen: Naſtaſſja Filippownas Gefühle waren tiefer, das wußte er. Und auch nicht auf die Angſt vor Rogoſhin? Nein! Unmöglich! Alle dieſe Gründe konnten möglicherweiſe einiges dazu beitragen, doch war es ihm vollkommen klar, daß hier gerade das vor ſich ging, was er ſchon lange geahnt und was ihre arme kranke Seele nicht ertragen hatte. Dieſe Erkenntnis aber konnte ihm, wenn ſie ihn auch vor Mißverſtändniſſen bewahrte, keine Ruhe gewähren . . . nicht einmal aufatmen konnte er. Oft ſchien er ſich zu bemühen, an nichts zu denken. Die Ehe betrachtete er offenbar nur als irgendeine unwichtige Formalität; ſein eigenes Schickſal aber ſchätzte er gar zu gering, um darüber nachzudenken. Was jedoch ſeine Antworten auf direkte Fragen, zum Bei-

Digitized by Google

ſpiel ſein Geſpräch mit Jewgenij Pawlowitſch betraf, ſo fühlte er ſich in dieſen Fragen vollkommen unkompetent, und deshalb vermied er auch alle ähnlichen Geſpräche.

Er hatte übrigens bemerkt, daß Naſtaſſja Filippowna ſehr gut begriff, was Aglaja für ihn war. Sie ſprach nur nicht davon, aber er erriet es aus ihrem Blick, wenn ſie ſah, daß er aufbrach, um wieder zu Jepantſchins zu gehen. Als dieſe dann Pawlowsk verließen, atmete ſie geradezu wie erlöſt auf. Wie harmlos der Fürſt aber auch ſonſt ſein mochte, in dieſem Fall hatte ihn doch der Gedanke beunruhigt, Naſtaſſja Filippowna könnte ſich zu irgendeinem Skandal entſchließen, um Aglaja einen weiteren Aufenthalt in Pawlowsk unmöglich zu machen. Wurde doch das Gerede über die bevorſtehende Hochzeit zum Teil von Naſtaſſja Filippowna mit Abſicht geſchürt, um ihre Rivalin zu reizen und zu kränken. Da nun Jepantſchins nach dem Ereignis weder im Park noch ſonſtwo anzutreffen waren, hatte Naſtaſſja Filippowna beſchloſſen, einmal, wenn ſie mit dem Fürſten ſpazierenfuhr, an der Villa Jepantſchin vorüberzufahren. Der Fürſt bemerkte es, wie gewöhnlich, erſt dann, als es nicht mehr zu ändern war und der Wagen die Villa bereits erreicht hatte. Er erſchrak und erbleichte: er ſagte kein Wort, war aber dann zwei Tage krank. Seitdem wiederholte Naſtaſſja Filippowna ſo etwas nicht mehr. In den letzten Tagen vor der Hochzeit fiel es ihm auf, daß ſie oft wie in Gedanken verſunken daſaß, wenn ſie ſich auch immer wieder zuſammennahm, die Trübſal verſcheuchte und wieder heiter

Digitized by Google

wurde; aber dieſe Heiterkeit war dann doch ſtiller, gedämpfter, ſie war nicht ſo glückſelig heiter, wie früher – vor noch ſo kurzer Zeit. Da verdoppelte der Fürſt ſeine Aufmerkſamkeit. Es wunderte ihn, daß ſie niemals von Rogoſhin ſprach. Nur ein einziges Mal, etwa fünf Tage vor der Hochzeit, war plötzlich von Darja Alexejewna ein Bote bei ihm erſchienen, mit der Bitte, ſogleich hinzukommen, da es mit Naſtaſſja Filippowna ſehr ſchlecht ſtünde. Der Fürſt fand ſie auch wirklich in einem ſo beängſtigenden Zuſtande vor, daß er ſchon glaubte, ſie ſei jetzt wirklich und vollkommen wahnſinnig geworden: ſie ſchrie, zitterte und beteuerte, Rogoſhin ſei im Garten oder habe ſich im Hauſe verſteckt – und er werde ſie in der Nacht umbringen . . . ermorden! Den ganzen Tag konnte ſie ſich nicht beruhigen. Doch zum Glück erfuhr der Fürſt am Abend, als er auf einen Augenblick bei Hippolyt vorſprach, von der Kapitanſcha, die gerade aus Petersburg zurückgekommen war, daß Rogoſhin bei ihr in ihrer Stadtwohnung geweſen ſei und ſich nach den Ereigniſſen in Pawlowsk erkundigt habe. Auf die Frage des Fürſten, wann ſie mit ihm geſprochen, nannte die Kapitanſcha faſt dieſelbe Stunde, in der Naſtaſſja Filippowna ihn im Garten zu ſehen gemeint hatte. Es war alſo nur eine Halluzination geweſen. Naſtaſſja Filippowna ging ſogleich, nachdem ſie das erfahren hatte, ſelbſt zur Kapitanſcha, um ſich von ihr noch alles Nähere mitteilen zu laſſen, und war dann ganz beruhigt.

Am Abend vor der Hochzeit verließ der Fürſt ſie in beſter Stimmung: aus Petersburg waren von der

Digitized by Google

Modiſtin die Toiletten angelangt, das Brautkleid, der Kopfſchmuck uſw. uſw. Der Fürſt hatte es eigentlich nicht erwartet, daß die Toiletten ſie in einem ſolchen Maße intereſſieren würden. Er ſelbſt lobte alles, was ſie ihm zeigte, und ſein Lob machte ſie noch glücklicher. Da verriet ſie ihm plötzlich, daß ſie über die Empörung der Pawlowsker vollkommen unterrichtet war, ja ſie wußte ſogar – ſagte ſie – daß einzelne Galgenſtricke eine Katzenmuſik, Spottlieder und was nicht noch alles vorbereiteten und die übrige Geſellſchaft es faſt guthieß. Nun, und da wollte ſie denn jetzt den Kopf noch höher erheben, wollte ſie alle blenden durch die Schönheit ihres Gewandes, ihren Geſchmack und ihr Auftreten – „mögen ſie dann doch ſchreien und pfeifen, wenn ſie es noch wagen!“ Und ihre Augen blitzten bei dieſen Worten. Im geheimen dachte ſie aber noch an etwas anderes: ſie dachte, Aglaja würde vielleicht irgend jemand hinſchicken, um, ungeſehen von ihr, ſie beobachten zu laſſen, und Naſtaſſja Filippowna bereitete ſich für den Fall vor. Noch ganz mit dieſen Gedanken beſchäftigt, trennte ſie ſich gegen elf Uhr vom Fürſten, den ſie am nächſten Tage nach altem ruſſiſchen Brauch nicht früher als in der Kirche wiederſehen ſollte. Doch noch hatte es nicht Mitternacht geſchlagen, als wieder jemand von Darja Alexejewna zu ihm gelaufen kam: er ſolle ſchnell hinkommen, es ſtehe ſehr ſchlecht. Er fand ſeine Braut im Schlafzimmer, in Tränen aufgelöſt, verzweifelt, raſend. Es verging eine ganze Weile, bis ſie überhaupt vernahm, was man hinter der verſchloſſenen Tür zu ihr ſprach; doch dann kam

Digitized by Google

ſie zur Tür, ließ nur den Fürſten zu ſich ins Zimmer, verſchloß ſogleich wieder die Tür und warf ſich ihm zu Füßen. Wenigſtens erzählte ſo Darja Alexejewna, die einiges geſehen und gehört hatte.

„Was tue ich! Was tue ich! Was bin ich im Begriff, mit dir zu tun!“ ſtieß ſie verzweifelt hervor, indem ſie krampfhaft ſeine Füße umklammerte.

Der Fürſt verbrachte eine ganze Stunde bei ihr; was ſie ſprachen, wiſſen wir nicht. Darja Alexejewna wußte nur zu ſagen, daß ſie ſich nach einer Stunde verſöhnt und glücklich getrennt hatten. Der Fürſt ſchickte in dieſer Nacht noch einmal zu Darja Alexejewna, um ſich nach Naſtaſſja Filippownas Befinden zu erkundigen, und erhielt die Nachricht, daß ſie beruhigt eingeſchlafen ſei. Am Morgen, noch bevor ſie aufgewacht war, erſchienen wieder zwei Abgeſandte vom Fürſten, doch erſt der dritte konnte ihm mitteilen, daß ſie von einem ganzen Schwarm Menſchen umgeben ſei: da ſeien Schneiderinnen, Zofen und Friſeure, von der geſtrigen Stimmung aber wäre keine Spur mehr vorhanden, die Toilette nehme ſie ganz in Anſpruch, wie es bei einer ſolchen Schönheit anders ja auch gar nicht möglich und zu erwarten ſei, und augenblicklich fände gerade eine große Beratung ſtatt wegen des Schmucks, welche Brillanten oder Perlen ſie wählen ſollte. Da war der Fürſt denn vollkommen beruhigt.

Die Trauung ſollte um acht Uhr abends ſtattfinden. Naſtaſſja Filippowna war bereits um ſieben mit ihrer Brauttoilette fertig. Schon um ſechs Uhr begannen ſich allmählich Neugierige vor der Villa

Digitized by Google

Lebedeffs und vor dem Hauſe Darja Alexejewnas anzuſammeln und nach ſieben begann ſich auch die Kirche zu füllen. Wjera Lebedewa und Koljá war um den Fürſten entſetzlich bange, ſie hatten aber wenig Zeit, daran zu denken, denn es gab für ſie im Hauſe viel zu tun: in der Villa des Fürſten ſollte nämlich nach der Trauung das Diner eingenommen werden. Teilnehmer ſollten daran außer den Trauzeugen nur noch Ptizyns, Ganjá, der Arzt mit dem Annenorden und Darja Alexejewna ſein. Als der Fürſt Lebedeff verwundert fragte, weshalb er denn den Arzt eingeladen hatte, antwortete dieſer ſelbſtzufrieden:

„'n Orden! 'n ehrenwerter alter Mann! So 'was macht einen guten Eindruck!" Da mußte der Fürſt lächeln.

Keller und Burdowskij ſahen in Frack und weißen Handſchuhen ſehr anſtändig aus. Nur flößte Keller dem Fürſten wie den anderen doch einige Beſorgnis ein durch ſeine offenkundige Neigung zum Fauſtkampf, denn die Blicke, die er auf dieſe „elenden Maulaffen" warf, verrieten nichts weniger als friedliche Geſinnung. Um halb acht begab ſich der Fürſt in einer geſchloſſenen Equipage zur Kirche. Es ſei hier erwähnt, daß es ſein ausdrücklicher Wunſch geweſen war, daß alle üblichen Formalitäten genau beobachtet werden ſollten: alles ſollte öffentlich, nach altem Brauch „wie es ſich gehört", geſchehen. In der Kirche empfing ihn die Menge mit lebhaftem Geflüſter und Gemurmel, das ſich wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund fortſetzte. Unter Kellers Führung, der nach links und rechts wieder drohende Blicke warf und

Digitized by Google

ihm am Portal nur mit Mühe einen Weg hatte bahnen können, begab ſich der Fürſt zum Altarraum, der ihn den Blicken der Neugierigen entzog. Keller fuhr hierauf zu Darja Alexejewna, um die Braut abzuholen. Dort fand er vor dem Hauſe eine noch weit lebhaftere Menge. Als er die Treppe emporſtieg, vernahm er ſolche Ausrufe und Bemerkungen, daß er ſich bereits zornig ans Publikum wandte, um eine entſprechende Rede zu halten, doch zum Glück gelang es noch Burdowskij und Darja Alexejewna, ihn ins Haus hineinzuziehen. Keller war maßlos gereizt und drängte zur Eile. Naſtaſſja Filippowna erhob ſich, warf noch einen Blick in den Spiegel, bemerkte mit „verzogenem" Lächeln, wie Keller ſich ſpäter ausdrückte, daß ſie „bleich wie eine Leiche" ſei, verbeugte ſich dann ehrfurchtsvoll vor dem Heiligenbilde und trat hinaus.

Lautes Stimmengewirr begrüßte ihr Erſcheinen auf der Treppe. Im erſten Augenblick hörte man Gelächter. Einer klatſchte in die Hände. Es wurde ſogar geziſcht und gepfiffen. Doch dann erſchollen auch ſchon andere Stimmen:

„Satan, iſt ſie ſchön!" rief jemand in der Menge.

„Schön wohl, aber . . ."

„Der Brautkranz deckt alles zu, Eſel!"

„Da ſuch' mir einer noch eine zweite ſolche! Teufel noch eins! Hurra!"

„Göttin! für eine ſolche Fürſtin würd' ich meine Seele auch verkaufen!" ſchrie ein begeiſterter Kanzliſt. „‚Preis meines Lebens – die Liebe dein!' . . ."

Naſtaſſja Filippowna trat allerdings bleich wie

eine Leiche auf die Treppe; doch in ihren großen schwarzen Augen glühte ein unheimliches Feuer, und diesem Blick hielt die Menge nicht stand: in einer Sekunde schlug der Hohn in Begeisterung um. Keller riß den Wagenschlag auf und wandte sich bereits zu ihr, um ihr die Hand zu reichen und beim Einsteigen behilflich zu sein, doch da – schrie sie plötzlich auf und stürzte sich hinein in die gaffende Volksmenge. Keller erstarrte vor Schreck, das Volk wich fast entsetzt zurück vor ihr . . . plötzlich, keine sechs Schritt von der Treppe, stand Rogoshin. Nastassja Filippowna hatte seinen Blick gefühlt und gefunden und wie eine Wahnsinnige war sie auf ihn zugestürzt und hatte seine Hände umklammert.

„Rette mich! Bring' mich fort! Wohin du willst, nur schnell!"

Rogoshin griff sie auf, fast trug er sie, und ehe man sich's versah, hatte er sie in die Equipage gehoben. Und schon im nächsten Augenblick hielt er dem Kutscher eine Hundertrubelnote hin.

„Zum Bahnhof, erreichst du den nächsten Zug nach Petersburg, dann noch hundert!"

Und schon saß er in der Equipage und zog den Wagenschlag zu. Der Kutscher zögerte keinen Augenblick: er hieb einmal mit der Peitsche und die Pferde bäumten sich und rasten davon. Keller schob später alle Schuld auf die „Plötzlichkeit", die „vollkommene Überraschung": „Noch eine Sekunde – und ich hätte mich besonnen, hätte es nicht zugelassen!" versicherte er jedesmal, wenn er das Ereignis schilderte. Er und Burdowskij sprangen zwar sogleich in die nächste

Digitized by Google

Equipage, die vor dem Hauſe hielt, und jagten ihnen nach, doch noch unterwegs bedachte ſich Keller eines anderen und meinte: „Wir kommen trotzdem zu ſpät! Und mit Gewalt können wir ſie doch nicht zurückbringen!“

„Und der Fürſt wird es auch nicht wollen!“ hatte der ganz erſchütterte Burdowskij dazu gemeint.

Rogoſhin und Naſtaſſja Filippowna waren in der Tat rechtzeitig auf dem Bahnhof angelangt. Hier hatte Rogoſhin beim Verlaſſen der Equipage gerade noch Zeit gehabt, ein vorübergehendes Mädchen in einem alten dunklen Mantel und einem Seidentüchelchen um den Kopf aufzuhalten.

„Da! fünfzig Rubel für Ihren Mantel!“ und damit hatte er ihr das Geld gereicht.

Bevor das Mädchen noch recht begriff, hatte ihr Rogoſhin die Fünfzigrubelnote ſchon in die Hand gedrückt, den Mantel und das Tuch abgenommen und Naſtaſſja Filippowna um die Schultern und über den Kopf geworfen. Ihre koſtbare Brauttoilette hätte ſonſt allgemeines Aufſehen erregt. Das Mädchen aber ſollte erſt viel ſpäter begreifen, weshalb man den wertloſen alten Mantel von ihm gekauft und ſo viel für ihn bezahlt hatte.

Die Kunde von dem Geſchehenen hatte mit unglaublicher Schnelligkeit die Kirche erreicht. Als Keller ſich zum Fürſten in den Altarraum begab, wurde er von vielen ihm ganz Unbekannten aufgehalten und mit Fragen beſtürmt. Man ſprach laut durcheinander, ſchüttelte die Köpfe, ja man lachte ſogar. Niemand wollte aber die Kirche verlaſſen, bevor man

geſehen hatte, wie der Bräutigam die Nachricht aufnahm. Der Fürſt erbleichte nur, als er ſie vernahm, und ſagte leiſe: „Ich fürchtete ... aber ich hätte doch nicht gedacht, daß es ſo kommen würde ...“ um dann nach kurzem Schweigen hinzuzufügen: „Übrigens ... in ihrem Zuſtande ... war es ja gar nicht anders zu erwarten.“ Ein ſolches Verhalten ſetzte Keller aufrichtig in Erſtaunen; er nannte es: „beiſpiellos philoſophiſch!“ Der Fürſt verließ die Kirche anſcheinend ganz ruhig und gefaßt. Wenigſtens wurde es von vielen Augenzeugen ſpäter ſo erzählt. Er ſchien nur ſo ſchnell wie möglich nach Hauſe kommen und allein bleiben zu wollen, doch ward ihm das nicht ſo bald vergönnt. Ptizyn, Gawrila Ardalionytſch und der Arzt blieben bei ihm. Außerdem war die Villa buchſtäblich belagert von einem Heer müßiger Menſchen. Aus dem Zimmer vernahm der Fürſt, daß Lebedeff und Keller mit einigen völlig unbekannten Leuten – dem Ausſehen nach waren es Subalternbeamte, die um jeden Preis auf die Terraſſe kommen wollten – in heftigen Streit geraten waren. Da begab ſich der Fürſt zu ihnen, erkundigte ſich nach der Urſache des Streites, ſchob Lebedeff und Keller, die den Eingang verſperrten, mit einer Entſchuldigung zur Seite und trat ſelbſt hinaus, um einen bereits bejahrten, grauhaarigen, unterſetzten Herrn, der auf den Stufen an der Spitze der anderen ſtand, höflich zum Nähertreten aufzufordern. Der Herr wurde ſehr verlegen, ſchien faſt mehr Luſt zum Rückzuge zu haben, doch dann beſann er ſich eines anderen und trat ein. Ihm folgte ein zweiter, ein dritter – alles in allem

Digitized by Google

ſieben oder acht Mann, die ſich ſehr bemühten, mög-lichſt ſicher aufzutreten. Weitere Gäſte fanden ſich nicht ein, und auch dieſe acht wurden von der Menge alsbald und ſogar ziemlich ſtreng getadelt. Die Ein-getretenen wurden vom Fürſten aufgefordert, Platz zu nehmen, man knüpfte ein Geſpräch an, reichte ihnen Tee – und alles das zu ihrer nicht geringen Verwunderung mit ausgeſuchter Höflichkeit und Freund-lichkeit. Es wurden von den Gäſten allerdings ein paar Verſuche gemacht, dem Geſpräch eine amüſan-tere Wendung zu geben, es wurden einige vorwitzige Fragen geſtellt und einige zweideutige Bemerkungen gemacht. Doch der Fürſt antwortete allen ſo einfach und freundlich, ohne ſich dabei auch nur das geringſte zu vergeben, gab ſich vielmehr mit ſo natürlicher Würde und zeigte gleichzeitig ein ſolches Vertrauen auf die Anſtändigkeit ſeiner Gäſte, daß die unbeſchei-denen Fragen ganz von ſelbſt aufhörten. Allmählich kam es ſogar zu einer ernſten Unterhaltung über ein nationalökonomiſches Thema, und einer der Herren ſchwor in höchſtem Unwillen, daß er nie im Leben ſein Gut verkaufen würde, daß er, im Gegenteil, zu warten und auszuhalten gedenke: „Unternehmungen ſind beſſer als Geld – ſehen Sie, das iſt meine Über-zeugung!“ – ſchloß er mit aufrichtigem Stolz und nicht geringem Temperament. Da er ſich mit ſeiner Erklärung an den Fürſten gewandt hatte, hieß dieſer ſeine Anſichten ſehr vernünftig, obgleich Lebedeff ihm kurz vorher zugeflüſtert hatte, daß dieſer Herr weder einen Hof noch einen Halm beſaß, geſchweige denn ein Gut. So verging eine Stunde, der Tee war ge-

trunken und den Gäſten ſchlug nach dem Tee doch ein wenig das Gewiſſen. Der Arzt und der unterſetzte Graukopf erhoben ſich und verabſchiedeten ſich in der herzlichſten Weiſe vom Fürſten, und ihrem Beiſpiel folgten auch die anderen, die ihm alle kräftig die Hand ſchüttelten. Bei der Gelegenheit wurden dann noch gewiſſe Wünſche ausgeſprochen, Ratſchläge erteilt wie etwa: ſich über geſchehene Dinge nicht zu grämen, man könne nie wiſſen, wozu ein Unglück gut ſei, vielleicht wäre es ſo noch viel beſſer, uſw. uſw. Als alle gegangen waren, beugte ſich Keller zu Lebedeff und ſagte halblaut:

„Sieh, wir beide hätten geſchimpft, gerauft, die Polizei uns auf den Hals gezogen; er aber, ſieh, hat ſich nur neue Freunde gemacht, und noch dazu was für welche! Ich kenne ſie!“

Hierauf antwortete Lebedeff, der ſchon wieder ziemlich „fertig“ war, mit einem frommen Seufzer:

„Ich habe es ja von jeher geſagt: ‚Den Weiſen hat es der Herr verborgen, um es den Kindlein zu offenbaren.‘ Das habe ich ſchon früher von ihm geſagt, jetzt aber füge ich noch hinzu, daß Gott der Herr auch das Kindlein ſelbſt bewahrt und vom Rande des Abgrundes zurückgezogen hat . . . Gott der Herr ſelber und alle ſeine Heiligen – jawohl ja! . . .“

Endlich, gegen halb elf, ließ man den Fürſten allein. Sein Kopf tat ihm weh. Als letzter verließ ihn Koljá, der ihm noch behilflich war, die Kleider zu wechſeln. Sie nahmen herzlich Abſchied voneinander – Koljá war geradezu rührend. Über das Geſchehene hatte er kein Wort geſprochen, und beim

Digitized by Google

Abſchied nur geſagt, daß er am nächſten Morgen in aller Früh' wiederkommen würde. Wie er ſpäter ausſagte, hatte ihm der Fürſt an dieſem Abend nichts über ſeine weiteren Abſichten mitgeteilt. Bald war auf der Datſche alles ſtill: Burdowskij war zu Hippolyt gegangen, Lebedeff und Keller hatten ſich gleichfalls irgendwohin fortbegeben. Nur Wjera Lebedewa blieb noch in den Zimmern des Fürſten, um einiges flüchtig in Ordnung zu bringen und ihnen wieder ihr gewöhnliches Ausſehen zu verleihen. Bevor ſie fortging, warf ſie noch einen Blick in das Zimmer, in dem ſich der Fürſt befand. Er ſaß am Tiſch, hatte die Ellenbogen aufgeſtützt und den Kopf in die Hände vergraben. Da trat Wjera an ihn heran und berührte ihn an der Schulter: der Fürſt blickte auf und ſah ſie eine Weile ganz verſtändnislos an; doch als er dann endlich alles begriff und erriet, erfaßte ihn plötzlich eine große Unruhe. Es endete übrigens damit, daß er Wjera dringend bat, ihn am nächſten Morgen zeitig zu wecken, damit er noch den erſten Zug nach Petersburg erreiche. Wjera verſprach es. Da bat der Fürſt ſie inſtändig, keinem Menſchen etwas davon zu ſagen, was ihm Wjera gleichfalls verſprach. Als ſie dann fortgehen wollte und bereits die Tür öffnete, hielt er ſie noch einmal auf, ergriff ihre Hände, küßte ſie beide, küßte ſie dann auch auf die Stirn und ſagte mit einem „an ihm ganz ungewohnten" Geſichtsausdruck: „Auf morgen!" So wenigſtens erzählte ſpäter Wjera. Sie verließ das Zimmer in großer Angſt um ihn. Am Morgen jedoch beruhigte ſie ſich etwas, als der Fürſt ihr, nachdem ſie ihn um acht Uhr durch

Digitized by Google

Klopfen an ſeine Tür geweckt hatte, wie es ihr ſchien, ganz munter und ſogar lächelnd entgegentrat. Er hatte ſich in der Nacht kaum entkleidet, doch hatte er trotzdem geſchlafen. Auf ihre Frage, wie lange er fortbleiben würde, meinte er, daß er vielleicht noch an demſelben Tage zurückkommen werde. So hatte er denn nur ihr allein geſagt, daß er ſich in die Stadt begab.

Digitized by Google

XI.

Eine Stunde ſpäter war der Fürſt bereits in Petersburg, und um zehn Uhr läutete er bei Rogoſhin. Er war von der Straße durch den Haupteingang des Hauſes eingetreten und die breite Treppe hinaufgeſtiegen – doch in der Wohnung Rogoſhins blieb alles ſtill. Endlich öffnete ſich die gegenüberliegende Tür, die zur Wohnung der Mutter Rogoſhins führte, und eine alte peinlich ſaubere Dienerin blickte in den Treppenflur.

„Parfen Sſemjonytſch iſt nicht zu Hauſe," meldete ſie. „Wen wünſchen Sie zu ſprechen?"

„Parfen Sſemjonytſch."

„Der iſt nicht zu Hauſe."

Die Dienerin betrachtete den Fürſten neugierig und mit prüfendem Mißtrauen.

„Sagen Sie mir dann wenigſtens, ob er hier übernachtet hat? Und ... kam er geſtern allein nach Hauſe?"

Die Dienerin fuhr fort, ihn zu betrachten, und antwortete nichts.

„War nicht geſtern ... geſtern abend ... Naſtaſſja Filippowna mit ihm hier?"

Digitized by Google

„Erlauben Sie, zu fragen, wer geruhen Sie denn ſelbſt zu ſein?“

„Fürſt Lew Nikolajewitſch Myſchkin, wir ſind gut bekannt miteinander.“

„Er iſt nicht zu Hauſe.“

Die Dienerin ſenkte den Blick.

„Aber Naſtaſſja Filippowna?“

„Ich weiß nichts von ihr.“

„Warten Sie, warten Sie doch! Wann wird er denn zurückkommen?“

„Auch das weiß ich nicht.“

Und damit ſchloß ſich die Tür.

Der Fürſt nahm ſich vor, nach einer Stunde wiederzukommen. Auf der Straße erblickte er im Vorübergehen am Hoftor den Hausknecht.

„Iſt Parfen Sſemjonytſch zu Hauſe?“ fragte er ihn.

„Jawohl, Euer Gnaden.“

„Wie hat man mir denn ſoeben ſagen können, daß er nicht zu Hauſe ſei?“

„Hat man das bei ihm oben geſagt?“

„Nein, die Dienerin ſeiner Mutter ſagte es. Aber ich habe bei Parfen Sſemjonytſch vergeblich geläutet, es hat mir niemand aufgemacht.“

„Kann auch ſein, daß er ausgegangen iſt,“ meinte der Hausknecht nach kurzem Nachdenken, „man kann ja nie wiſſen, er ſagt nicht immer, wann er kommt und geht. Manchmal nimmt er auch den Schlüſſel mit und drei Tage lang ſteht ſeine Wohnung verſchloſſen.“

„Weißt du genau, daß er geſtern zu Hauſe war?“

Digitized by Google

„Gestern war er. Aber manchmal kommt er durch die Paradetür herein, da sieht man ihn dann nicht."

„Aber weißt du nicht, ob Nastassja Filippowna gestern bei ihm war?"

„Das weiß ich nicht. Die geruht nicht oft zu kommen. Ich denke aber, wenn sie gekommen wäre, hätt' ich's wohl gesehen."

Der Fürst trat aus dem Hoftor wieder auf die Straße und ging eine Weile in Gedanken versunken auf dem Trottoir. Die Fenster waren alle geschlossen, während die Fenster der Wohnung seiner Mutter fast alle weit offen standen. Es war ein heller, heißer Tag. Der Fürst ging über die Straße auf das andere Trottoir und blieb dort gegenüber dem Hause stehen, um noch einmal zu Rogoshins Fenstern hinaufzuschauen: sie waren nicht nur alle geschlossen, auch die weißen Stores waren überall heruntergelassen.

Der Fürst stand eine Weile unbeweglich und sah hinauf, und – seltsam! plötzlich schien es ihm, daß ein Vorhang ein wenig zur Seite geschoben wurde und Rogoshins Gesicht durch den schmalen Spalt auf die Straße sah . . . doch im selben Augenblick auch schon wieder verschwand. Er wartete noch ein wenig und beschloß bereits, noch einmal hinzugehen und zu läuten, besann sich dann aber eines anderen und schob es auf: nach einer Stunde wollte er wiederkommen. „Und wer weiß," dachte er, „vielleicht hat es mir auch nur so geschienen" . .

Seine erste Sorge war jetzt, schnell nach dem Ismailowskij-Polk zu gelangen, in den Stadtteil, wo Nastassja Filippowna zuletzt gewohnt hatte. Er wußte,

Digitized by Google

daß sie, als sie vor etwa drei Wochen auf seinen Wunsch oder seine Bitte hin Pawlowsk verlassen und nach Petersburg zurückgekehrt war, im Ismailowskij-Polk bei ihrer ehemaligen guten Bekannten, einer Lehrerswitwe – es war das eine anständige Dame mit zahlreicher Familie, die fast nur vom Zimmervermieten lebte – gewohnt hatte. Er nahm an, daß Nastassja Filippowna nach ihrer Rückkehr nach Pawlowsk die gemieteten Zimmer nicht aufgegeben, und deshalb schien es ihm sehr möglich, daß Rogoshin sie gestern abend dorthin gebracht und daß sie daselbst übernachtet hatte. Um schneller hinzugelangen, nahm er eine Droschke. Unterwegs kam ihm der Gedanke, daß er ganz zuerst dorthin hätte gehen sollen, denn es war doch ganz ausgeschlossen, daß sie in der Nacht sofort zu Rogoshin gegangen wäre. Zugleich fielen ihm auch die Worte des Hausknechts ein, daß Nastassja Filippowna nicht oft hinzukommen „geruht" habe – weshalb sollte sie dann gerade jetzt bei Rogoshin abgestiegen sein?

Zu seiner größten Bestürzung hatte man aber bei der Lehrerswitwe seit zwei Tagen nichts von Nastassja Filippowna gehört. Er selbst wurde wie ein Wunder angestaunt. Die ganze zahlreiche Familie der Lehrerswitwe – lauter Mädchen, alle Jahrgänge, von fünfzehn bis auf sieben – versammelte sich um die Mutter und starrte ihn mit offenen Mündern an. Ihnen folgte noch eine hagere Tante mit einem gelben Gesicht, die ein schwarzes Tuch um den Kopf gebunden hatte, und nach dieser erschien auch noch die Großmutter der Familie, eine kleine Greisin mit einer riesigen

Digitized by Google

Brille. Die Lehrerswitwe bat den Fürſten untertänig, doch näherzutreten und Platz zu nehmen, was der Fürſt denn auch tat. Er erriet, daß ſie bereits wußten, wer er war, und ſich nicht wenig darüber wunderten, von ihm nach derjenigen gefragt zu werden, die doch ſeit geſtern ſeine Frau ſein mußte. Freilich wagten ſie nicht, mit einer direkten Frage herauszurücken. Er erzählte in kurzen Worten, daß die Trauung nicht zuſtande gekommen war. Da ward dann die Verwunderung noch größer, und der Fürſt ſah ſich genötigt, noch einige Erklärungen hinzuzufügen. Und dann kamen die Ratſchläge der aufgeregten Damen: zunächſt ſollte er unbedingt Rogoſhin aufſuchen – falls er zu Hauſe war, ſo lange ſchellen und klopfen, bis er die Tür aufmachte – und von ihm ſich alles ganz genau erzählen laſſen. War er jedoch nicht zu Hauſe – was zunächſt mit Sicherheit feſtgeſtellt werden mußte –, oder falls er nichts mitteilen wollte: ſo ſollte der Fürſt ſich nach dem Stadtteil Sſemjonowskij Polk zu einer deutſchen Dame begeben, einer Bekannten Naſtaſſja Filippownas, die bei ihrer Mutter lebte: vielleicht hatte ſich Naſtaſſja Filippowna in ihrer Aufregung, und um nicht ſogleich vom Fürſten gefunden zu werden, zu dieſer begeben und dort die Nacht verbracht. Der Fürſt erhob ſich faſt ohnmächtig; wie die Familie ſpäter erzählte, ſei er „entſetzlich bleich“ geweſen. Und in der Tat – die Füße trugen ihn kaum noch, das Stimmengewirr erſchien ihm noch einmal ſo laut, als es war, er verſtand faſt kein Wort. Endlich begriff er, daß man ihm behilflich ſein wollte und ihn fragte, wo er denn in der Stadt abgeſtiegen ſei, damit

Digitized by Google

ſie ihm, falls ſie etwas erfahren ſollten, Nachricht zukommen laſſen konnten. Er wußte ihnen aber keine Adreſſe anzugeben. Da rieten ſie ihm, ein Hotel zu beſtimmen. Der Fürſt dachte nach und gab dann die Adreſſe jenes Gaſthofes an, wo er vor etwa fünf Wochen abgeſtiegen war und wo er den ſchweren Anfall gehabt hatte. Darauf begab er ſich wieder zu Rogoſhin. Diesmal wurde ihm nicht nur bei Rogoſhin nicht aufgemacht, auch in der Wohnung der Mutter blieb alles ſtill. Da ging der Fürſt zum Hausknecht, den er erſt nach langem Suchen auf dem Hof fand. Dieſer war mit irgend etwas beſchäftigt und antwortete kaum auf die Fragen, ja, er ſah den Fürſten nicht einmal an, erklärte aber doch in beſtimmtem Tone, daß Parfen Sſemjonytſch früh am Morgen ausgegangen und nach Pawlowsk gefahren ſei und heute nicht mehr nach Hauſe zurückkehren werde.

„Ich werde warten," ſagte der Fürſt. „Vielleicht kommt er doch noch am Abend zurück?"

„Kann ſein, daß er auch 'ne ganze Woche nicht kommt, wer kann's wiſſen."

„Dann iſt er aber doch in dieſer Nacht zu Hauſe geweſen?"

„Geweſen . . . was kann er nicht alles geweſen ſein . . ."

Dieſe Antwort und das ganze Gebaren des Hausknechts erſchienen dem Fürſten ſehr verdächtig: der Mann ſchien in der Zwiſchenzeit beſondere Inſtruktionen erhalten zu haben: am Morgen war er harmlosmitteilſam geweſen und jetzt plötzlich wollte er ihn kaum anhören. Doch der Fürſt beſchloß, nach etwa

Digitized by Google

zwei Stunden wiederzukommen und dann, wenn es nötig sein sollte, vor dem Hause zu warten. Jetzt aber blieb ihm noch die eine Hoffnung, Nastassja Filippowna bei der deutschen Dame anzutreffen, und so fuhr er nach dem Ssemjonowskij Polk.

Doch bei der Deutschen begriff man überhaupt nicht, wie er dazu kam, sich bei ihnen nach Nastassja Filippowna zu erkundigen. Die schöne junge Dame hatte sich, wie aus einzelnen Bemerkungen hervorging, bereits vor zwei Wochen mit ihr vollkommen entzweit und besaß nicht das geringste Interesse mehr für sie – „und wenn sie auch alle Fürsten der Welt heiraten sollte!" Der Fürst beeilte sich, aus dem Hause fortzukommen. Unter anderem kam ihm auch der Gedanke, daß sie vielleicht wie damals nach Moskau gefahren war und Rogoshin natürlich ihr nach, oder sogar zusammen mit ihr. „Wenn man doch nur auf ihre Spur kommen könnte!" dachte er gequält. Da entsann er sich der Verabredung mit der Lehrerswitwe, die ihm in den Gasthof an der Liteinaja Nachricht hatte senden wollen, und er beeilte sich sogleich, hinzugehen, um dort ein Zimmer zu belegen. Der Kellner fragte ihn, ob er auch zu frühstücken wünsche, und in der Zerstreutheit bejahte der Fürst die Frage. Doch kaum hatte sich der Kellner entfernt, da kam er plötzlich zur Besinnung und ärgerte sich unsäglich über sich selbst, weil ihn das Frühstück wenigstens eine halbe Stunde aufhalten würde, und erst nach einer Weile verfiel er darauf, daß ihn ja doch niemand festhielt und er das bestellte Frühstück ja gar nicht zu essen brauchte, wenn er nicht wollte. Ein seltsames Gefühl

Digitized by Google

überkam ihn in diesem dunklen, dumpfen Korridor, ein Gefühl, das quälend danach strebte, sich in irgend einen festen Gedanken zu verwirklichen, aber er konnte nicht erraten, worin nun dieser neue, sich aufdrängende Gedanke bestand. Da verließ er endlich den Gasthof und trat hinaus auf die Straße. Ihn schwindelte ... wohin sollte er fahren? Er fuhr also wieder zu Rogoshin.

Rogoshin war noch immer nicht zurückgekehrt; er läutete, doch es wurde ihm nicht aufgemacht. Da läutete er auch an der anderen Tür; die alte Dienerin erschien wieder und sagte, daß Parfen Ssemjonytsch nicht zu Hause sei und vielleicht nicht vor drei Tagen kommen werde. Es wunderte den Fürsten nur, daß sie ihn wieder mit so unverhohlener Neugier betrachtete. Den Hausknecht fand er diesmal überhaupt nicht. Da ging er, wie am Morgen, auf das gegenüberliegende Trottoir, blickte zu den Fenstern hinauf und ging wohl eine halbe Stunde in der quälenden Sonnenglut auf und ab, vielleicht auch noch länger, doch diesmal rührte sich nichts, die Fenster blieben geschlossen, und die Stores waren unbeweglich. Da setzte sich in ihm die Überzeugung fest, daß es ihm auch am Morgen nur so geschienen habe, denn auch die Fensterscheiben waren trübe und wohl seit langem nicht geputzt, so daß die kaum merkliche Bewegung des Vorhanges nur ein Flimmern des trüben Glases im Sonnenschein gewesen sein konnte. Erfreut über diese Erklärung fuhr er wieder zur Lehrerswitwe.

Dort hatte man ihn erwartet. Die Lehrerswitwe hatte sich inzwischen an drei oder vier Stellen er-

Digitized by Google

kundigt, ja, ſie war ſogar bei Rogoſhin geweſen, doch hatte ſie nichts erfahren können. Der Fürſt hörte ihren Bericht ſchweigend an, trat dann ins Zimmer, ſetzte ſich auf das Sofa und begann ſie alle anzuſehen – ganz als verſtände er kein Wort von dem, was man zu ihm ſprach. Und ſeltſam: bald bemerkte er alles, bald aber war er ſo zerſtreut, daß er nichts ſah noch hörte. Die ganze Familie erklärte ſpäter, daß er ein „erſtaunlich wunderlicher" Menſch geweſen ſei an jenem Tage, ſo daß vielleicht damals ſchon „alles begonnen habe". Endlich erhob er ſich und bat, man möge ihm die von Naſtaſſja Filippowna bewohnten Zimmer zeigen. Es waren das zwei große, hohe, helle Räume, ſehr anſtändig eingerichtet und offenbar nicht billig. Die ganze Familie erzählte ſpäter, der Fürſt habe jeden Gegenſtand im Zimmer betrachtet. Auf einem kleinen Tiſch habe er ein aufgeſchlagenes Buch erblickt – es war ein franzöſiſcher Roman, „Madame Bovary" –, habe eine Ecke der aufgeſchlagenen Seite eingebogen und um die Erlaubnis gebeten, das Buch mitnehmen zu dürfen, worauf er es, ohne auf die Einwendung, daß es ein Buch aus der Leihbibliothek ſei, zu achten, in die Taſche geſteckt habe. Dann ſei er ans offene Fenſter getreten, habe ſich dort hingeſetzt, und da ſei ihm ein mit Kreide beſchriebener Spieltiſch aufgefallen, und er habe gefragt, wer an ihm geſpielt hätte. Hierauf hatten ſie ihm erzählt, daß Naſtaſſja Filippowna jeden Abend mit Rogoſhin Karten geſpielt habe, Duraki, Preference, Whiſt, Sechsundſechzig – kurzum, alle Spiele, die ſie nur kannten, und zwar Abend für Abend, damals, als ſie vor drei

Wochen aus Pawlowsk nach Petersburg zurückgekehrt war und sich bei ihnen eingemietet hatte. Zuerst habe sich Nastassja Filippowna beklagt, daß es langweilig sei, denn Rogoshin habe ganze Abende gesessen und geschwiegen und kein Wort gesagt, und eines Abends sei sie in Tränen ausgebrochen. Da habe Rogoshin am nächsten Abend plötzlich ein Spiel Karten aus der Tasche hervorgezogen: Nastassja Filippowna hätte zu lachen begonnen, und dann sei an jedem Abend gespielt worden. Hierauf habe der Fürst gefragt, wo die Karten wären, mit denen sie gespielt hatten. Die Karten waren aber von Rogoshin jedesmal mitgebracht worden, an jedem Abend ein neues Spiel, und er hatte sie dann immer wieder mitgenommen.

Die Lehrerswitwe, deren Schwester und Mutter rieten ihm, noch einmal zu Rogoshin zu fahren, jedoch nicht sogleich, sondern erst gegen Abend, und dann möglichst stark die Klingel zu ziehen und an die Tür zu pochen, vielleicht würde er sich dann doch noch zeigen. Und die Lehrerswitwe erbot sich, inzwischen nach Pawlowsk zu Darja Alexejewna zu fahren, vielleicht wußte diese etwas näheres. Der Fürst aber sollte auf jeden Fall am Abend gegen zehn Uhr wiederkommen, damit sie sich für den nächsten Tag verabreden könnten. Der Fürst verließ sie ungeachtet aller Beruhigungen und Hoffnungsäußerungen innerlich ganz verzweifelt. Von unerklärlicher Sehnsucht gemartert, begab er sich nach seinem Gasthof. Der staubige, drückende Sommernachmittag Petersburgs umfing ihn herzbeklemmend, er fühlte sich förmlich wie in einen Schraubstock eingeklammert; müde drängte er

Digitized by Google

ſich durch das rohe, betrunkene Volksgetümmel auf den Straßen, blickte unbewußt in fremde Geſichter und machte vielleicht einen großen Umweg. Es war faſt ſchon Abend, als er in ſein Zimmer trat. Er wollte ſich ein wenig erholen und dann wieder zu Rogoſhin gehen, wie man ihm geraten hatte, und ſo ſetzte er ſich denn aufs Sofa, ſtützte die Ellenbogen auf den Tiſch und verſank in Gedanken.

Gott weiß, wie lange, und nur Gott mag wiſſen, an was er dachte. Vieles fürchtete er, und er fühlte, fühlte unter Schmerz und Qual, daß ſeine Angſt ihm ſelbſt unheimlich wurde. Da dachte er plötzlich an Wjera Lebedewa, und es kam ihm in den Sinn, daß Lebedeff vielleicht etwas wiſſen konnte, vielleicht ſogar von Rogoſhin unterrichtet war, oder wenn nicht, dann doch leichter und ſchneller von ihm etwas erfahren könnte, als er, der Fürſt, es vermochte. Plötzlich dachte er an Hippolyt und auch daran, daß Rogoſhin zu Hippolyt gefahren war. Und plötzlich fiel ihm Rogoſhin ein: Rogoſhin in der Kirche bei der Totenmeſſe, dann Rogoſhin im Park, und dann — plötzlich hier in der Treppenniſche, als er ſich damals in der Dunkelheit verborgen und mit dem Meſſer auf ihn gewartet hatte. Er zuckte zuſammen: der ſich ihm aufdrängende Gedanke, den er vorhin nicht hatte faſſen können, ſtand plötzlich vor ihm.

Dieſer Gedanke beſtand zum Teil darin, daß Rogoſhin, wenn er ſich in Petersburg befand und ſich womöglich zeitweilig verbarg, ſchließlich doch unbedingt zu ihm, dem Fürſten, kommen würde, gleichviel ob in einer guten oder ſchlechten Abſicht, und wär's

Digitized by Google

auch in derſelben wie damals. Und wenn Rogoſhin aus irgendeinem Grunde zu ihm kommen mußte, wohin ſollte er dann gehen – da er doch keine Adreſſe wußte –, wenn nicht wieder in dieſen ſelben Gaſthof, wieder in dieſen ſelben Treppenflur? Er konnte ja gar nichts anderes annehmen, als daß der Fürſt in dieſem Gaſthof abgeſtiegen war. Wenigſtens würde er hier nach ihm fragen . . . wenn er ſeiner wirklich bedurfte. Und man konnte es ja nicht wiſſen, vielleicht bedurfte er ſeiner wirklich?

So dachte der Fürſt und dieſer Gedanke erſchien ihm aus irgendeinem Grunde ſehr möglich. Doch um keinen Preis würde er ſich Rechenſchaft darüber gegeben haben, wenn er ſich in ſeinen Gedanken vertieft hätte: weshalb zum Beiſpiel Rogoſhin ſeiner plötzlich ſo bedürfen könnte, und weshalb es ganz „ausgeſchloſſen" war, daß ſie ſich zu guter Letzt nicht doch noch „treffen" würden? Doch dieſer Gedanke war nicht leicht. „Wenn er glücklich iſt, dann wird er nicht kommen," fuhr der Fürſt fort, zu denken, „er wird kommen, wenn er nicht glücklich iſt – und er iſt doch beſtimmt nicht glücklich . . ."

Wenn er aber davon überzeugt war, ſo hätte er Rogoſhin im Gaſthof, in ſeinem Zimmer, erwarten müſſen. Doch es war, als könne er ſeinen neuen Gedanken nicht ertragen: plötzlich ſprang er auf, ergriff ſeinen Hut und eilte hinaus. Im Korridor war es faſt ſchon ganz dunkel. – „Wie, wenn er jetzt wieder aus jener Niſche hervortritt und mich auf der Treppe anfällt?" durchzuckte es ihn blitzartig, als er ſich jener Stelle näherte. Doch es trat niemand hervor. Er

Digitized by Google

ſtieg hinunter, trat hinaus aufs Trottoir, wunderte ſich über die dichte Menſchenmenge, die ſich auf der Straße durcheinanderſchob – wie in Petersburg gewöhnlich an den Hundstagen, ſobald die Sonne ſinkt –, und ſchlug unwillkürlich wieder die Richtung zur Gorochowaja, zum Hauſe Rogoſhins ein. Etwa fünfzig Schritte vom Gaſthof, in dem Gedränge an der dritten Straßenkreuzung, berührte ihn plötzlich jemand am Ellenbogen und ſagte halblaut dicht an ſeinem Ohr:

„Lew Nikolajewitſch, komm mir nach, es iſt nötig, Bruder.“

Es war Rogoſhin.

Seltſam: der Fürſt begann plötzlich, vor lauter Freude faſt ſtotternd, faſt nach Worten ringend, ihm zu erzählen, wie er ihn ſoeben im Gaſthof, in ſeinem Zimmer und im Korridor erwartet hatte.

„Ich war dort,“ ſagte Rogoſhin ruhig, „gehen wir.“

Der Fürſt wunderte ſich über ſeine Antwort, wunderte ſich aber erſt nach etwa zwei Minuten, als er ſie begriffen hatte. Als er aber dann über ſie nachdachte, erſchrak er und ſah Rogoſhin an. Dieſer ging neben ihm faſt einen halben Schritt voraus, ſah ſtarr vor ſich hin, ſah in keines der ihm begegnenden Geſichter und wich mit mechaniſcher Vorſicht allen aus.

„Weshalb haſt du nicht nach mir gefragt . . . wenn du im Gaſthof warſt?“ fragte plötzlich der Fürſt.

Rogoſhin blieb ſtehen, ſah ihn an, dachte nach und ſagte, als hätte er die Frage gar nicht verſtanden:

Digitized by Google

„Höre, Lew Nikolajewitsch, du geh jetzt hier geradeaus, bis zum Hause, du weißt? Ich aber werde dort auf jener Seite gehen. Nur sieh zu, daß wir nicht auseinander kommen . . ."

Nachdem er das gesagt, ging er über die Straße, trat auf das gegenüberliegende Trottoir, blickte sich um, ob auch der Fürst ging, und als er sah, daß dieser stand und ihm mit weit offenen Augen unbeweglich nachschaute, winkte er ihm mit der Hand nach der Gorochowaja und ging selbst weiter, während er sich immer wieder umblickte, um nach dem Fürsten zu sehen und ihn zum Weitergehen aufzufordern. Er war sichtlich ermuntert, als er dann sah, daß der Fürst ihn begriffen hatte und ihm auf seinem Trottoir zur Gorochowaja folgte. Der Fürst dachte, daß Rogoshin irgend jemanden unterwegs suchen wollte und deshalb aufs andere Trottoir gegangen war, damit die Entgegenkommenden zwischen ihnen beiden durchgehen sollten und der Betreffende dann leichter zu finden sei. „Nur – warum hat er mir dann nicht gesagt, wer es ist, den er sucht?" So gingen sie an fünfhundert Schritt, und plötzlich begann der Fürst aus irgendeinem Grunde zu zittern; Rogoshin fuhr immer noch fort, wenn auch seltener, sich nach ihm umzublicken. Doch der Fürst hielt es nicht mehr aus und winkte ihn mit der Hand zu sich herüber. Ohne zu zögern, kam Rogoshin sofort über die Straße zu ihm.

„Ist Nastassja Filippowna bei dir?"

„Bei mir."

„Warst du es, der vorhin hinter dem Vorhang nach mir sah?"

Digitized by Google

„Ja, ich . . ."

„Aber weshalb haſt du denn . . ."

Der Fürſt wußte nicht, was er ſagen, wie er die Frage beenden ſollte – zudem pochte ſein Herz ſo ſtark, daß ihm das Sprechen ſchwer wurde. Rogoſhin ſchwieg gleichfalls und ſah ihn an wie vorhin, wie in Gedanken verſunken.

„Nun, ich gehe," ſagte er plötzlich, und er ſchickte ſich an, wieder über die Straße zurückzugehen, „du aber geh hier weiter. Laß uns auf der Straße getrennt gehen . . . ſo iſt's beſſer . . . auf verſchiedenen Seiten . . . wirſt ſehen."

Als ſie endlich auf verſchiedenen Trottoiren in die Gorochowaja einbogen und ſich dem Hauſe Rogoſhins näherten, wurden die Beine des Fürſten wieder ſo ſchwach, daß ſie ihm faſt den Dienſt verſagten und es ihm ſchon ſchwer wurde, zu gehen. Es war gegen zehn Uhr abends. Die Fenſter auf der Hälfte, wo die alte Mutter wohnte, ſtanden immer noch weit offen, die Fenſter der Wohnung Rogoſhins dagegen waren geſchloſſen, und in dem dämmrigen Abendlicht war's, als würden die herabgelaſſenen weißen Vorhänge noch bemerkbarer. Der Fürſt näherte ſich dem Hauſe auf dem entgegengeſetzten Trottoir, Rogoſhin auf der Seite des Hauſes, und als er bei der Tür anlangte, winkte er mit der Hand. Der Fürſt ging über die Straße zu ihm. Sie traten auf die Treppe.

„Auch der Hausknecht weiß jetzt nicht, daß ich zurückkomme. Ich ſagte vorhin, daß ich nach Pawlowsk fahre, auch bei der Mutter ſagte ich es," flüſterte er mit einem liſtigen und faſt zufriedenen

Digitized by Google

Lächeln. „Wir gehen jetzt so leise hinein, daß uns niemand hört."

Den Schlüssel hatte er bereits in der Hand. Als sie die massive Steintreppe hinaufstiegen, wandte er sich zum Fürsten zurück und erhob den Finger, zum Zeichen, daß der Fürst nur ja leise gehen solle. Leise schloß er die Tür zu seiner Wohnung auf, ließ den Fürsten eintreten, folgte ihm leise, schloß die Tür leise wieder hinter sich zu und steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Gehen wir", sagte er flüsternd.

Schon auf der Straße, auf der Liteinaja, hatte er begonnen, leise zu sprechen. Trotz seiner äußeren Ruhe befand sich sein Inneres in einer seltsamen tiefen Aufregung. Als sie in den Saal vor dem Arbeitskabinett traten, ging er leise an eines der Fenster und winkte geheimnisvoll den Fürsten zu sich heran.

„Als du vorhin dort bei mir läutetest, erriet ich hier sogleich, daß du es warst. Ich schlich mich zur Tür und da hörte ich, wie du mit der Pafnutjewna sprachst; ich aber hatte ihr schon in aller Frühe gesagt und anbefohlen, daß sie dann, wenn du oder von dir jemand oder gleichviel wer kommt und an meiner Tür zu klopfen anfängt – daß sie dann nichts sagen solle, unter keiner Bedingung, und besonders nicht, wenn du selbst kämest und nach mir fragen würdest. Ich nannte ihr deinen Namen. Dann aber, als du fortgingst, dachte ich: wenn er jetzt unten steht und nach oben sieht, oder auf der Straße wartet und aufpaßt? Da trat ich an dieses selbe Fenster, schob die Gardine etwas weg, sieh, da standest du und sahst gerade auf mich . . . So war es."

Digitized by Google

„Wo iſt denn . . . Naſtaſſja Filippowna?“ fragte der Fürſt ſtockend.

„Sie . . . iſt hier“, antwortete Rogoſhin langſam, als hätte er einen Augenblick mit der Antwort gezögert.

„Wo denn?“

Rogoſhin erhob ſeinen Blick zum Fürſten und blickte ihn unverwandt an.

„Gehen wir . . .“

Er ſprach immer noch flüſternd und ohne ſich zu beeilen, ſprach langſam, und ſchon die ganze Zeit über eigentümlich nachdenklich.

Sie traten in das hohe Zimmer, das dem Vater als Arbeitszimmer gedient hatte. In dieſem hatte ſich, ſeit der Fürſt es geſehen, einiges verändert: durch das ganze Zimmer zog ſich ein Vorhang aus grünem Seidendamaſt, der zu beiden Seiten geteilt war, ſo daß man hindurchgehen konnte. Der Raum hinter dem Vorhang diente Rogoſhin als Schlafzimmer, dort ſtand ſein Bett. Der ſchwere Vorhang war heruntergelaſſen und die Eingänge waren zugezogen. Im Zimmer war es ziemlich dunkel; die „hellen“ Petersburger Nächte hatten nach der Sonnenwende ſchon ein wenig von ihrer Helligkeit eingebüßt, und wenn es nicht Vollmond geweſen wäre, hätte man in den dunklen Zimmern Rogoſhins, deren Fenſter noch dazu weiß verhängt waren, kaum etwas unterſcheiden können. So aber konnte man wenigſtens die Geſichtszüge erkennen. Das Geſicht Rogoſhins war bleich, wie gewöhnlich; der Blick ſeiner Augen, die einen ſtarken Glanz hatten, lag ſeltſam unbeweglich auf dem Fürſten.

Digitized by Google

„Wirſt du nicht eine Kerze anzünden?“ fragte der Fürſt.

„Nein, nicht nötig,“ ſagte Rogoſhin, und den Fürſten bei der Hand faſſend, nötigte er ihn, auf einem Stuhl Platz zu nehmen; er ſelbſt ſetzte ſich ihm gegenüber und zog ſeinen Stuhl ſo dicht heran, daß ihre Knie ſich faſt berührten. Zwiſchen ihnen, etwas ſeitwärts, ſtand ein kleiner, runder Tiſch. „Setz' dich, ſitzen wir ein wenig!“ ſagte Rogoſhin, als wolle er ihn zum Sitzen bereden. Eine Weile ſchwieg er. „Ich wußte, daß du in dieſem Gaſthauſe abſteigen würdeſt,“ begann er dann wieder zu ſprechen, wie man es zuweilen tut, wenn man nicht ſogleich von der Hauptſache reden will und zuerſt mit nebenſächlichen Einzelheiten beginnt, die kaum eine unmittelbare Beziehung zur Sache haben. „Als ich in den Korridor trat, dachte ich bei mir: wer weiß, vielleicht ſitzt er dort und erwartet mich jetzt ebenſo wie ich ihn erwarte? Warſt du bei der Lehrerin?“

„Ja“, brachte der Fürſt vor Herzklopfen kaum hervor.

„Auch daran dachte ich. Wird noch ein Gerede entſtehen, dachte ich . . . und dann dachte ich: ihn aber bringe ich zur Nacht her, damit wir dieſe Nacht noch zuſammen ſind . . .“

„Rogoſhin! Wo iſt Naſtaſſja Filippowna?“ flüſterte plötzlich der Fürſt, und er erhob ſich, an allen Gliedern zitternd.

Da erhob ſich auch Rogoſhin.

„Dort“, ſagte er leiſe, mit dem Kopf nach dem Vorhang weiſend.

Digitized by Google

„Schläft sie?“ flüsterte der Fürst.

Wieder sah ihn Rogoshin unbeweglich an.

„Nun denn, meinetwegen! . . . Nur, wirst du auch . . . nun, gehen wir!“

Er trat zum Vorhang, schob ihn zur Seite, blieb stehen und wandte sich zum Fürsten zurück.

„Komm!“ sagte er und forderte ihn mit einer Kopfbewegung auf, einzutreten, während er den Vorhang zur Seite hielt.

Der Fürst trat in den Schlafraum.

„Hier ist es dunkel“, sagte er.

„Man kann sehen!“ murmelte Rogoshin.

„Ich sehe kaum . . . ein Bett.“

„Geh doch näher“, forderte Rogoshin leise auf.

Der Fürst trat einen Schritt näher, dann noch einen Schritt, und blieb stehen. Er stand und schaute unbeweglich eine lange Zeit. Beide sprachen sie die lange Zeit über, die sie am Bett standen, kein Wort. Das Herz des Fürsten schlug so laut, daß es, wie es schien, im Zimmer zu hören war, bei dem toten Schweigen, das hier herrschte. Doch sein Auge gewöhnte sich langsam an das Licht, so daß er bereits das ganze Bett deutlich unterscheiden konnte; es schlief jemand auf dem Bett, in vollkommen reglosem Schlaf; nicht das geringste Geräusch, nicht das geringste Atmen war zu hören. Der Schlafende war vom Kopf bis zu den Füßen mit einem weißen Laken bedeckt, doch die Glieder zeichneten sich seltsam undeutlich ab, man sah nur an den Umrissen und den Erhöhungen, daß es ein Mensch war, der auf dem Rücken ausgestreckt lag. Ringsum, auf dem Bett, auf dem Sessel am

Digitized by Google

Fußende des Bettes, ſogar auf dem Fußboden neben dem Seſſel lagen weiße Kleidungsſtücke unordentlich hingeworfen, ein weißes koſtbares Seidenkleid, Blumen, Bänder. Auf dem kleinen Tiſch am oberen Ende des Bettes lag verſtreut blitzendes Geſchmeide. Am unteren Ende des Bettes waren irgendwelche Spitzen zuſammengeſchoben, und von dem weißen Gekräuſel hob ſich, unter dem Laken hervorſchimmernd die Spitze eines nackten Fußes ab: ſie war wie aus Marmor gemeißelt und erſchien unheimlich regungslos. Der Fürſt ſah und fühlte – je länger er ſah, um ſo toter und lautloſer wurde es im Zimmer. Plötzlich begann eine erwachte Fliege zu ſummen, flog über das Bett und verſtummte am oberen Ende. Der Fürſt fuhr zuſammen.

„Gehen wir", ſagte Rogoſhin, indem er ihn leiſe am Arm berührte.

Sie traten hinaus aus dem Schlafraum, ſetzten ſich auf dieſelben Stühle und ſaßen ſchweigend wieder einander gegenüber. Der Fürſt zitterte, immer heftiger wurde ſein Zittern. Er wandte ſeinen fragenden Blick nicht einmal auf eine Sekunde von Rogoſhins Antlitz ab.

„Du, ich ſehe, du zitterſt, Lew Nikolajewitſch," ſagte endlich Rogoſhin, „faſt ganz ſo, wie wenn du . . . deinen Anfall bekommſt, weißt du noch, in Moskau einmal? Oder wie es vor dem Anfall war. Ich kann mir gar nicht denken, was ich mit dir jetzt anfangen ſoll . . ."

Der Fürſt hörte mit krampfhafter Anſpannung, was Rogoſhin zu ihm ſprach, um den Sinn der Worte zu erfaſſen, und immer noch fragte ſein Blick.

Digitized by Google

„Das haſt du . . .?“ brachte er ſchließlich flüſternd hervor, mit dem Kopf nach dem Vorhang weiſend.

„Das . . . hab' ich . . .“ ſagte Rogoſhin ebenſo leiſe und ſenkte den Blick zu Boden.

Sie ſchwiegen lange.

„Denn wenn du jetzt krank wirſt,“ fuhr plötzlich Rogoſhin fort, als wäre er gar nicht unterbrochen worden, „den Anfall bekommſt, und dann der Schrei kommt, ſo kann man es auf der Straße oder auch auf dem Hof hören und erraten, daß hier in der Wohnung Menſchen ſind, nun, und dann werden ſie kommen und klopfen und herein wollen . . . denn die glauben doch alle, daß ich nicht zu Hauſe bin. Ich habe auch kein Licht gemacht — damit man von der Straße oder vom Hof nichts ſieht. Denn wenn ich fortgehe, nehme ich die Schlüſſel mit, und dann kommt oft drei, vier Tage kein Menſch hier herein und die Wohnung bleibt ſo wie ſie iſt, unaufgeräumt. So habe ich es eingeführt. Damit man alſo nicht erfährt, daß wir hier ſind . . .“

„Wart',“ unterbrach ihn der Fürſt, „ich habe aber doch vorhin die Alte und auch den Hausknecht gefragt, ob Naſtaſſja Filippowna nicht hier geweſen iſt. Die wiſſen es dann doch ſchon.“

„Ich weiß, daß du gefragt haſt. Ich habe aber der Pafnutjewna geſagt, daß Naſtaſſja Filippowna geſtern hier geweſen und geſtern auch nach Pawlowsk wieder zurückgekehrt, hier bei mir aber nur fünf Minuten geweſen ſei. Sie wiſſen nicht, daß ſie zur Nacht hier blieb – niemand weiß es. Geſtern, als wir kamen, gingen wir die Treppe ebenſo leiſe hinauf,

Digitized by Google

wie ich heute mit dir. Ich dachte noch unterwegs, ſie würde nicht ſo heimlich eintreten wollen – aber nein! Flüſterte nur, auf den Zehen ſchlich ſie, das Kleid raffte ſie zuſammen, damit es nicht rauſchte, trug die Schleppe, drohte mir beim Hinaufſteigen noch mit dem Finger, damit ich leiſer ginge – alles nur aus Furcht vor dir. Im Coupé war ſie zuerſt ganz wie eine Wahnſinnige, alles vor Angſt, und ſie ſelbſt wünſchte, hierher zu mir zu kommen, um hier zu übernachten. Ich dachte zuerſt, ſie zur Lehrerin, zu jener Witwe, zu bringen, aber ſie ſelbſt wollte nicht. ‚Nein, nein,‘ ſagte ſie, ‚dort wird er mich ſogleich aufſuchen, du aber verſteck' mich bei dir, und morgen, ganz früh, fahren wir nach Moskau‘, und von dort wollte ſie nach Orel oder irgendwo dahin. Auch als ſie ſich hinlegte, ſprach ſie immer noch, daß wir nach Orel fahren würden . . .“

„Wart' . . . aber was willſt du tun, Parfen, was willſt du jetzt tun?“

„Ja, ſieh, ich habe nur Bedenken, weil du immer noch zitterſt. Die Nacht verbringen wir hier beide zuſammen. Ein Bett, außer jenem, gibt es hier nicht, aber ich habe mir gedacht, daß man von dieſem Diwan und von jenem dort die Kiſſen nimmt und dann hier, hier gleich beim Vorhang, ein Lager macht, für dich und für mich, nebeneinander, ſo daß wir zuſammen ſind. Denn wenn man dann kommt, und zu fragen anfängt oder zu ſuchen, dann wird man ſie ſogleich finden und hinaustragen. Mich aber wird man fragen, und ich werde ſagen, daß ich es geweſen bin, und man wird mich fortführen. So laß

Digitized by Google

ſie denn jetzt noch hier liegen, neben uns, neben mir und dir . . .“

„Ja, ja!“ ſtimmte der Fürſt eifrig bei.

„Alſo jetzt noch nicht geſtehen und nicht forttragen laſſen.“

„Nei-nein, auf keinen Fall!“ entſchied der Fürſt. „Nicht – nicht!“

„So hatte auch ich beſchloſſen . . . auf keinen Fall. Die Nacht verbringen wir ganz ſtill. Ich war heute nur auf eine Stunde ausgegangen, am Morgen, ſonſt war ich die ganze Zeit bei ihr. Und dann gegen Abend, als ich dich ſuchen ging. Nur fürchte ich, daß es hier zu drückend iſt und der Leichengeruch ſich bald bemerkbar machen wird. Riechſt du ſchon etwas oder noch nicht?“

„Vielleicht rieche ich etwas, ich weiß es nicht. Am Morgen wird man es beſtimmt riechen . . .“

„Ich habe ſie mit Wachstuch zugedeckt, mit gutem, amerikaniſchem, und über dem Wachstuch dann noch mit dem Laken, und vier Fläſchchen mit desinfizierender Flüſſigkeit habe ich aufgeſtellt, ſie ſtehen auch jetzt dort offen.“

„So wie dort . . . in Moskau?“

„Denn ſonſt, Bruder, riecht es. Sie aber liegt doch ſo . . . Am Morgen, wenn es hell wird, ſieh ſie dir an. Was iſt dir, kannſt du nicht aufſtehen?“ fragte er, mit ängſtlicher Verwunderung, als er ſah, daß der Fürſt ſo zitterte, daß er ſich nicht vom Stuhle zu erheben vermochte.

„Die Füße verſagen . . .“ murmelte der Fürſt. „Das iſt nur von der Angſt, ich kenne das . . . Wenn

Digitized by Google

die Angſt vergangen iſt, werde ich auch aufſtehen können . . ."

„Dann bleib nur ſitzen, ich werde inzwiſchen das Lager zurecht machen, dann kannſt du dich gleich hinlegen . . . und ich neben dir . . . und dann können wir ſehen . . . Denn ich, Bruder, ich weiß noch nicht . . . ich . . . ſieh, Bruder, ich weiß jetzt noch nicht alles, und ſo ſage ich es auch dir im voraus, damit du das alles beizeiten erfährſt . . ."

Undeutlich dieſe rätſelhaften Worte murmelnd, machte ſich Rogoſhin daran, das Lager herzurichten. Offenbar hatte er ſchon früher, vielleicht ſchon am Morgen, darüber nachgedacht, wie er das machen würde. Der Diwan war für zwei Perſonen zu ſchmal, er aber wollte nun einmal unbedingt Seite an Seite mit dem Fürſten liegen, und da ſchleppte er denn mit großer Mühe die ſchweren Polſterkiſſen durch das ganze Zimmer, dicht an den Eingang zum Schlafzimmer, ſchleppte noch andere Kiſſen herbei, Kiſſen von verſchiedener Größe. Als das Lager fertig war, trat er an den Fürſten heran, faßte ihn mit rührender Zartheit unter den Arm und führte ihn ſtolz und froh zu ſeinem Lager. Übrigens konnte der Fürſt ſchon allein gehen. „Die Angſt war alſo vergangen." Doch fuhr er fort, zu zittern.

„Denn ſieh, Bruder," begann plötzlich wieder Rogoſhin, nachdem er den Fürſten zur Linken auf die beſſeren Kiſſen gebettet und ſich ſelbſt zur Rechten hingeſtreckt hatte, indem er beide Hände unter den Kopf ſchob, „bei der Hitze, weißt du, geht das ſchneller . . . Die Fenſter aufzumachen, fürchte ich mich. Aber,

Digitized by Google

weißt du, bei meiner Mutter ſind viele Blumen, ſie blühen jetzt gerade und haben ſolch einen wundervollen Duft, ich dachte ſchon daran, ſie herzubringen, aber die Pafnutjewna hätte Verdacht geſchöpft, ſie iſt ſehr neugierig."

„Ja, ſie iſt ſehr neugierig", wiederholte der Fürſt.

„Oder ſoll ich viele, viele Buketts kaufen, und ſie ganz mit Blumen umſtellen? Ich denke aber, es wird traurig ſein, ſo in Blumen!"

„Hör' . . ." begann der Fürſt, als ſuche er nach einem Gedanken, als wiſſe er nicht, was er eigentlich fragen wollte, oder als vergeſſe er immer wieder, was es war. „Hör' . . . ja ſag' mir: womit haſt du ſie denn . . .? Mit einem Meſſer? Mit demſelben?"

„Mit demſelben . . ."

„Wart'! Ich will dich noch fragen, Parfen . . . ich werde dich noch vieles fragen, ich will alles wiſſen . . . aber du ſag' mir zuerſt, ganz zuerſt, damit ich es weiß: wollteſt du ſie vor meiner Hochzeit, vor der Trauung, in der Kirche ermorden, mit dem Meſſer erſtechen? Wollteſt du es, oder wollteſt du es nicht?"

„Ich weiß nicht, ob ich es wollte . . ." antwortete Rogoſhin trocken, als hätte er ſich über die Frage ein wenig gewundert und ſie nicht ganz begriffen.

„Haſt du das Meſſer niemals nach Pawlowsk mitgenommen?"

„Nein, niemals. Von dieſem Meſſer kann ich dir nur das ſagen, Lew Nikolajewitſch," fuhr er nach kurzem Schweigen fort: „Ich habe es aus einem verſchloſſenen Schubfach heute morgen herausgenommen, denn das Ganze geſchah am Morgen zwiſchen drei und

Digitized by Google

vier. Es lag bei mir in dem Buch . . . Und . . . und . . . und ſieh, was mich wundert: das Meſſer ging auf anderthalb . . . oder ſogar auf zwei Zoll hinein . . . gerade unter der linken Bruſt . . . Blut aber floß im ganzen nur ſo ein halber Eßlöffel aufs Hemd, nicht mehr."

„Das, das, das," begann plötzlich der Fürſt, indem er ſich in furchtbarer Erregung aufzurichten begann, „das, das, ich weiß, das, ich habe davon geleſen . . . innere Verblutung wird das genannt . . . Es kommt ſogar vor, daß kein einziger Tropfen Blut herausfließt. Das iſt dann, wenn der Stoß gerade ins Herz geht . . ."

„Scht! – Hörſt du?" unterbrach ihn Rogoſhin haſtig, indem er ſich erſchrocken aufrichtete. „Hörſt du?"

„Nein!" ſagte ebenſo ſchnell und erſchrocken der Fürſt und ſah Rogoſhin an.

„Jemand geht! Hörſt du? Im Saal . . ."

Beide begannen zu lauſchen.

„Ich höre", flüſterte der Fürſt überzeugt.

„Man geht?"

„Ja, man geht!"

„Soll ich die Tür verſchließen?"

„Ja, verſchließ' . . ."

Rogoſhin verſchloß die Tür und wieder legten ſie ſich beide hin. Lange Zeit ſchwiegen ſie.

„Ach, ja!" begann der Fürſt, ſich plötzlich aufrichtend, in demſelben aufgeregten, ſchnellen Geflüſter, als habe er endlich einen Gedanken erfaßt und fürchte nun, ihn wieder zu vergeſſen. „Ja . . ich wollte

Digitized by Google

doch . . . dieſe Karten! die Karten . . . Du ſollſt doch mit ihr Karten geſpielt haben?"

„Ja", ſagte Rogoſhin nach einigem Schweigen.

„Wo ſind denn . . . die Karten?"

„Hier . . ." ſagte Rogoſhin nach noch längerem Schweigen, zog aus der Taſche ein gebrauchtes, in Papier gewickeltes Spiel Karten hervor und reichte es dem Fürſten. „Da . . ."

Der Fürſt nahm es zögernd, als begriffe er nicht, weshalb man es ihm reichte. Ein neues, trauriges, troſtloſes Gefühl ſchnürte ihm das Herz zuſammen; doch plötzlich begriff er, daß er ſchon lange gar nicht davon ſprach, wovon er ſprechen wollte, und immer nicht das tat, was er tun müßte, und daß dieſe Karten, die er jetzt in der Hand hielt, und über die er ſich ſo gefreut hatte, jetzt nichts, nichts mehr ändern konnten. Er ſtand auf und rang die Hände. Rogoſhin blieb unbeweglich liegen und ſchien den Fürſten weder zu ſehen noch zu hören; ſeine Augen aber glänzten hell im Dunkel und waren ganz offen und unbeweglich. Der Fürſt ſetzte ſich auf einen Stuhl und ſah in angſtvoll an. Wohl eine halbe Stunde verging ſo. Plötzlich lachte Rogoſhin laut auf, es war ein faſt ſchreiendes, abgeriſſenes Lachen – als hätte er ganz vergeſſen, daß er nur flüſternd ſprechen durfte:

„Den Offizier, den Offizier . . . weißt du noch, wie ſie den Offizier mit der Peitſche ſchlug, beim Konzert, weißt du noch, ha ha ha! Und der Kadett . . . Kadett . . . Kadett ſprang noch hinzu."

Der Fürſt ſchnellte erſchrocken vom Stuhle empor.

Als Rogoshin verstummt war – ebenso plötzlich, wie er aufgelacht hatte –, beugte sich der Fürst leise über ihn, setzte sich neben ihm nieder und begann mit stark klopfendem Herzen, schwer atmend, sein Gesicht zu betrachten. Rogoshin wandte den Kopf nicht zu ihm und schien ihn sogar völlig vergessen zu haben. Der Fürst sah ihn an und wartete. Die Zeit verging. Die Nacht wurde heller. Rogoshin begann von Zeit zu Zeit irgendwelche Worte zu murmeln, leise, laut, schroff hervorstoßend, zusammenhanglos, begann schließlich laut aufzuschreien und zu lachen. Dann streckte der Fürst jedesmal seine zitternde Hand aus und berührte leise seinen Kopf, seine Haare, streichelte sie und streichelte seine Wangen . . . das war alles, was er tun konnte! Er selbst begann wieder zu zittern und plötzlich empfand er auch wieder das Schwächegefühl in den Beinen. Irgendein ganz neues Gefühl quälte sein Herz mit unendlicher Sehnsucht. Der Morgen brach an; da beugte er sich endlich in völliger Erschöpfung und Verzweiflung auf das Kissen nieder und schmiegte sich mit seinem Gesicht an das bleiche, unbewegliche Antlitz Rogoshins. Tränen flossen aus seinen Augen auf Rogoshins Wangen – doch wird er wohl kaum seine Tränen gefühlt haben und vielleicht wußte er von nichts mehr . . .

Wenigstens fand man, als nach mehreren Stunden die Tür gewaltsam geöffnet wurde und Leute eindrangen, den Mörder bewußtlos und im Fieber. Der Fürst aber saß unbeweglich neben ihm. Und jedesmal, wenn der Kranke einen Schrei ausstieß oder zu phantasieren begann, beeilte er sich, wieder mit zitternder

Digitized by Google

Hand ſein Haar und ſeine Wangen zu ſtreicheln, wie um ihn zu beruhigen und zu liebkoſen. Doch er begriff nichts mehr, begriff nicht, was man ihn fragte, und von den Eingetretenen, die ihn umgaben, erkannte er keinen einzigen. Wenn Profeſſor Schneider jetzt ſelbſt aus der Schweiz gekommen wäre, um ſeinen einſtigen Schüler und Patienten zu ſehen, ſo würde er, der ihn einmal vor der Heilung in den Stunden nach einem Anfall geſehen hatte, wieder nur mit der Achſel gezuckt und wie damals geſagt haben: „Ein Idiot!“

VII.

Schluß.

Die Lehrerswitwe war, der Verabredung gemäß, nach Pawlowsk gefahren und hatte sogleich Darja Alexejewna, die sich von der Aufregung noch ganz krank fühlte, in ihrem Hause aufgesucht und durch die Mitteilung alles dessen, was sie wußte, in große Angst versetzt. Beide Damen hatten sich dann nach kurzer Beratung zu Lebedeff begeben, der sich als ergebener Freund und Hauswirt des Fürsten gleichfalls beunruhigt fühlte. Nachdem dann noch Wjera alles erzählt hatte, was sie über die Abfahrt des Fürsten erzählen konnte, waren die beiden Damen und Lebedeff nach Petersburg gefahren, auf Lebedeffs Rat, um „eventuell noch zu verhüten, was sehr leicht geschehen könnte". So kam es, daß am nächsten Morgen schon um elf Uhr die Tür zur Wohnung Rogoshins auf Veranlassung der Polizei in Anwesenheit Lebedeffs, der beiden Damen und des älteren Bruders von Rogoshin, Ssemjon Ssemjonytsch Rogoshin, der den Seitenflügel des Hauses bewohnte, aufgebrochen wurde. Das polizeiliche Vorgehen wurde wesentlich beschleunigt durch die Aussage des Hausknechts, der am Abend vorher gesehen hatte, wie Parfen Ssemjonytsch mit

Digitized by Google

einem Gaſt ins Haus eingetreten, und ganz leiſe die Treppe hinaufgegangen war. Nach dieſer Ausſage hatte man nicht länger gezögert die Tür mit Gewalt aufzubrechen.

Rogoſhin lag zwei Monate an einer Gehirnentzündung danieder. Als er geſund geworden war, kam ſein Prozeß zur Verhandlung. Seine Ausſagen waren klar, genau, unzweideutig und genügten vollkommen, ſo daß der Fürſt auf Grund derſelben ohne weiteres von der Unterſuchung ausgeſchloſſen wurde. Bei der Gerichtsverhandlung war Rogoſhin im übrigen ſchweigſam. Er widerſprach zwar nicht ſeinem Verteidiger, der geſchickt, klar, logiſch und beredt zu beweiſen ſuchte, daß der Mord von ihm in bereits unzurechnungsfähigem Krankheitszuſtande verübt worden ſei und daß man ihn eigentlich nur als Folge der Gehirnentzündung, die bereits früher begonnen habe, betrachten müſſe; doch fügte Rogoſhin von ſich aus nichts hinzu, was die Richtigkeit dieſer Annahme beſtätigen konnte, und auf die an ihn geſtellten Fragen antwortete er wieder klar, beſtimmt, und durchaus bemüht, ſich aller Einzelheiten des Geſchehenen zu entſinnen. Er wurde unter Annahme mildernder Umſtände zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit nach Sibirien verbannt. Wortlos, mit faſt ſtrenger Miene, vernahm er ſein Urteil, „wie in Gedanken verſunken", erzählte man. Sein ganzes, großes Vermögen, von dem er, im Verhältnis geſprochen, nur einen kleinen Teil verſchwendet hatte, ging auf ſeinen Bruder Sſemjon Sſemjonytſch über, zur nicht geringen Zufriedenheit dieſes letzteren. Die Mutter Rogoſhins lebte nach wie

Digitized by Google

vor in ihrer ſtillen Wohnung, und mitunter ſcheint es, als gedenke ſie ihres geliebten Sohnes Parfen, doch ſind ihre Gedanken wohl nur unklar: Gott hat ihren Geiſt und ihr Herz davor bewahrt, das Entſetzen, das ihr trauervolles Haus heimgeſucht, in ſeiner ganzen Größe zu erfaſſen.

Lebedeff, Keller, Ganjá und Ptizyn und noch viele andere Perſonen, die wir kennen gelernt haben, leben gleichfalls in alter Weiſe weiter, haben ſich wenig verändert – daher läßt ſich auch nichts Beſonderes über ſie berichten. Hippolyt ſtarb etwas früher, als er erwartet hatte, etwa zwei Wochen nach dem Tode Naſtaſſja Filippownas. Er ſoll vorher entſetzlich aufgeregt geweſen ſein. Koljá war durch die Ereigniſſe tief erſchüttert. In der Folge traten er und ſeine Mutter ſich bedeutend näher, ja er ſchloß ſich ſogar ganz an ſie an. Nina Alexandrowna iſt recht beſorgt um ihn: ſie findet ihn zu nachdenklich für ſeine Jahre. Vielleicht aber wird aus ihm doch noch einmal ein tätiger und tüchtiger Menſch. Zum Teil iſt es auch auf ſeine Bemühungen zurückzuführen, daß für das weitere Schickſal des Fürſten geſorgt wurde. Unter all ſeinen neuen Bekannten hatte ihm am meiſten Jewgenij Pawlowitſch Radomskij gefallen; zu dieſem hatte er ſich denn auch ſogleich aufgemacht und ihm das Ereignis mitgeteilt, ſowie alles Nähere, was er ſelbſt über den Zuſtand des Fürſten wußte. Seine Erwartung täuſchte ihn nicht: Jewgenij Pawlowitſch nahm den lebhafteſten Anteil am traurigen Schickſal des armen „Idioten", und dank ſeine Bemühungen kam der Fürſt wieder in die Schweiz zu Profeſſor Schnei-

Digitized by Google

der, der ihn von neuem in seine Heilanstalt aufnahm. Jewgenij Pawlowitsch begab sich ins Ausland. Er hatte sogar die Absicht, recht lange in „Europa" zu bleiben, da er sich selbst ganz offen einen „in Rußland vollkommen überflüssigen Menschen" nannte. Seinen kranken Freund besucht er ziemlich oft, wenigstens ein paarmal im Jahre. Professor Schneider macht aber, wenn er nach der Genesungsmöglichkeit seines Patienten gefragt wird, eine immer bedenklichere Miene, schüttelt den Kopf und deutet an, daß es diesmal wohl eine vollständige Zerrüttung der Verstandeskräfte sei; zwar redet er nicht von Unheilbarkeit, äußert aber doch die traurigsten Mutmaßungen. Jewgenij Pawlowitsch nimmt sich das sehr zu Herzen – und er hat ein Herz, was allein schon durch den einen Umstand bewiesen wird, daß er von Koljá Briefe erhält, und diese Briefe hin und wieder sogar beantwortet. Außerdem aber haben wir noch etwas sehr Seltsames über ihn erfahren, und da dieses Seltsame ein guter Charakterzug ist, so sei es hier mitgeteilt: Jewgenij Pawlowitsch schreibt nämlich nach seinen Besuchen in der Heilanstalt des Professor Schneider außer an Koljá regelmäßig noch einen Brief nach Petersburg, der den ausführlichsten Bericht über den Zustand des Fürsten enthält. Doch außer diesen Berichten und der höflichsten Versicherung seiner Hochachtung, finden sich in diesen Briefen mitunter – und zwar immer häufiger – auch einige Darlegungen seiner Anschauungen, Begriffe, Gefühle, und diese werden mit jedem Brief sogar immer länger. Mit einem Wort, es beginnt in ihnen etwas durchzublicken, das

Digitized by Google

an freundschaftliche oder noch innigere Gefühle gemahnt. Die Person aber, an die Jewgenij Pawlowitsch diese Briefe schreibt – natürlich tut er es immerhin noch ziemlich selten – und die seine Aufmerksamkeit und Achtung in so hohem Maße gefesselt und erworben hat, ist Wjera Lebedewa. Leider ist es uns nicht möglich gewesen, Näheres darüber zu erfahren, wie sich diese Beziehungen haben anknüpfen können, doch nehmen wir an, daß es wohl infolge des Unglücks gewesen sein wird, das den Fürsten betroffen hatte. Wjera war durch das Geschehnis zunächst so erschüttert, daß auch sie erkrankte. Doch wie gesagt – bei welcher Gelegenheit sie sich näher getreten sind, wissen wir nicht. Im übrigen haben wir dieser Briefe auch deshalb Erwähnung getan, weil einzelne von ihnen Mitteilungen über Jepantschins und namentlich über Aglaja Iwanowna enthalten. In einem ziemlich krausen Brief aus Paris teilte er mit, daß diese zu einem polnischen Grafen und Emigranten eine große Neigung gefaßt und ihn bald darauf geheiratet habe, sehr gegen den Wunsch ihrer Eltern, die, wenn sie auch schließlich ihre Einwilligung gegeben, es nur deshalb getan hätten, weil es sonst zu einem vielleicht aufsehenerregenden Skandal gekommen wäre. Im nächsten Brief, den Wjera nach etwa einem halben Jahre erhielt, schrieb Jewgenij Pawlowitsch – es war wieder ein langer, ausführlicher Brief – daß er während seines letzten Aufenthaltes in der Schweiz bei Professor Schneider mit Jepantschins und dem Fürsten Sch. zusammengetroffen sei. Das Wiedersehen mußte, so wie er es schilderte, ein sehr seltsames gewesen

Digitized by Google

sein: alle hatten ihn faſt begeiſtert empfangen, Alexandra und Adelaida hatten ſich ihm ſogar zu heißem Dank verpflichtet gefühlt für alles Gute, das er dem Fürſten erwies, und für ſeine „rührende Sorge um ihn". Liſaweta Prokofjewna hatte beim Anblick des armen Fürſten in ſeinem kranken, erniedrigenden Zuſtande bitterlich zu weinen begonnen. Offenbar hatte ſie ihm längſt alles verziehen. Fürſt Sch. hatte bei der Gelegenheit ein paar gute Gedanken ausgeſprochen. Wie es Jewgenij Pawlowitſch geſchienen, hätte ſich das junge Ehepaar noch nicht ſo ganz harmoniſch verbunden gefühlt, doch wäre es vorauszuſehen, daß Adelaidas lebhaftes, mitunter recht feuriges Temperament ſich mit der Zeit freiwillig und von Herzen der geiſtigen Überlegenheit und Erfahrenheit des Fürſten anpaſſen und unterordnen würde. Hinzu kam noch, daß die Lehren, die die Familie in letzter Zeit erhalten hatte, für ſie unvergeßlich waren, ſo vor allem das letzte Erlebnis Aglajas mit dem polniſchen Grafen. Alles, was man befürchtet, als man die Einwilligung zur Heirat Aglajas mit dieſem Grafen verweigert hatte, war ſchon nach wenigen Monaten, nach kaum einem halben Jahre, in Erfüllung gegangen, und dazu noch mit ſolchen Überraſchungen, daß man an die leidigen Tatſachen faſt immer noch nicht glauben wollte. Es hatte ſich nämlich herausgeſtellt, daß der emigrierte Graf zwar ein Emigrant, deshalb aber noch längſt kein Graf war, ſeine Vergangenheit vielmehr etwas ſehr Dunkles und Zweideutiges hatte. Aglaja hatte er durch die „ſeltene Vornehmheit ſeiner von Heimweh nach dem Vaterlande ſich verzehrenden

Digitized by Google

Seele" gefesselt und bezaubert, und das in solchem Maße, daß sie bereits vor der Heirat Mitglied irgendeines Emigrantenkomitees geworden war, das sich die Wiederherstellung des Königreichs Polen zum Ziel gesetzt hatte. Überdies war sie noch in den Beichtstuhl irgendeines berühmten Jesuitenpaters geraten, der ihren Geist bis zum Wahnsinn zu beeinflussen wußte. Das riesige Vermögen des Grafen, von dem er Lisaweta Prokofjewna und dem Fürsten Sch. erzählt und für das er ihnen fast unantastbare Beweise geliefert hatte, war nichts als Schwindel gewesen. Außerdem war es ihm mit Hilfe seines Freundes, des Jesuitenpaters, in dieser kurzen Zeit gelungen, Aglaja vollständig mit ihrer Familie zu entzweien, so daß die Mutter und Geschwister sie schon seit mehreren Monaten nicht gesehen hatten . . . Kurzum, erzählen ließe sich noch manches, doch hatten Lisaweta Prokofjewna, ihre Töchter und Fürst Sch. schon so viel unter diesem „Schrecken" gelitten, daß sie im Gespräch mit Jewgenij Pawlowitsch fast angstvoll gewisse Dinge zu umgehen gesucht hatten, zumal sie wußten, daß er ohnehin über die letzten Verirrungen Aglaja Iwanownas gut unterrichtet war. Die arme Lisaweta Prokofjewna wäre gern sogleich nach Rußland zurückgekehrt: nach dem Bericht Jewgenij Pawlowitschs habe sie sehr parteiisch, fast sogar erbittert alles Ausländische kritisiert. „Nicht einmal Brot verstehen sie zu backen, den Winter über frieren sie wie die Mäuse im Keller!" habe sie ganz erbost gesagt. „Hier habe ich mich doch wenigstens über diesen Armen auf gut Russisch ausweinen können," habe sie hinzugefügt, erregt auf den Fürsten weisend,

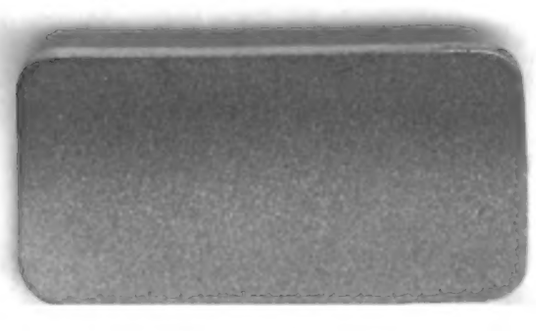
Digitized by Google

der keinen von ihnen erkannt hatte. „Aber jetzt hat man ſich genug hinreißen laſſen, es iſt Zeit, endlich wieder vernünftig zu werden! Und all das hier, euer ganzes Europa, alles das iſt nur Phantaſie, und wir Ruſſen, wir alle hier im Auslande, ſind nichts als Phantaſie . . . behaltet meine Worte, ihr werdet es ſelbſt ſehen!“ habe ſie ſich beim Abſchied von Jewgenij Pawlowitſch faſt zornig geäußert.

Digitized by Google

Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google